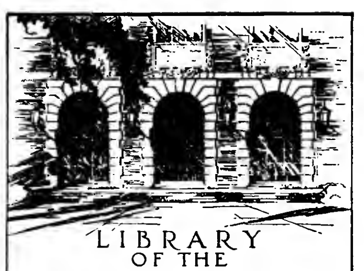






Was ich erlebte.

Dritter Band.



Was ich erlebte.

Aus der Erinnerung niedergeschrieben

von

Henrich Steffens.

Dritter Band.

Breslau,
im Verlage bei Josef Max und Komp.

1841.



Seereise. — Bergen. — Reise
an der Nordwestküste von Norwegen.
Die letzten Tage in Bergen.
Seereise nach Bergen. — Schiffbruch.
Hamburg. — Rendsburg. — Kiel.
Ueber Holstein.



Seereise.

Ich befand mich in der allertraurigsten Lage, meine Stimmung war düster wie niemals und mein körperlicher Zustand bedenklich. Völlig betäubt taumelte ich nach der Cajüte hinunter; ich hörte, wie der Anker aufgehoben wurde, wie man die Segel aufspannte, und das Neue meiner Lage, das sonst mein Interesse auf die lebhafteste Weise erregt haben würde, vermochte nicht, mich aus dem dumpfen Zustande, in welchen ich versunken war, aufzuwecken. Die Gestalten, welche die Cajüte einnahmen, Schiffer und Passagiere, schwebten, wie in einem verworrenen Traume, in unbestimmten und schwankenden Umrissen vor mir. Es war ein schöner günstiger Wind, und das Schiff durchschnitt im raschen Fluge die Wellen. Mich befiel ein heftiges Erbrechen, ich eilte auf das Verdeck; die beständige Wiederholung der unangenehmen Zufälle erschöpfte mich mehr und mehr; ich hörte, wie man mich all-

gemein bedauerte. Einige riethen mir ernsthaft, die Reise aufzugeben, denn der Anfall von Seekrankheit war so heftig, daß man schon die Folgen zu fürchten anfing: und da diese Krankheit so ungewöhnlich früh bei der ersten Bewegung des Schiffes hervorgetreten war, so glaubte man, daß ich völlig unfähig sei, eine Seereise von mehreren Tagen auszuhalten. Selbst der Schiffer bot sich an, ein Boot auszusetzen, mich mit meinem Reisegepäck an das Land zu bringen, und auf die Reisekosten zu verzichten. Ich schüttelte nur mit dem Kopfe, taumelte in die Cajüte hinunter, warf mich völlig erschöpft und halb bewußtlos in die Koye und schlief ein. Es war Nachmittags, als ich das Schiff bestieg; ich schlief die ganze Nacht hindurch, und es war heller Tag, als ich erwachte; das Schiff lag still, ich trat aus der Koye heraus und mußte mich besinnen, wo ich war. Noch immer fand ich mich wie betäubt und matt, besonders aber quälte mich ein heftiger Durst. Die Passagiere schliefen; einige Tassen Thee erquickten mich, und als die Schlafenden sich erhuben, fand ich mich völlig wieder hergestellt. Es war mir jetzt ganz klar, daß die Krankheit, die im Innern wühlte, meiner Stimmung eine

düstere Farbe ertheilt, daß diese wieder die Krankheit gesteigert und mir eine körperliche Empfindlichkeit mitgetheilt hatte, die mir sonst fremd war. Es war eine wohlthätige Krise, ich fühlte mich vollkommen gesund, alle Grillen, die mich gequält hatten, waren verschwunden; die Sonne schien hell in die Cajüte hinein, die Freude über meine Lage, über eine größere Seereise, nach der ich mich lange gesehnt hatte, und die ich in den letzten Tagen in Kopenhagen nicht rein zu genießen vermochte, trat jetzt mächtig hervor. Ich betrachtete mit heiterer Neugierde die Einrichtungen in der Cajüte, die Passagiere, mit denen ich die Reise machen sollte. Außer mir waren nur drei da: ein ältlicher Beamter mit seiner etwas verwachsenen, nicht ganz jungen Tochter, und ein prahlender jüdischer Zahnarzt, dessen Finger mit einer Masse von Ringen besetzt waren, wie die Uhrkette mit einer übertriebenen Menge von Petschaften und dergleichen. Dieser war auf eine widerwärtige Weise zudringlich; ich aber, in dem frohen Bewußtsein, die keimende Krankheit überwunden zu haben, fühlte mich durchaus gesund und heiter gestimmt. Der Zahnarzt ergötzte mich; mit dem ältlichen Beamten, der mir verständig und ruhig er-

schien, hoffte ich, mich lehrreich unterhalten zu können; selbst seine Tochter machte keinen unangenehmen Eindruck auf mich. Ich eilte auf das Verdeck; es war ein contrairer Wind eingetreten und das Schiff hatte seine Anker auf der Rhede von Helsingör geworfen.

Ich hatte seit meiner Kindheit diese Stadt nicht wieder gesehen. Es war mir ein wunderbar angenehmes Gefühl, nun selbst zu den Reisenden zu gehören, deren Lage von der stillen Stube aus dem Kinde so beneidenswerth erschienen war. Die ganze Gegend entzückte mich, und ich bedauerte nur, daß ich den schönen Anblick der Küste von Seeland, vom Meere aus, nicht genossen hatte. Der Schiffer schlug den Passagieren vor, das Boot zu besteigen; er meinte, daß der Wind uns wohl einige Tage auf der Rhede festhalten würde, und so konnte ich mich in die Erinnerungen der früheren Jahre vertiefen. Ich suchte einige Bekannte der Eltern auf; die ganze Zukunft lag heiter vor mir, und wenn ich in der günstigsten Lage gewesen wäre, hätte ich nicht fröhlicher gestimmt sein können, als ich jetzt war. In der Nacht ward ich aufgeweckt, ein Fischerboot brachte mich nach dem

Schiffe; der Anker ward gelichtet, und als über das schwedische Land die Morgenröthe flammend emporstieg, sahen wir eine große Masse von Schiffen, die, wie wir, durch den nördlichen Wind bis jetzt zurückgehalten, mit Segeln belastet, nach dem Kattegat zusteuerten. Ich zählte gegen 200 Segler. Das Meer eröffnete sich immer weiter, wir kamen auf die Höhe von Kullen, jenes schwedische Vorgebirge, welches in meiner Kindheit das ferne Ziel meiner Sehnsucht gewesen war. Hier wandte sich der Wind, und die ganze Flotte war genöthigt, wieder die Rhede von Helsingör zu suchen. Die Passagiere äußerten die heftigste Ungeduld; ich theilte sie nicht. Das erhabene Schauspiel ergötzte mich. Die schwellenden Segel so vieler Schiffe, die sich noch nicht zerstreut hatten, das bewegte Meer, die von der Sonne beschienenen Küsten, die Festung Kronburg mit dem stolzen Schloß, die auf der hervorragenden Erdzunge wie im Wasser zu schwimmen schien, die von der heiteren Sonne beschienenen Dächer von Helsingör, die immer klarer hervortraten: boten einen Anblick dar, der mich hinriß. Ich schwamm in einem Meer anmuthiger Erinnerungen; ich sah von der stillen Stube meiner

Kindheit die Masse der Schiffe, in deren Mitte ich mich befand; die genußreiche Gegenwart befriedigte mich ganz; ich hatte die Zukunft, die Reise und ihr Ziel völlig vergessen.

Meine Reisegefährten waren überzeugt, daß ich, so wie das Schiff fortsegelte, wieder von der Seekrankheit heftig angegriffen werden würde; ich lachte und versicherte, daß ich Gelegenheit genug haben würde, sie zu bedauern, daß ich aber ihnen keine weitere Gelegenheit geben würde zu einer mitleidigen Theilnahme, deren Werth ich sehr wohl zu schätzen wußte. In der That waren auch auf dem Wege nach Kullen die Passagiere alle drei seekrank, und sehnten sich schon jetzt nach dem Ende der Reise; ich aber war fröhlich und völlig gesund. Sie konnten nichts genießen und sahen mit Neid meinen starken Appetit. In der That haben die Seereisen das Eigenthümliche, den Appetit ganz zu zerstören oder zu steigern. Ich erfuhr nun die Gefahr, welche für mich in einer solchen Lage war; ich spürte nämlich, wie auf allen meinen spätern Seereisen, eine kaum zu überwältigende Neigung, geistige Getränke zu genießen, und ich sah es ein, wie nothwendig es war,

den Genuß solcher Getränke, innerhalb eines bestimmten Maaßes für die Mannschaft, zu ordnen. Ich muß gestehen, daß die Erfahrungen neuerer Zeiten, durch welche wir belehrt worden sind, daß die geistigen Getränke, selbst auf langen Seereisen, entbehrt und durch andere, weniger schädliche, wie Thee und Kaffee, ersetzt werden können, mich nach dem, was ich selbst so oft erlebt habe, überraschen.

Wir lagen nun wieder auf der Rhede, aber der Schiffer, der aus mehreren Anzeigen schloß, daß der widrige Wind sich bald ändern würde, erlaubte uns nicht mehr, das Schiff zu verlassen. Er hatte Recht. Den Tag darauf genoß ich das großartige Schauspiel der mit Segeln belasteten Flotte wieder. Als wir Kullen erreicht hatten, zerstreuten sich die Schiffe auf der weiten Meeresfläche. Die Küsten traten immer mehr in die Ferne, der günstige Wind trieb das Schiff rasch fort, und ich versenkte mich ganz in das große, mir neue Schauspiel. Das enge, einförmige Leben auf dem Schiffe, in der Cajüte mit wenigen Menschen, die uns nicht sehr interessiren, wie es immer auf die nämliche Weise wiederkehrt, vermag den Reisenden nicht zu fesseln. Ungestört ge=

nießt er daher die großartige Umgebung, die, ist ihm der Sinn dafür aufgeschlossen, ihn noch lange beschäftigt, unterhält, ja hinreißt.

Alles, was mich umgab, zog mich an. In der scheinbaren Einförmigkeit einer Meeresfläche liegt eine Mannigfaltigkeit von Erscheinungen, die, so lange sie neu sind, einen reichen Genuß darbieten. Der Sturm ließ nach, die Wellen fingen an, sich zu ebenen, die Segel hingen schlaff herunter; da entdeckte man einen großen Haufen von Quallen (Medusen), jene gallertartig durchsichtigen gewölbten Scheiben, die sich abwechselnd zusammenziehn und ausdehnen, während von der untern centralen Mundöffnung ein Bündel von Fühlfäden herunterhängt; hier und da setzte ein großer Fisch, etwa eine Makreele, aufspringend die Wasserfläche in Bewegung; Delphine, neugierig sich in der Nähe der Schiffe haltend, tummelten sich spielend; man entdeckte breite dunkle Gürtel auf dem stillen Meere, die sich von der ganzen Wasserfläche unterschieden; es waren abgesonderte Strömungen, die ihre eigenthümliche Richtung verfolgten. Die Jütländische Küste zeigte sich aus der Ferne; Häuser und Waldungen traten, durch die Luftspiegelung gehoben, in

das Meer hinein. Schiffe kamen und gingen, und es war eine stets erneuerte, angenehme Beschäftigung, sie aus weiter Ferne, als unmerkbare Punkte, zu entdecken; zu sehen, wie erst die Masten, dann der Körper des Schiffes aus den Wellen hervortauchte; zu errathen, von welcher Art das immer näher tretende Schiff war. So durchzogen wir ein Paar Tage hindurch, indem die Reise durch Windstille verzögert wurde, im Ganzen aber durch den Wind begünstigt, das Kattegat und erreichten die Nordsee zwischen Jütland und Norwegen. Die Bewegung der Wellen ward nun heftiger, der Wind blieb noch immer günstig; die Passagiere waren fortdauernd seekrank; an eine Unterhaltung mit diesen war kaum zu denken. Ich brachte die ganze Zeit bei fortdauernd heiterem Wetter auf dem Verdeck zu. Mancherlei Fragen hatte ich freilich an den Schiffer, an die Matrosen zu richten, und sie unterhielten sich gern mit mir: denn sie merkten es wohl, daß ich mit dem Meere nicht unbekannt war. Der Zahnarzt, der seine erste Seereise machte, stellte die unglückliche Frage an den Steuermann, wie weit wir noch hätten, und in welcher Zeit wir in Bergen sein könnten? Mich ängstigte

nun schon diese Frage, denn es war mir bekannt, wie verdrießlich sie den Seeleuten ist. Eine Art Aberglaube betrachtet sie als eine unheilschwangere. Der Seemann weiß, daß er dem launenhaften Spiel der Winde preisgegeben ist; er glaubt wohl, daß solche Fragen den Geistern, welche die Winde beherrschen, widerwärtig sind. Sie wagen selten, selbst wenn der Anschein noch so günstig ist, sich entschieden, und wäre es auch über die nächste Zukunft, zu äußern.

In sechs Wochen, vielleicht noch später, antwortete er sehr verdrießlich, und ließ den Zahnarzt stehen.

Indessen blieb der Wind günstig, trotz der bedenklichen Frage. Wir waren gegen Abend in die freie Nordsee hineingetreten, und entdeckten am frühen Morgen die norwegische Küste.

Es war nicht die Ungeduld eines durch die Seereise Erschöpften, die mich befiel, wohl aber eine heftige Sehnsucht, die mich ergriff, als ich nun den Gegenstand der fortdauernden Erwartung meiner ganzen Kindheit und Jugend in der weiten nebligen Ferne entdeckte; zuerst zwar nur in unklarer, unbestimmter Gestalt, aber allmälig deutlicher. Wir umsegelten aus der Ferne das flache Jedderen, jene ge-

fährliche Küste, deren fruchtbarer Boden in früheren Zeiten dem südlichen Norwegen eine Kornkammer war, jetzt öde und unfruchtbar, und näherten uns der felsigen, zerrissenen Küste. Der Anblick in der Entfernung von einigen Meilen war furchtbar: oben abgerundete Felsmassen lagen wie ungeheure Blöcke, in allen Richtungen durch tiefe Einschnitte von einander getrennt, vor uns; hinter diesen erst erhob sich das höhere Gebirge. Der klare Tag ließ uns die verworren zusammengehäuften Gebirgsmassen deutlich unterscheiden, und ich staunte fortdauernd nach der felsigen Küste hin. Der erste Eindruck, den dieser Anblick hervorrief, war kein erfreulicher; ich ward von einer ungeheuern Angst ergriffen.

Eine meiner Hauptbeschäftigungen in Norwegen sollte sein, auf der Westküste Mollusken zu sammeln. Während einer vorübergehenden Windstille blickte ich in die feuchte Tiefe des Meeres, betrachtete die schwimmenden Medusen, und freute mich auf den Augenblick, wo der Reichthum thierischer Formen, die, an den Meeresboden gebunden, ein buntes Gewühl bilden, sich mir enthüllen sollte. Diese Beschäftigung hatte nichts Bedenkliches; mir neue oder zweifelhafte

Arten brauchte ich mir nur, ihrer frischen Gestalt nach, einzuprägen und in Spiritus aufzubewahren; die eigentlich wissenschaftlich genauere Bestimmung aber konnte doch erst nach meiner Zurückkunft in Kopenhagen stattfinden; denn meine Kenntniß der Mollusken war noch zu unsicher und die wissenschaftlichen Hülfsmittel fehlten mir; in der Mineralogie hingegen traute ich mir gründliche Kenntnisse zu. Ich glaubte, daß meine Kunde von den Gebirgsarten, das, was ich von der Struktur der Gebirge erfahren hatte, eine hinlängliche Vorbereitung für die Untersuchung wäre; jetzt aber drängte sich plötzlich eine Ahnung hervor, als wenn Alles, was ich wußte und gelernt hatte, als ein völlig Unzulängliches, diesem mächtigen Chaos gegenüber, erscheinen würde. So mag einem jungen Manne zu Muthe sein, der, durch Vorträge und Schriften gebildet, in der falschen Voraussetzung einer Fähigkeit, die er nicht besitzt, ein wichtiges, verworrenes Staatsgeschäft übernimmt. Ich dachte mir die Felsenmassen als Gegenstand meiner Untersuchung; er war mir zu mächtig. Das wußte ich wohl, daß man die Struktur des Gebirges, als Resultat eines ursprünglichen Bildungsprozesses, von den späteren Re-

volutionen, durch welche die Massen von einander getrennt und verändert waren, unterscheiden sollte. Damals war die Ansicht herrschend, daß die späteren Zerstörungen und Trennungen durch mächtige Wasserfluthen stattgefunden hätten, und das in allen Richtungen getrennte und abgerundete Gebirge, wie es vor mir lag, schien Spuren solcher Zerstörungen zu tragen; aber neben dem großartigen Anblick schrumpfte diese Annahme zu einer kümmerlichen Voraussetzung zusammen. Dennoch zog mich das Gebirge unwiderstehlich an; es war mir zu Muthe, als läge eine ganz neue Aufgabe vor mir, als stünde, was ich gelernt hatte, in gar keinem Verhältniß zu dieser: aber zuversichtlich, wie die Jugend ist, verschwand diese Angst bald, und ich ergriff mit Freuden die Hoffnung, daß jene verworrenen Massen, wenn ich in ihrer Mitte lebte, mir ihre Geheimnisse entdecken würden.

Der Wind, der uns bis jetzt günstig war, hatte sich verändert, er war uns völlig entgegen, und der Schiffer steuerte auf einen Hafen zu, um dort einen günstigen Wind abzuwarten; es war Sirivaag, auf der südwestlichen Küste von Norwegen, wenige Mei-

len gegen Süden von Stavanger, meinem Geburtsorte, den ich in meinem dritten Jahre verließ und seitdem nie sah. Die Felsenmassen, die aus der Ferne mir abgerundet schienen, traten nun in schärferen Umrissen hervor; sie erhuben sich immer mächtiger, trennten sich immer entschiedener; noch immer war das Wetter heiter, und das Schiff lief zwischen den Felsen in den einsamen Hafen hinein. Alles um mich herum war Wasser und kahles Gebirge; ein kleiner grüner Fleck lag kümmerlich in der Mitte der Felsen, und der Eindruck, den die Gebirgseinsamkeit auf mich machte, der ich von einer ebenen, milden, fruchtbaren, waldreichen und stark bevölkerten Gegend kam, war furchtbar und gewaltsam. Wir verließen das Schiff. Einzelne Fischerhütten lagen zerstreut umher, und in ihrer Mitte ein ansehnliches, freundliches Gebäude. Ein Kaufmann hatte sich in dieser einsamen Gegend des Heeringsfanges wegen angesiedelt; er trat uns, so wie wir an's Land stiegen, entgegen, und bot uns zuvorkommend und mit norwegischer Gastfreiheit sein Haus und seinen Tisch für die Zeit des Aufenthaltes im Hafen an. Das Anerbieten war für die drei Reisenden, die fortdauernd an Seekrankheit gelitten

hatten, zu einladend und wurde daher mit Freuden angenommen; auch mir war es sehr angenehm. Das Schlafen in der niedern Cajüte und in der noch niedrigern Koye, in welcher die Decke sich drückend in großer Nähe über meinem Kopfe ausbreitete, war mir immer ängstlich; es war mir, als sollte ich ersticken, wenn ich seitwärts in die Koye hineinkroch, die einer Spalte in der Cajütenwand nicht unähnlich sah; nur die höchste Ermüdung konnte mich in diesen ängstigenden engen Raum hineintreiben. Nach kurzem unruhigen Schlummer wachte ich dann gewöhnlich mit einer großen Beängstigung auf. Ein bequemes Lager in einem gastfreundlichen Hause war mir also sehr angenehm. In diesem war Alles freundlich und zeugte von Wohlstand; eine Mahlzeit wurde uns gleich angeboten; unser Wirth war ein freundlicher, schüchterner Mann, welcher, während wir mit einer Art Heißhunger verzehrten, was uns dargereicht wurde, uns bediente und kaum wagte, selbst Etwas zu genießen. Uebermüthig bat ich ihn, sich doch nicht zu geniren: „thun Sie, lieber Wirth, sagte ich, als wenn Sie zu Hause wären.“ Die Reisenden waren auf dem Lande schnell von der Seekrankheit, die, als wir uns der

Küste näherten, schon abnahm, wieder hergestellt; die Unterhaltung ward lebhaft, und jetzt erst trat ich meinen Mitreisenden näher; auf dem Meere hatte ich kaum irgend ein anhaltendes Gespräch mit ihnen geführt. Aber auch hier hatte ich keine Ruhe. Ein Künstler kann nicht mit größerer Ungeduld die Schätze der Kunst in Rom aufsuchen, als ich die Gebirge, welche mich umgaben. Die Gebirgsart, die ich bald erkannte, überraschte mich; es war jener grobkörnige labradorische Sienit, eine der edelsten Gebirgsmassen, die man kennt, die auf der südöstlichen Küste von Norwegen so mächtig wird und dort den edlen Zirkon enthält. In meiner Sammlung in Kopenhagen erschien ein Handstück dieser Gebirgsmasse mir als eine Zierde derselben, und ein reisender Botaniker, der am Kap die edelsten Pflanzen unserer Gärten und Treibhäuser entdeckt, der die zierlichsten Pelargonien und Ericeen mit Füßen treten muß, weil sie in dichtem Gedränge Ebenen bedecken, über die er fortschreitet, kann nicht heftiger ergriffen sein, als ich es war. Die Thränen stürzten mir aus den Augen; es war mir, als wenn das Innerste der Erde seine geheimnißvollste Werkstatt mir eröffnet hätte; als wäre die

fruchtbare Erde, mit ihren Blumen und Wäldern, eine zwar anmuthige, aber leichte Decke, die unergründliche Schätze verbarg, als wäre sie hier zurückgezogen, abgestreift, um mich in die wunderbare Tiefe hinabzuziehen, die sich eröffnete. Der Eindruck war ein durchaus fantastischer, und es mag eine lebhafte Darstellung von diesem Eindrucke gewesen sein, welche Tieck veranlaßte, seine Novelle, den Runenberg, zu schreiben, in welcher ein Mensch vorkömmt, der, durch eine geheime Sehnsucht nach den verschlossenen Geheimnissen der wilden Gebirge getrieben, die fruchtbare Ebene verläßt und, dämonisch verlockt, wahnsinnig wähnt, große Schätze entdeckt zu haben, indem er mühsam einen Sack mit werthlosen Steinen schleppt. Tieck hat gestanden, bei dieser Novelle an mich gedacht zu haben.

Wir blieben acht lange Tage in diesem Hafen. Im Anfange war die Unterhaltung ziemlich lebhaft. Der erste Eindruck, den die Gegend auf mich gemacht hatte, stumpfte sich, je stärker er war, desto schneller ab; zu Gebirgsuntersuchungen war keine Gelegenheit, ich durfte mich nicht weit vom Hafen entfernen, denn Alles auf dem Schiffe war bereit, um eine jede gün-

stige Veränderung des Windes schnell zu benutzen. Alles Gebirge, was ich in der Nähe sah, bestand aber aus dem nämlichen ungeschichteten Sienit. Zuletzt blieb mir also nichts Anderes übrig, als die Unterhaltung mit meinen Reisegefährten. Die Neigung, wenn man auf einer Reise von der gewöhnlichen Umgebung losgerissen ist, auch die gewöhnlichen Rücksichten zu vergessen, trat auch unter uns hervor. Selbst der ältliche Beamte ward offenherzig und fing an, gesprächig zu werden und Ereignisse aus seinem Leben zu erzählen; aber meine Hoffnung, durch seine Unterhaltung irgend eine Belehrung zu finden, verschwand bald. Sein ganzes Leben war von der allergewöhnlichsten Art; was er gewünscht, gehofft hatte, durchaus geringe; ich schauderte vor der Leere eines solchen Daseins zurück, und fand keinen Trieb, ihm mit einer gleichen Offenherzigkeit entgegen zu kommen. Der Zahnarzt prahlte, log, brüstete sich mit seiner Liederlichkeit, und ich war oft genöthigt, ihn an die Gegenwart der Frau unseres Wirthes und seiner Töchter, so wie unserer Reisegefährtin zu erinnern. Diese betrachtete ich nun genauer. Ihre Gesichtszüge waren angenehm, wenn man sie auch nicht

schön nennen konnte, ihr Auge lebhaft; sie machte den Eindruck einer verständigen Person; sie allein schwieg und schien an einem geheimen Kummer zu leiden. Das Bewußtsein ihrer verunstalteten Persönlichkeit schien sie zu drücken, und eine tiefe Theilnahme zog mich zu ihr hin. Durch den Vater hatte ich schon alles Aeußere von ihrem Schicksale erfahren: wie die Mutter neulich gestorben, und der Vater als Gerichtsperson in Bergenstift angestellt war. Er war mit seiner Anstellung sehr zufrieden, denn Alles, was er wünschte, hatte er erreicht, seine Eitelkeit war befriedigt und sein Einkommen gesteigert. Das arme Mädchen schien Zutrauen zu mir gefaßt zu haben, und als wir einmal allein ein Gespräch anfingen, begann sie, ich weiß selbst nicht wie, über ihre Lage zu sprechen: wie sie verlassen in der Welt stehe, obgleich sie den Vater liebte, wie sie mit der Mutter in vollkommen stillem Einverständnisse gelebt habe. Mit der Mutter, sagte sie, habe ich meine letzte Stütze verloren, sie starb vor einem halben Jahre, und wir gehen nun nach einer einsamen Gegend, wo wir keinen Menschen kennen. Die grauen Gebirge erschrecken mich, die Menschen sind mir fremd und

ich weiß nicht, wie ich es in der öden Gegend, verlassen von aller Welt, aushalten soll. Der Vater ist wohl gut, aber er weiß doch nicht, was mich quält und ängstigt. Die Thränen traten dem armen Mädchen in die Augen, und sie schien mir noch mehr anvertrauen zu wollen, als die lustigen Töchter des Hauses, laut lachend, mit dem Zahnarzte hereintraten.

Seitdem dieses Gespräch stattgefunden hatte, schien es, als wenn das Mädchen Gelegenheit suchte, die Erzählung fortzusetzen. Ich war von einem tiefen Mitleiden ergriffen, und zum ersten Male fing ich an zu ahnen, wie das weibliche Geschlecht nicht selten, waffenlos und von allen äußeren Verhältnissen verletzend berührt, der rohen Gewalt der Männer preisgegeben ist.

Niebuhr macht in einem seiner Briefe eine Bemerkung, die mich überrascht hat. Die Frauen des achtzehnten Jahrhunderts, schreibt er, scheinen eine höhere Bildung erhalten, einen zarteren Sinn ausgebildet zu haben, als die Männer. Es scheint ihm ein noch unaufgelöstes Räthsel und der Mühe werth zu sein, der Quelle dieser Bildung nachzuspüren; er

erinnert an Klopstocks Meta und so viele andere Frauen, die in einer, doch im Ganzen rohen Umgebung jenen zarten Sinn entwickelt hätten. Der nächste Grund dieser Erscheinung scheint mir doch nahe genug zu liegen. In einer ruhigen Zeit, der alle heftige Aufregung fremd war, in welcher, wo einiger Wohlstand herrschte, die stille Ordnung des häuslichen Lebens in wohlhabenden Familien sich immer auf die nämliche Weise wiederholte, verfloß das Leben der Frauen in großer Einförmigkeit. Es war die Zeit, in welcher die englischen Romane in Uebersetzungen Deutschland, aber auch Dänemark überschwemmten. Ich selbst hatte in dem stillen Familienkreise meiner Eltern den Einfluß erlebt, den diese Schriften ausübten; auf die Männer konnte er nur vorübergehend sein, wenn er überhaupt stattfand; auf die Frauen mußte er eine ungleich größere Gewalt ausüben. Die Eltern waren weniger auf die Schädlichkeit der Romane aufmerksam, und sie schienen wohl auch weniger schädlich. Die Mädchen, wenn die Jahre herannahten, in welchen sie von unbestimmten Gefühlen und Ahnungen bewegt werden, in welchen sie leider erwarten müssen, ob endlich ein männliches Herz für

sie schlagen wird, versenkten sich in Träume, die ihre verborgenen Hoffnungen nährten und ausbildeten: daher die leidenschaftlichen Neigungen der Frauen gegen eine jede dichterische Natur. Einzelne Aeußerungen, und die Gewalt, welche die großartige Umgebung auf mich ausübten, ließen das Mädchen wohl ahnen, daß ich mehr in Träumen, als in der Wirklichkeit lebte, daß ich sehr verschieden war von den übrigen Männern, und meine Theilnahme an ihrem Geschick konnte ich nicht verbergen.

In den letzten Tagen unsers ungeduldigen Harrens in dem Hafen fand sich oft genug Gelegenheit zu ungestörten Mittheilungen. Ich erfuhr nun, daß kurz vor dem Tode der Mutter ein schreckliches Ereigniß das Mädchen in tiefen Kummer versenkt hatte. Ein junger Mann, sie nannte ihn ihren Vetter, mit den besten Aussichten für das Leben, ward als Leiche von bestürzten Männern in das Haus gebracht. Er war im Schwimmen vom Krampf ergriffen worden und ertrunken. Was sie von ihm erzählte, zeigte nur zu deutlich, daß eine zarte Neigung gegen den Verstorbenen ihr Herz erfüllt hatte. Sie war unerschöpflich in seinem Lobe; sie pries seinen Verstand, seine Güt-

seine Kenntnisse — und selbst seine männliche Schönheit wurde mit einiger Scheu mehr angedeutet, als ausgesprochen. Mancherlei Verhältnisse wurden leise erwähnt, aus welchen ich schließen mußte, daß sie von seiner Seite eine Neigung gegen ein anderes Mädchen vermuthete. Die vertrauliche Mittheilung, nach welcher sie sich vielleicht lange im Stillen nach dem Tode ihrer Mutter gesehnt hatte, schien sie weiter zu führen, als sie selbst wollte, und ich fing an zu vermuthen, daß der plötzliche Todesfall des jungen Mannes für sie ein Glück war; sie wäre wahrscheinlich bestimmt gewesen, noch Herberes zu erfahren, wenn er am Leben geblieben wäre. Dieser Blick in den still zehrenden Kummer eines weiblichen Wesens ergriff mich; sie schien eine Ahnung von dem zu haben, was die Männer von ihr entfernte, und doch war in ihrem Gram nichts Bitteres; keine harten Urtheile kamen über ihre Lippen und sie trug die Vernachläßigung der Männer, die Gleichgültigkeit, mit der sie selbst von dem Vater behandelt wurde, mit stiller Ergebung.

Es ist merkwürdig, daß ich dieses Mädchen und ihr Schicksal so bald vergaß, obgleich es mich während der Reise beständig schmerzhaft beschäftigte, ob-

gleich es die erste Erfahrung der Art in meinem Leben war. Ich erinnere mich durchaus nicht, in späteren Zeiten, selbst wenn ähnliche stille Leiden der Frauen meine Theilnahme erregten, an sie gedacht zu haben; und erst jetzt, indem ich mir die Ereignisse der Reise vergegenwärtige, hebt sich ihre Gestalt und das kummervolle, tiefbewegte Gesicht mit Bestimmtheit hervor.

Der Wind änderte sich, wir verließen das Haus unseres Wirthes, der uns gastfreundlich beherbergt und genährt hatte; seine Frau, eine ämsige Hausfrau, war für die Gäste den ganzen Tag hindurch beschäftigt gewesen; zwei lustige Töchter schienen an dem Zahnarzte großes Gefallen zu finden und Alle unsere Abreise zu bedauern. Völlig von der Seekrankheit wieder hergestellt, erfrischt und fröhlich bestiegen die Reisenden das Schiff, und ich erwartete mit großer Spannung, was nun die nächsten Tage mir schenken würden.

Nicht wenig trug zu unserer Fröhlichkeit die Masse von Austern bei, die noch im Maimonat zu genießen waren, und der frische Lachs, der in Menge vorhanden war. Wir verließen den Hafen, und der erste

Tag verging, ohne daß ich etwas Neues oder Anziehendes erfuhr. Ich hörte, daß wir auf der Höhe von Stavanger waren; wir hatten aber links fortdauernd das offene Meer und rechts die norwegische gebirgige Küste, von der wir uns ziemlich entfernt hielten. In der Nacht waren wir nun in dem verworrenen und merkwürdigen Felsen-Archipelag, durch welchen die Westküste von Norwegen einen in Europa einzig großartigen Charakter erhält. Zwischen diesen Inseln geht die Straße, die nach Bergen führt. Die Erwartung ließ mich nicht schlafen; in der Dämmerung der Nacht, die jetzt schon fortdauernd ziemlich helle blieb, starrte ich die mächtigen, schroffen Felsen an, die uns allenthalben umgaben. Der Tag war trübe und neblig, es regnete heftig; die Gebirge waren verhüllt, und hier und da traten die feuchten, dunkeln Massen aus dem dicken Nebel hervor, während die brausenden Wogen allenthalben an die nassen Ufer anschlugen und sich schäumend brachen. Zwar bedauerte ich, daß mir die trübe Atmosphäre den freien Anblick verhüllte, aber es lag etwas so großartig Düsteres, etwas so geheimnißvoll Gigantisches in der Umhüllung, die ein Räthsel der Natur verbarg, und

nur stückweise blicken ließ, daß ich mich gern und willig dem mächtigen Eindrucke hingab. Oft schnitt plötzlich eine unermeßlich hohe, schroffe, dunkle Gebirgswand in die neblige Atmosphäre dicht vor uns hinein; das Wetter hellte sich gegen Mittag etwas auf, die jagenden Wolken enthüllten in überraschender Höhe den dunkeln Gipfel eines rauhen Gebirges; er schien, von dichtem Nebel tief verhüllt, in der hohen Atmosphäre frei zu schweben, und es drängte sich die fast zerschmetternde Vorstellung von der furchtbaren Größe und Höhe der Gebirge, die uns allenthalben umgaben, unwiderstehlich auf. Ein Südostwind trieb Nebel und Wolken nach dem fernen Meere; die wunderbar wechselnde Gegend lag in hellem Sonnenscheine vor uns. Norwegens Westküste ist mit keiner andern in Europa zu vergleichen; das mittelländische Meer hat freilich Reize, die dieser rauhen Gegend fremd sind, aber die kühne, großartige Verbindung, mannigfaltig wechselnd, zwischen einem grenzenlosen Meere und Gebirgen, die, in ihrem Innern zerrissen, oft mit einer Höhe von 4 — 5000 Fuß sich in das Meer hineinstürzen, findet man nirgends. Die Felseninseln, die uns umgaben, sind selbst durchwühlt

und zerrissen. Vorgebirge treten durch niedrige Landengen, von den Inseln getrennt, in die Wasserfläche hinein, und die schroffen Wände, die fast lothrecht hinunterstürzen, hielten, selbst nachdem die Gegend in hellem Sonnenschein vor uns lag, auf und unter dem Gipfel schwebende Wolken fest, die die Spitze des Gebirges bedeckten, oder tiefer unten einen nebligen Gürtel bildeten, der sich, der Richtung des Windes folgend, allmälig nach Nordwesten zerstreuend, von dem Gebirge losriß und von ferne in die heitere Luft zerstob. Ein mehr zusammenhangendes Gebirge, rauh, wie die übrigen, verfolgte uns auf der rechten Seite; ob es eine Insel bildete, oder mit dem Festlande zusammenhing, blieb ungewiß. Hatte nun diese Umgebung uns einige Augenblicke beschäftigt, waren wir auf der Höhe des Vorgebirges, von dem gegenüberstehenden, durch einen Kanal getrennt, der oft enge war: so hatte sich plötzlich die ganze Scene verändert. Vor uns lag eine große, reine Wasserfläche, einem Landsee ähnlich, allenthalben von felsigen Ufern umschlossen; nur die Höhe der Wellen, die Schiffe, die sich in der Ferne blicken ließen, bewiesen, daß wir uns in einem Meerbusen befanden. Eine solche

bedeutende Erweiterung diente fast zur Beruhigung; denn während man sich zwischen den Inseln durchwindet, ist man durch eine jede, ja durch die kleinste Entfernung, wie in eine ganz andere Gegend versetzt. Dieser unaufhörliche Scenenwechsel, durch welchen Inselgruppen, die zusammen zu hangen schienen, plötzlich weit auseinander treten, getrennte zusammenfließen; weite, grüne Thäler, mit einer freilich im Ganzen dürftigen Baumvegetation, der ganzen Ansicht der Umgebung ein hier fremdartiges Gepräge mittheilen, welches eben so schnell bei einer plötzlichen Biegung verschwindet: hat, so großartig und bewunderungswürdig es anfangs erscheint, dennoch zuletzt etwas Beunruhigendes und Aengstliches. Kein Eindruck bleibt, ein jeder verschwindet wieder; oft schienen dicht vor uns liegende Felsen ein jedes Fortschreiten zu hemmen; wir glaubten, eine völlig geschlossene Felsenwand vor uns zu sehen; eine schnelle Veränderung der Fahrt spaltete diese, wie durch einen Zauber. Oft nähert man sich dem Festlande, das zusammenhangende Gebirge weist nach dem Innern des Landes hin, und deutlich erkennt man den ewigen Schnee, der den Rücken des Gebirges bedeckt, und verfolgt

mit großer Klarheit die Schneelinie, welche die dunkeln Abhänge von ihrer, im vollen Lichte hellglänzenden Bedeckung trennt. Es sind nicht bloß die Felsengruppen, die bei jedem Schritte ihre Stellung gegen einander verändern, es ist auch der fortdauernde Wechsel der Beleuchtung, der die zauberhaft schnelle Veränderung der Scenen hervorruft. — Wir segelten dicht an einer schroffen Felsenwand vorüber, die in einer unermeßlichen Höhe aufzusteigen schien; die Meeresfläche war völlig ruhig, wellenlos und spiegelglatt; wir blickten durch das durchaus klare Wasser in eine bedeutende Tiefe, wie in einen Abgrund hinein, in welchem sich die Felsenwand schroff nach unten zu verlieren schien, wie nach oben in der grenzenlosen Atmosphäre; wir sahen Austern über und neben einander an der Felsenwand kleben; wir entdeckten ein Gewimmel mannigfaltiger Fische; hoch über uns erblickten wir einen krummen, durch den Sonnenschein erhellten Faden, der von dem höchsten Rande des Gebirges sich in die Atmosphäre hineinbog, ein unerklärbares Räthsel demjenigen, der zuerst durch diesen Anblick überrascht wurde. Es ist ein Wasserfall, der sich von dem Gebirge hinabstürzt; man entdeckte in

der Höhe keine Spur von Bewegung der herabstürzenden Fluten. Es scheint ein ruhender, glänzender Bogen zu sein, das Wasser zerstäubt in bedeutender Höhe, jede Spur von feuchtem Wasserdunst verschwindet in der Atmosphäre; wir segelten unter dem Wasserfalle hindurch. Plötzlich verlassen uns die Inseln, wir entdecken sie in weiter Ferne wieder, der Meerbusen erweitert sich immer mehr, und vor uns liegt in seiner ganzen Größe das atlantische Meer, welches sich mit seinen mächtigen Wellen in den Meerbusen hineinwälzt. Diese Seestraße nach Bergen war nicht unbelebt; zwar die Wälder, welche die Felsen in uralten Zeiten bedeckt hatten, waren verschwunden, nur verkrüppelte Bäume und Gesträuche wuchsen hier und da in unbedeutender Höhe über dem Meere; Fischerhütten, kegelförmig gebaut, mit einer Oeffnung auf der Kegelspitze (Liuren), die zu gleicher Zeit den Rauch aus der Hütte heraus- und das Licht hineinließ, entdeckte man (etwa 6 — 7 zu einem ärmlichen Dorfe vereinigt) hier und da. Aber zwischen Inseln ruderten Böte, die mit großer Schnelligkeit herankamen, oder verschwanden; andere ruheten, während die Mannschaft angelte; einige vereinigt zogen die mit Fischen

beschwerten Fischernetze an das Land; Briggs, Fregatten, Galeassen begleiteten uns. Es war eine Zeit lebhafter Schifffahrt. Der schonungslose Krieg zwischen England und Frankreich hatte die leidenschaftlichste Höhe erreicht, die Caper beider Nationen lauerten in Unzahl, besonders in den südlichen Gegenden; es war zu unsicher, durch den Kanal zwischen Calais und Dower zu passiren; viele Schiffe aus nördlichen Gegenden, selbst wenn sie von Südamerika zurückkehrten, wählten den weiten Weg über Schottland, und liefen in Norwegische Häfen ein. Indem wir über Bommel-, Selböen-, Korse-Fjord segelten, entdeckten wir auf dem hohen Meere Kauffahrteischiffe mit kleinern vermischt, die gegen den Wind kreuzten und einen südlichen Weg zu verfolgen suchten.

Zuweilen sahen wir auf dem Lande ansehnliche hölzerne Gebäude von zwei bis drei Stockwerk, mit großen spiegelhellen Fenstern; es waren Gasthöfe für die Schiffer angelegt. Wir brachten zwei Tage und helle Nächte auf der Fahrt zwischen den Inseln hindurch zu; der beständige erregende Wechsel der Gegenstände hatte mich fortdauernd in Spannung erhalten; ich schlief in dieser ganzen Zeit nur wenige

Stunden, und bedauerte es, wenn die Ermüdung mir auf kurze Zeit unwillkürlich die Augen schloß.

Am Morgen des dritten Tages entdeckten wir auf der Höhe eines hervorspringenden Vorgebirges eine Reihe großer weißer Gebäude: es waren Packhöfe, die auf die Nähe von Bergen schließen ließen. Indem wir das Vorgebirge umsegelten, sahen wir die Menge der Schiffe im Hafen und über diese weg die weitläufige hell erleuchtete Stadt mit ihren Thürmen, die, eng von hohen Gebirgen umgeben, einen großartigen Eindruck machte.

Ich habe in den vier Norwegern die Eigenthümlichkeit der Lage Bergens, das Leben in dieser Stadt und in dem Hafen darzustellen gesucht. Ich kann, indem ich mich auf diese Darstellung berufe, mich hier unmittelbar mit meiner eigenen Lage beschäftigen, die drohend und ernsthaft genug war, um jeden Eindruck, der mich ergriffen, ja auf der Reise betäubt hatte, schnell zu verwischen.

Bergen.

Als ich den Schiffer bezahlt hatte, und nun mit meinen Sachen auf dem weitläufigen Ladeplatze der Stadt landete, überlegte ich zuerst mit Schrecken, wie klein die Summe war, die mir übrig blieb. Männer, die meine Sachen trugen, begleiteten mich über Plätze und durch Straßen, die mich durch den lustigen, hellen Anstrich der ansehnlichen, freilich meist hölzernen Häuser überraschten und anzogen; aber immer von neuem drängte sich der ängstliche Gedanke hervor, daß ich mich jetzt ohne Hülfsmittel, verlassen, unter völlig unbekannten Menschen befand, und mit Schrecken erwog ich, welche Ansprüche die Gesellschaft, auf deren Kosten ich reiste, zu machen hatte, und wie wenig ich in meiner hülflosen Lage diese zu erfüllen fähig war. Ich kam über einen heitern Platz; an einer Ecke desselben trat ein Haus hervor, welches schon durch seine Größe auffiel, noch mehr durch die dicken Mauern, die dunkelbraun und veraltet waren. Zwei kurze Flügel gingen von dem Hauptgebäude heraus, eine Treppe führte in der Mitte zum ersten Stock; ich trat durch den weiten Flur in die hohe

und ansehnliche Wirthsstube hinein, und das Herz schlug mir heftig und angstvoll, indem ich, in diesen ansehnlichen Gasthof hineintretend, meine Armut erwog.

Der Wirth kam mir höflich entgegen, er hatte ein durchaus gutmüthiges Ansehn, und wies mir eine große, ansehnliche, hohe Stube im untern Stocke an. Aus dem Fenster blickte man in einen etwas verwilderten Garten, über diesem sah man einen Arm von dem Hafen, der tief in das Land hineinschnitt; jenseits erhoben sich die Gebirge und links in einiger Entfernung der höchste Berg in der Nähe von Bergen, Uldriken, wohl zwischen 2 bis 3000 Fuß hoch. Die Landschaft, die vor mir lag, hatte einen finstern Charakter. Ich bestellte ein Mittagsessen, stand nun einsam in der Stube und überlegte das Drohende meiner Stellung. Jetzt begriff ich nicht, wie es möglich war, daß ich mich leichtsinnig hatte entschließen können, mich in eine solche Lage zu stürzen, die ich mit einer geringen Ueberlegung hätte voraussehen müssen. Bis jetzt in meinem ganzen Leben von Verwandten und Freunden umgeben, stand ich zum ersten Male, durch ein weites Meer von ihnen

getrennt, in einer fremden Stadt, völlig hülflos und verlassen da. Aber diese Stimmung dauerte nicht lange; ich erlebte es, welcher Grund von Zuversicht mit sanguinischer Hoffnung in mir lag. Ich hatte von meinem Lehrer, Professor Vahl, der in Bergen geboren war, Empfehlungsschreiben an die beiden angesehensten Aerzte der Stadt, die Doktoren Büttner und Monrad, und dann an einen reichen Kaufmann. Alle nahmen mich freundschaftlich auf, zeigten mir die größte Theilnahme, und versprachen, Alles zu thun, um meine Zwecke zu fördern. Einige Zeit verging nun in zerstreuender Geselligkeit. Ich ward nicht bloß von denjenigen eingeladen, an die ich empfohlen war; Männer, deren Bekanntschaft ich bei diesen machte, fast alle ansehnliche Handelsherren, eröffneten mir ihre Häuser; Studirende, die die Universität in Kopenhagen verlassen und meine Ankunft erfahren hatten, besuchten mich zuletzt fast täglich. Meist waren es Theologen oder Juristen, die auf Anstellung warteten und sich als Hauslehrer bis dahin durchzuhelfen suchten. Ich stand nun nicht mehr allein; offen und mittheilsam, wie ich war, schloß ich mich leicht an die Umgebung an, und das Bedürfnis

nach näherem Umgange gestaltete schnell ein vertrauliches Verhältnis, welches fortdauerte, so lange ich in Bergen blieb. Ich verzehrte im Gasthofe wenig. Ich hoffte, wenn ich meine Lage der Gesellschaft, die mich ausgeschickt hatte, offenherzig darstellte, die zweite Hälfte des Reisegeldes, die ich freilich erst nach beendigter Reise erhalten sollte, gleich ausgezahlt zu erlangen.

So fand ich mich eine Zeitlang äußerlich beruhigt, und konnte das gesellige Leben in Bergen, so wie es damals war, kennen lernen. Es darf nicht überraschen, daß dieses durch seine entschiedene Abweichung von Allem, was ich bisher erlebt hatte, mich auf eine kurze Zeit anzog. Wenn ich nun unbefangen erzähle, wie das damalige Leben in Bergen mir erschien, so muß man sich erinnern, daß fast ein halbes Jahrhundert seitdem verflossen ist, daß fast alle Verhältnisse der damaligen Zeit sich anders gestaltet haben, und daß, wie ich gehört habe, kaum eine Spur mehr von der großen Rohheit, die ich damals fand, übrig geblieben ist.

Bergen ist von rauhen, fast unzugänglichen Gebirgen umgeben; bei einer Landreise nach dem Innern des Landes muß man, indem man die nordischen höch-

sten Alpen durchschneidet, einen Paß von mehr als 4000 Fuß überschreiten, und eine solche Höhe hat in dem unglaublich rauhen und zerrissenen westlichen, wenig bevölkerten, Norwegischen Gebirge eine große Bedeutung. Alpenpässe von 8—9000 Fuß in Tyrol und in der Schweiz sind, mit diesen verglichen, durch die Chausseen bequem und bieten wenig Schwierigkeiten dar. So ist Bergen von dem übrigen Norwegen wie abgesondert; leichter verbunden mit den großen Handelsstädten in Deutschland, Holland, England, Frankreich, Spanien, Italien, als mit dem Lande, an welches die Stadt äußerlich wie angeklebt ist, ohne mit ihm in bürgerliche oder gesellige Verbindung zu treten. Viele von diesen Schwierigkeiten sind wohl zum Theil überwunden. Die Verfassung des Landes hat eine politische Vereinigung mit den übrigen Einwohnern erzeugt, von welcher früher gar nicht die Rede war. Damals war Bergen ausschließlich eine Handelsstadt; obgleich ganz von Norwegern bewohnt, trug sie das Gepräge einer Handels-Kolonie, und noch spürte man die Folgen der Verbindung mit den Hansestädten, die, als diese im Norden so mächtig waren, im funfzehnten und sechzehn-

ten Jahrhunderte so entschieden vorherrschten. Daß alle Unterhaltung in Bergen sich um Handelsgegenstände drehte, war natürlich. Zwar wäre es unrecht, zu läugnen, daß Bergens Einwohner auch damals die Vorzüge der übrigen Bewohner des Landes theilten. Sie waren gastfreundlich; wo das Handels-Interesse nicht Stillschweigen gebot, offenherzig und freimüthig; die Jugend zuversichtlich und derb. Es waren diese Vorzüge besonders, die mich in der ersten Zeit anzogen; aber die vorherrschende Selbstsucht, der widerwärtige Geldstolz, die beschränkte, rohe Lebensansicht mußte, so wie man näher trat, unvermeidlich zurückstoßen. Bergen hatte das Unglück, durch ein unsinniges Monopol sich auf Unkosten seiner nördlichen Landsleute zu bereichern; der bedeutendste Ausfuhrartikel war Stockfisch, und der Umsatz nach Bordeaux, Bilbao, Lissabon und den Häfen des mittelländischen Meeres sehr bedeutend. Die Bewohner von Nordland und Finnmarken durften die Stockfische nicht selbst auswärts verkaufen, sie wurden nach Bergen gebracht; die Kaufleute wußten diese armen Menschen durch ein betrügerisches Kreditsystem in fortdauernder Abhängigkeit zu erhalten, und alle Mühe

und Arbeit, alle Gefahren und Beschwerden fielen auf die unglücklichen Männer, die mit Hunger und Anstrengung, ja nicht selten mit Lebensgefahr, die Fische fingen, während die Kaufleute allein den bedeutenden Vortheil genossen. Es ist zwar ein natürliches, ja ein lobenswerthes, menschliches Gefühl, welches, wo solche schiefe und tadelnswerthe Verhältnisse uns entgegentreten, unsere Theilnahme vorzüglich nach dem betrogenen und leidenden Theil hinzieht: sittlich betrachtet, ist aber das Unglück, welches diejenigen trifft, die den scheinbaren Vortheil genießen, keineswegs geringer. Ein solches, durch den Staat hervorgerufenes permanentes System des Betruges stumpft allmälig ein jedes menschliche Gefühl ab, lähmt den Geist, und man kann darüber streiten, wer bei der Aufhebung dieses Monopols am meisten gewonnen hat, die Nordländer, indem sie ein natürliches Recht wieder gewannen, oder Bergens Kaufleute, indem sie ein sittlich zerstörendes Vorrecht verloren.

Es war aber nicht allein dieses verderbliche Verhältnis zu den nördlichen Bewohnern, durch welches die Rohheit der Einwohner so gewaltig die Oberhand gewann; dadurch, daß der Handel sich hauptsächlich

und fast ausschließlich auf ein einziges Produkt beschränkte, welches einen übermäßigen Vortheil abwarf, der ohne Mühe und Anstrengung gewonnen wurde, entstand nothwendig eine Indolenz, mit geistiger Beschränktheit verbunden, wie sie in südlichen Ländern stattfindet, wo den Einwohnern Alles mühelos zuwächst. Der Nordländer ist da, wo die rauhe Gegend und die strenge, versagende Natur nicht zur fortdauernden Mühe und Arbeit auffordert, von Natur träge; und so verschieden die Verhältnisse sind, unter welchen der reiche Kaufmann in den orientalischen Handelsstädten lebt, von denjenigen, welche die Umgebung einer nördlichen Handelsstadt ausmachen: so bin ich doch überzeugt, daß die sittliche Bildung, wie sie damals in Bergen war, eine große Aehnlichkeit zwischen beiden hervorrief.

Es gibt nicht leicht etwas Widerwärtigeres, als roher, geschmackloser Luxus. Ich wüßte fast nichts, was mich in der Umgebung der damaligen reichen Kaufleute nicht entschieden abstieß; wenn ich etwa in ihrer Bekleidung die stets reine und höchst feine Wäsche ausnehme. Die Wohnungen waren eben so Holländisch reinlich; fast alle von Holz gebaut, nach

außen mit heller Oelfarbe angestrichen, wurden sie in kurzen Zwischenräumen nicht allein nach innen, sondern auch nach außen abgewaschen. Alles, was von Metall war, an Thüren und Fenstern, oder an häuslichem Geräthe, glänzte mit fortdauernd erneuerter Politur, und es machte allerdings einen angenehmen Eindruck, bei dem ersten Eintritt in eine reiche Familie, wenn man die Personen auf englische, die Häuser auf Holländische Weise reinlich fand; aber die Form der Möbel war plump, und lange blieb man nicht in der Gesellschaft, ohne Spuren der Rohheit zu entdecken. Die Kaufleute nahmen auf das, was einen Fremden interessiren könnte, gar keine Rücksicht. Wer nicht über Hering- und Stockfischfang, über Disconto und Börsen-Nachrichten mitsprechen konnte, war nicht bloß verlassen, sondern auch verachtet. Entdeckte man nun gar, daß er ein Gelehrter war, so betrachtete man ihn mit einem herablassenden Mitleid, welches sich auf die Ansicht gründete, daß auch die Gelehrsamkeit ein Erwerb wäre, und zwar ein so wenig lohnender, daß der Mensch nur durch Armut, oder durch Mangel an Geschick, getrieben werden könnte, sich einem so ungünstigen Geschäfte hinzuge-

ben. Es war in der That nur eine instinktartige Consequenz, welche eine ganz entgegengesetzte Ansicht der Gelehrsamkeit hervorrief, da, wo sie eine ansehnliche und günstige Stellung im Staate begründet hatte. Unter solchen Verhältnissen erkannte man nicht allein den Vorzug des Geistes, sondern unterwarf sich ihm auch ganz. Um diese Unterwerfung für sich selbst zu entschuldigen, und jede, durch die Beschränkung unbestimmte Gewalt des Geistes zu entfernen, um sich völlig zu beruhigen, wenn das so Fremdartige sich doch nicht ganz abweisen ließe, ward der regierende Geist, wie man ihn wohl nennen konnte, als absolut unfehlbar angenommen. Er war der alleinige Repräsentant, an ihn hielt man sich mit der vollkommensten Zuversicht, und wußte nun genau, wie viel man täglich an Geist zu verbrauchen hatte, und wie dieser beschaffen sein müsse, wenn man mit ihm in irgend einen soliden Verkehr treten sollte, ohne sich durch die mancherlei unsicheren Anerbietungen und schwankenden Versprechungen, die für das anzuwendende Kapital keine sicheren Zinsen versprachen, im Geringsten irre machen zu lassen.

Ein solcher Mann, der das Monopol des geisti-

gen Handels eben so entschieden besaß und ausübte, wie die Kaufleute das Monopol des Stockfischhandels, war der Bischof von Bergenstift, Nordahl Bruun. Nichts Geistiges wurde innerhalb der Handelsstadt zugelassen, wenn es nicht durch ihn ging. Er war in der That ein geistreicher Mann. In seiner Jugend, und während er sich in Kopenhagen aufhielt, ward er zu den vorzüglichern Dichtern gerechnet, und ein tragisches Drama (Zaire), welches er damals verfertigt, hatte Anerkennung und Beifall gefunden. Besonders war er als Kanzelredner, wegen seiner Beredsamkeit, berühmt, und zwar mit Recht; durch das ganze Land aber ward und wird noch ein National-Lied, welches mit Wärme, mit unverkennbarer innerer Wahrheit und mit großem dichterischem Geschick das Glück und die Eigenthümlichkeit des Norwegischen Lebens besingt, allgemein geschätzt und gesungen. Es ist wenigstens sechszig Jahre alt, wohl noch älter, und noch immer hört man es in allen Gegenden von Norwegen; es hat sich zum bleibenden Symbol der nordischen Lebensweise erhoben. Daß dieser Mann aber irgend eine bedeutende wissenschaftliche Bildung besessen hat, ist kaum anzunehmen. Er tyrannisirte

völlig alle Einwohner Bergens. Der Mensch, wie er auch in dem Erwerbe zu Grunde gehen mag, braucht doch unvermeidlich ab und zu eine Meinung, und ist beruhigt, wenn er sie vollkommen fertig erhält, von einem Manne, auf den er sich, wie er glaubt, verlassen kann. Das gilt nicht allein in solchen höchst natürlichen, rohen Verhältnissen, wie damals in Bergen, sondern in der That auch in den bewegtesten geistigen Kreisen. Novalis hat schon die richtige Bemerkung gemacht, daß eine Philosophie, die in sich abschließt und schon fertig ist, eben dadurch eine so große Popularität erhält, weil Viele durch sie einen beschwerlichen Gegenstand, der sie sonst fortdauernd quälen würde, mit Bequemlichkeit abweisen können.

Daß ich, nach meiner ganzen Denkweise, auf einige Monate unter die Einwohner Bergens versetzt, auf irgend eine Weise mit diesem Manne in Collision kommen mußte, war zu vermuthen. Ich traf mit ihm in der ersten Zeit meines Aufenthaltes öfters zusammen, und obgleich ich wohl sah, daß eine jede Opposition gegen ihn durchaus fruchtlos sein würde, und daher schwieg, so schien er doch sehr gut zu merken, daß sein sonst so bewundertes Gerede auf mich keinen Eindruck

machte. Ich beschloß gleich, in gar keine Berührung mit ihm zu treten; ich besuchte ihn nicht, was ihn schon beleidigte; ich äußerte mich gegen die jüngeren Leute unbefangen über seine Beschränktheit und Anmaaßung, und nach kurzer Zeit war es in der ganzen Stadt bekannt, daß ich eine Opposition gegen den allverehrten Bischof zu bilden suchte. Sein Drama war mir von jeher als ein unbedeutendes erschienen; schon in Kopenhagen hatte ich darüber mit einigen Freunden heftigen Streit gehabt. Wohl übten berühmte Namen einen großen Einfluß auf mich, und ich war sehr geneigt, mich bedeutenderen Geistern verehrend zu unterwerfen, aber ich mußte mich durch diese innerlich angeregt und gefördert fühlen. Das war nun mit dem Nordahl Bruun nicht der Fall; ich erkannte zwar in ihm eine körperlich tüchtige, nordische Natur; ich bewunderte das Nationallied, welches aus dem Gefühl eines innerlich entschiedenen und eigenthümlichen Bewußtseins entsprungen war; ich hatte Kanzelreden von ihm gehört, die Eindruck machten, und ich gestand ihm eine große Beredsamkeit zu: aber obgleich er die Fesseln der damals herrschenden Orthodoxie trug, so waren diese doch so starr, so

geistlos aufgefaßt, so oberflächlich mit modernen Sentimentalitäten, ohne wahres inneres Gefühl übertüncht, so hohl und leer, daß sie mich anwiderten. Ich war nicht geneigt, Ansichten der Art zu verheimlichen, und wenn ich sie nicht gegen die Kaufleute äußerte, so war es nur, weil ich gar keine Neigung spürte, mich mit ihnen in Gespräche über solche Gegenstände einzulassen. Indessen konnten meine unbefangen ausgesprochenen Urtheile über diesen allseitig verehrten Mann nicht geheim bleiben, und sie würden mir ohne allen Zweifel alle Häuser der reichen Kaufleute verschlossen haben, wenn ich nicht durch meine späteren ungünstigen Verhältnisse, in eine innere tiefe Selbstbetrachtung versunken, mich selbst zurückgezogen hätte. In der That, die Lebensweise in Bergen hätte mich entweder ganz geistig vernichtet, oder ich mußte mich von ihr trennen.

Man wird es begreiflich finden, wenn ich nun diese Lebensweise genauer darstelle. Bergen war berüchtigt wegen der damals herrschenden Trinksucht. Ich ward zuerst zu einem reichen Kaufmann eingeladen; eine Masse von Kaufleuten fand ich da; einige Aerzte, Gerichtspersonen und Prediger. Die Frau

des Hauses trat erst herein, als wir uns zu Tisch setzten, nahm an dem obern Ende des Tisches Platz, alterthümlich angezogen, schüchtern und still; Keiner achteke auf sie; sie sprach während der ganzen Zeit ihrer Gegenwart kein Wort, stand, als das Dessert gebracht wurde, stillschweigend auf; wir blieben lange sitzen, und Keiner achtete auf ihre Entfernung. Bei der Eröffnung der Mahlzeit ward einem jeden Gaste eine halbe Flasche Madeira hingesetzt; sie ward den Gästen, statt des einen Glases bei gewöhnlichen größeren Mahlzeiten, gereicht; zwei Bouteillen Bordeaux erhielt darauf ein Jeder. Außerdem wurde feiner Rothwein, Malaga, Alicante u. s. w. gereicht. Die meisten Gäste leerten die Bouteillen völlig. Nach Tisch wurde Kaffee und Coignac vorgesetzt. Darauf besuchte die ganze Gesellschaft einen öffentlichen Garten; wo Kegel geschoben wurde; eine große Bowle Punsch dampfte auf dem Tische, ward geleert und wieder gefüllt. Wir kehrten Abends zurück, und bis Mitternacht wurde noch getrunken. Ich erschrak über diese Masse der Getränke, und obgleich ich verhältnismäßig sehr wenig genossen hatte, obgleich ich mir viel damit wußte, ein Paar Bouteillen Wein, ohne daß

sie auf mich einen großen Eindruck machten, ausleeren zu können, so kam ich doch völlig betäubt nach Hause. Dieses furchtbare Trinken fand ich, wenn auch nicht in solchem Maaße, allenthalben; es war mir bald zuwider, ja es ward mir nützlich; eine Neigung zum Weintrinken war ein unglückliches Erbtheil von meinem Vater. Die fortdauernde geistige Beschäftigung allein zwang mich, Maaß im Trinken zu halten. Dieses schauderhafte Uebermaaß schreckte mich zurück; doch war ich später Zeuge eines Trinkgelages von einer so riesenhaften Art, daß ich, was ich erlebte, kaum zu erzählen wage, weil es fast unglaublich scheint. Ein wohlhabender junger Kauf mann lud uns eines Morgens zum Frühstück ein. Man stand damals in Bergen sehr früh auf, und es war kaum 8 Uhr, als die Gesellschaft sich versammelte. Der Wirth, ein riesenhafter Mensch; hatte es darauf angelegt, einige Gäste, die als starke Trinker berühmt waren, zu besiegen. Ich sah eine Menge Bouteillen stehen, und man trank Dry-Madeira und Coignac, gläserweise abwechselnd. Obgleich ich in meiner Jugend in lustiger Gesellschaft ein Glas Wein nicht verschmähte und nicht immer das rechte Maaß

hielt, so schauderte ich doch vor dieser Rohheit zurück. So wenig ich genossen hatte, so fand ich mich doch nach dem Genuß von ein Paar Gläsern schon höchst unangenehm afficirt, und verließ die Gesellschaft, um mich zu erholen. Der Wirth lud mich zum Mittagsessen ein, und die Neugierde, zu erfahren, was aus einem so ungewöhnlichen Trinken werden sollte, überwand meinen Widerwillen. Als ich wiederkam, saßen einige von den Morgengästen noch beisammen; die meisten waren taumelnd nach Hause gegangen. Als die letzten verschwunden waren, erschienen diejenigen, welche die Gesellschaft am frühesten verlassen hatten, allmälig wieder. Der Wirth allein war sitzen geblieben, er war ruhig, besonnen, wie sonst, und man merkte ihm nichts an. Wir setzten uns zu Tisch, und diejenigen, welche beim Frühstück am längsten ausgehalten hatten, erschienen erst, als die Mahlzeit fast zu Ende war. Jetzt machte der Wirth, der auch bei der Mittagstafel wie sonst getrunken hatte, seinen Gästen den Vorschlag, sie zum zweiten Male unter den Tisch zu trinken. Ich verließ die Gesellschaft früh am Abend, mit dem Entschluß, an solchen Trinkgelagen niemals Theil zu nehmen, erfuhr aber, daß

die Gäste bis tief in die Nacht zusammen geblieben waren, und daß der Wirth wirklich Wort gehalten habe. Wenigstens erschien er den Morgen sehr früh bei mir und beklagte sich über seine Gäste. Das Volk, sagte er, bildet sich ein, es mit einem ordentlichen Trinker aufnehmen zu können, und kann nichts vertragen. Als ich vor Jahren die Lebensgeschichte des Herrn von Schweinichen las, ward ich an diesen gigantischen Trinker erinnert.

Solche Scenen und die vollkommene Bedeutungslosigkeit aller Gespräche scheuchten mich von der Gesellschaft zurück: die Einzigen, die mich anzogen, waren die beiden Aerzte, an die ich empfohlen, die aber, viel beschäftigt, selten zu sprechen waren. Viel trug zu dieser Rohheit die Lebensweise der Frauen bei. Die wenigen, die ich sah, waren auf eine Weise ungebildet, die mich in Schrecken setzte; ihre Kleidung schon fiel mir auf, sie war geschmacklos und veraltet. In Bergen ist das Wetter fast immer trübe und regnig. Die Schiffer, wenn sie nach Jahren den Hafen wieder besuchen und in die Nähe kommen, fragen: regnet es noch in Bergen? Man sah daher oft die Frauen in einer seltsamen Tracht auf der

Straße. Sie waren in ein großes, weites Tuch eingehüllt, dieses ist auch über den Kopf geschlagen und unter dem Kinn so zugebunden, daß man nur wenig vom Gesicht sah. Diese mumienhaften Gestalten erinnerten mich an die Abbildungen egyptischer und arabischer Frauen, wie ich sie bei Niebuhr gesehen hatte. Es waren in der That dieselben Gestalten, die hier im höchsten Norden erschienen, nur daß die stets dunkle Farbe an das finstere Klima erinnerte.

Die Frauen erschienen nie in der Gesellschaft und wurden eben nicht zart behandelt. Ich war einmal Zeuge einer Scene, die mich in Erstaunen setzte. Eine Italienische Schauspielertruppe war, Gott weiß, durch welches Schicksal, nach Bergen verschlagen, und gab einige Vorstellungen auf dem Saale des Rathhauses. Ob zufällig ein Paar von den Zuschauern, bei einem längeren Aufenthalte in einem Italienischen Hafen, einige Italienische Worte gelernt, mag ungewiß sein; daß aber kaum Einer der Anwesenden die Gesänge der Schauspieler verstand, ist wohl gewiß. Ich freilich so wenig, wie die Uebrigen. Aber das lebhafte Spiel, die den Meisten wohl ganz unbekannte dramatische Vorstellung, die Späße des Buffo, versetzten

die Gesellschaft in die größte Spannung. Die Frauen trugen wunderbare Kopfbedeckungen; es war eine Art Aufsätze aus Flor, die steif in die Höhe ragten, unterstützt durch Metalldräthe. Sie saßen, während die Männer hinter ihnen standen. Der Kopfputz der vorsitzenden Damen hinderte die hinten Sitzenden am Sehen; diese richteten sich daher auf und schlossen nun jede Aussicht für die Männer zu. Man verlangte gebieterisch, daß sie sich niedersetzen sollten, aber die Begierde, das ihnen neue Schauspiel zu genießen, war zu heftig; die Frauen blieben stehen. Auf einmal sah man eine Menge von Stöcken gehoben, sie schienen nicht eben sanft auf die Schultern und Köpfe der Frauen zu fallen. Ich sah, wie der Kopfputz einiger Damen eine ganz andere Gestalt annahm, die freilich, so zufällig sie entstanden war, mir eben nicht bizarrer und auffallender vorkam, als die gewöhnliche. Alle stehenden Damen saßen nun und bückten sich tief; das ganze Schauspiel sah einer plötzlichen grausamen Niederlage ähnlich. Hier und da hörte man ein halb unterdrücktes Geschrei, und dennoch konnte dieser gefährliche Angriff die Neugierde der Frauen nicht besiegen. Allmälig tauchte erst der noch zerstörte

Kopfputz, dann der Kopf auf; langsam und furchtsam erhob sich die ganze Gestalt; der gebieterische Ruf der Männer erscholl wieder fruchtlos; die Stöcke erhoben sich, und diese Scene wiederholte sich drei bis vier Mal.

Ich hatte schon allem Umgang entsagt; meine Lage ward immer bedenklicher. In dem Gasthofe war der Beamte einige Wochen lang mit seiner Tochter geblieben; ich sah und sprach sie selten, aber nie ohne Wehmut. Als sie abreiste, reichte sie mir weinend die Hand, und über ihre hoffnungslose Zukunft vergaß ich die eigene. Der Zahnarzt aber war mir im höchsten Grade beschwerlich. Er trieb sich zwar in der Stadt herum, wollte aber unter jeder Bedingung, wie es schien, ein vertrautes Verhältniß mit mir anknüpfen. Der Gastwirth aber war nicht allein ein gefälliger, sondern auch ein gutmüthiger und angenehmer Mann. Er hieß Balchen, und hat es wohl um mich verdient, daß ich ihn nenne.

Als ich mich von den Gesellschaften zurückzog, hatte ich aus den Bibliotheken der Aerzte, der Predi-

ger und Schullehrer zusammengebracht, was mir der Zufall in die Hände führte, und sah mich nun wieder zu einer Dürftigkeit der literärischen Genüsse verurtheilt, die wenig verschieden war von derjenigen meiner frühesten Jugend. Die Bibliothek des alten Dr. Büttner war mir noch die wichtigste. Er war von Geburt ein Thüringer, war noch, ehe er sein Vaterland verließ, nicht allein in der Arzneikunde, sondern auch in der Naturgeschichte als Schriftsteller aufgetreten und Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften. Die übrigen Bibliotheken lieferten mir die von Claudius so sehr hervorgehobene älteste Urkunde des Menschengeschlechts und den Asmus; auch Voltaire, Rousseau und andere Französische Schriftsteller, die ich hier erst genauer kennen lernte; ältere Dänische und neuere Schwedische Dichter; aber meine vorzüglichste Unterhaltung verschaffte mir doch auch hier der mir schon so bekannte Lessing.

So vertiefte ich mich in Studien allerlei Art, benutzte aber einen jeden heiteren Tag zu Gebirgsuntersuchungen. Zwar waren diese mir lehrreich, aber sie konnten sich nicht weit erstrecken, und den Geognosten ist es jetzt hinlänglich bekannt, daß selbst ein

Naturforscher, der viel größere Kenntnisse als ich be-
säße, auf die Bergische Halbinsel beschränkt, wenig
Aufschlüsse über das Eigenthümliche der Scandinavi-
schen Gebirgsbildung erhalten könnte. Die Beschrän-
kung auf wenige Urgebirgsarten, die sich immer wie-
derholten, und deren geologische Bedeutung mir fremd
blieb, gab mir nur geringen geistigen Genuß. Wenn
ich zuweilen ein Paar Tage hindurch mich in dem
wilden, kahlen Gebirge herumtrieb, konnten mich die
spärlich in Schluchten hervortretenden Veränderungen
in der Structur der Gebirge unmöglich hinlänglich
beschäftigen. Der trübe, neblige Himmel, das düstere
Meer und das wilde Gebirge äußerten dann ihre ge-
heime Gewalt auf mich; besonders erinnere ich mich,
daß die kahlen Gebirgsseen, die in bedeutender Höhe
lagen, daß die allmälige Verkrüppelung der Vegeta-
tion, das Hervortreten einer neuen, der Alpenpflanzen,
die mir sämmtlich wohl bekannt waren, weil ich sie
mir vor meiner Reise zu einem Gegenstand eines ge-
nauen Studiums gemacht hatte, mich zwar freudig
überraschten, als ich sie blühend in ihrer eigenen
Heimat entdeckte, aber doch zu gleicher Zeit mit der
ganzen Umgebung höchst wehmüthig stimmten. Wenn

ich eine **Saxifraga**, einen zwergartigen **Rubus** abpflückte und die zarten Blütentheile betrachtete, da war es mir, als könnten sie in dieser gigantisch rauhen Natur so wenig einheimisch sein, wie die verhüllten Phantasie-Blüten, die meine Seele bewegten. Wenn ich rasch durch die wilden Thäler schritt, mit übertriebener Eile die steilen Abhänge hinaufkletterte, da fühlte ich eine gewisse kühne Zuversicht, mit den ungeheuern Massen zu ringen, ja sie zu besiegen. Aber, wenn ich auf den kahlen Höhen herumging, wenn ich in das weite brausende Meer unklar durch den Nebel blickte, dann beschlich mich ein Gefühl des Verlassenseins, dann drängte sich das Bewußtsein meiner furchtbaren Einsamkeit auf, und ich sah keine Hülfe für die Gegenwart, keine Hoffnung für die Zukunft. Wenn ich erschöpft und ermüdet und durchnäßt wieder allein im Gasthofe in meiner stillen Stube saß, und durch den Regen über den verwahrlosten Garten, und den engen Arm des Meerbusens nach dem von Nebel verhüllten Gebirge hinblickte: da war es, als wenn alle Grauen der Gebirgseinsamkeit mich auch hier überwältigten, und es warf sich ein düsterer Schleier nicht allein über meine

schwankende Gegenwart und unsichere Zukunft, sondern auch über die Vergangenheit, die ich doch so fröhlich und zuversichtlich genossen hatte.

Unter den Schriften, die mir in die Hände fielen, waren auch mehrere ausführliche Lebensbeschreibungen berühmter Gelehrten. Wenn ich nun las, mit welcher Sorgfalt Eltern und Lehrer einen jeden Schritt der Bildung eines solchen Gelehrten leiteten und ordneten, wie er sich fortdauernd durch seine Umgebung gefördert und unterstützt sah, wie nicht selten in seinen Jünglingsjahren schon das Schicksal seines Mannesalters vorbereitet und fortdauernd der Gegenstand der besonnenen Ueberlegung seiner Umgebung war; wenn ich mich erinnerte, wie auch ich ähnlichen ernsthaften Berathungen über das Schicksal der jüngeren Freunde und Verwandten beigewohnt hatte: so mußte es mir klar werden, ja mich mit Schrecken ergreifen, daß ich von jeher mir selber überlassen war. Nie fand ich mich als Gegenstand einer solchen Berathung. Das Thörichtste und Unbesonnenste, das Kühnste und Entscheidenste entstand aus eigenem Entschluß in der stillen Kammer, und ward den Freunden nur bekannt, wenn ich die Folgen trug. Das Bild meiner Mut-

ter schwebte mir dann lebendig vor; aber sie hatte mich nicht für diese Welt vorbereitet, die mich mit all ihrem Zauber gefangen genommen hatte, sondern für eine andere, die mir, ich fühlte es wohl, leider zu fremd geworden war.

Zwar umgaben mich mehrere junge Leute, die sehr an mir hingen, die auch an demjenigen, was ich ihnen lebhaft mittheilte, großen Antheil zu nehmen schienen, und mein lehrhafter Sinn konnte sich wohl vorübergehend befriedigt finden, wenn ich einen ausführlichen Vortrag hielt und sie aufmerksam zuhörten: aber ich mußte immer geben, sie empfingen; an eine wechselseitige anregende Mittheilung war nicht zu denken. Allerdings dienten diese Vorträge dazu, mir über Manches, was mir dunkel war, Aufschluß zu geben; neue Ansichten, die ich auf diese Weise gewonnen hatte, konnten mich überraschen und mich eine Zeitlang freudig in Bewegung setzen: aber ich empfand dann gerade am heftigsten, wie ich so gar nichts empfing; ich dachte mit tiefer Wehmuth an den Reichthum wechselseitiger Erregung, den ich früher genoß, und empfand die grauenhafte geistige Einsamkeit nur desto tiefer.

Eben in dieser Zeit trat ein Ereigniß ein, welches, an und für sich unbedeutend, mich dennoch zum Gegenstand des allgemeinen Gespräches in Bergen machte. Obgleich ich mich durchaus still verhielt und in der letzten Zeit nur die Freunde sah, die mich besuchten wurde ich doch als das Haupt einer Partei angesehen, die sich gegen die absolute Autorität des Bischofs erhob, wenn von politischen, philosophischen und ästhetischen Gegenständen die Rede war. Ich erfuhr es kaum. Wie Nordahl Bruun als Theolog ein starrer Orthodox, so war er auch ein Gegner der Revolution. Ich, der ich weder ein entschiedener Freund der Revolution, noch ein Rationalist war, mußte nun für Beides gelten. Waren es mißverstandene Aeußerungen meinerseits, ich weiß es nicht, aber nicht allein junge Leute, sondern auch ältere Männer beriefen sich auf mich. Man darf sich nicht darüber wundern, daß ein 21jähriger junger Mann in Bergen als eine Autorität gelten konnte. Die Candidaten, die mich besuchten, kannten meine Verhältnisse in Kopenhagen, meinen Umgang mit den literärischen Notabilitäten der Hauptstadt, sie wußten, daß ich dort als Schriftsteller genannt wurde; in der Handelsstadt wurden

die Fächer, in welchen ich mich ausgezeichnet hatte, nicht bestimmt unterschieden, und so war in dieser entfernten Gegend das Gerücht, welches von mir herumlief, hinlänglich begründet, daß ich den Gegnern Nordahl Bruun's als eine wünschenswerthe Stütze dienen, von seinen Anhängern als ein nicht unbedeutender Feind betrachtet werden konnte. Der Bischof war allerdings eine ächt Norwegische Natur; körperlich derb, konnte er auch an den geselligen Freuden Theil nehmen, die wohl, wo er zugegen war, weniger roh erscheinen mochten. Er sprach gern und laut, alle seine Aussprüche waren entscheidend; aber seine Anmaßung, die gränzenlos war, weil sie keinen Widerstand fand, sagte nicht Jedem zu. Schon die Handelsvortheile verbanden viele mit den Franzosen, und obgleich der eigentliche Haß gegen die Aristokraten in einer Stadt, wo damals, so viel ich mich erinnere, gar kein Edelmann lebte, wo der Handelsstand ganz allein herrschte, keine Nahrung fand, so waren doch nicht Wenige revolutionair gesinnt. Andere fanden sich durch seine Orthodoxie zurückgestoßen. Bis jetzt hatten sie nicht gewagt, laut zu werden; als aber eine Stimme aus der Hauptstadt, die sie

nicht für ganz unbedeutend hielten, ihrer Meinung nach, die Opposition unterstützte, traten sie kühn hervor. So war ich, ohne auf meiner stillen Kammer ein Wort davon zu wissen, in den Augen der reichen und mächtigen Anhänger des Bischofs ein Gefährlicher, Ungläubiger und Jacobiner. Nun ist es freilich nicht zu leugnen, daß meine religiösen Ansichten keineswegs sicher und befestigt waren, und daß das Prinzip der Revolution noch eine große Gewalt über meine schwankenden politischen Meinungen ausübte: aber auf jede Weise war das Urtheil falsch, welches mich als ein Parteihaupt bezeichnete. Ich sollte aber diese Rolle, die ich in der Stadt spielte, auf eine mich überraschende Weise erfahren. Die jungen Freunde wußten, daß ich einige Male in Kopenhagen gepredigt hatte. Sie beredeten mich, in einer der Hauptkirchen beim Nachmittags-Gottesdienste die Kanzel zu besteigen, und veranlaßten eine Aufforderung an mich, die von dem Hauptprediger der Kirche ausging. Ich war erstaunt, als ich die große Kirche gedrängt voll von Menschen fand. In Bergen zählte man 25 — 26,000 Einwohner; noch nie hatte ich vor einer solchen Versammlung gepredigt; aber meine

Predigt war sorgfältig ausgearbeitet und gut memorirt, ich überwand die Furcht, die mich anfangs überfiel, und die Predigt wurde ohne Anstoß gehalten.

Ich hatte als Text die Stelle Römer Kap. 8, Vers 18: „Denn ich halte es dafür, daß dieser Zeit Leiden der Herrlichkeit nicht werth sei, die an uns soll geoffenbaret werden." Diese Wahl war durch meine damalige Stimmung veranlaßt; ich war in der That, da ich in allen Richtungen meines Daseins mich gedrängt fühlte, geneigt, alle Hoffnungen für diese Welt aufzugeben, und mich an eine höhere anzuschließen. Die Predigt trug wohl selbst Spuren dieser Stimmung; auf jeden Fall mußte sie sehr abweichend sein von denjenigen, die man hier sonst zu hören pflegte. Ich hatte von dem Hohn der Albernheit, von dem drückenden Mißverständniß der Unwissenheit gesprochen, von dem Uebermuth der Mächtigen und von den innern bedenklichen Kämpfen, und wie wir immer von Neuem traurige Erfahrungen machen müßten, daß in uns wie außer uns das Geringe und Unwürdige fast immer den Sieg davon trage. Selbst meine Darstellung, meine Sprache erschien wohl den Meisten fremd.

Ich verließ die Kirche, schlug eine Einladung des mir fast unbekannten Predigers aus und schloß mich abermals, selbst durch die Predigt trübe gestimmt, in meine einsame Kammer ein. Kurz darauf stürmten meine Freunde herein. Meine Predigt hatte einen unglaublichen Eindruck gemacht; ich könne mich, behaupteten die Freunde, auf jede Weise mit dem als Redner berühmten Nordahl Bruun messen. Daß sich eine innere Bewegung, eine tiefe Erschütterung mit aller Wahrheit eines heftig ergriffenen jugendlichen Gemüths aussprach, ist sehr wahrscheinlich. Jetzt aber nahm jene Parteiung,. die sich bis dahin nur furchtsam und schüchtern gezeigt hatte, in beiden Richtungen eine entschiedene Gestalt an. Wie viele Gegenstände durch meine Rede berührt wurden, die Mißverständnisse erregen könnten hatte ich gar nicht bedacht. Beide Parteien hatten aber herausgehört, was sie wünschten. Meine Darstellung des Jammers, der in allen Verhältnissen des menschlichen Lebens sich vorfindet, galt theils für ketzerisch, theils für revolutionair. Wenige Tage darauf circulirte von dem Bischof unter den Predigern der Stadt eine Verfügung, die ihnen verbot, junge Studirende die Kanzel bestei-

gen zu lassen. Daß diese Verfügung mir galt, war augenscheinlich. Die Anhänger des Bischofs jubelten, seine Gegner schimpften. Leider war die Art, wie diese mich vertheidigten, mir eben so schädlich, wie die Angriffe der feindlich Gesinnten. Beide stimmten in dem, was sie wieder erzählten, überein, und so breiteten Freunde, wie Feinde Aeußerungen aus, die von mir herrühren sollten, und unter keiner Bedingung auf der Kanzel geduldet werden konnten. Zum Glück traute ich mir damals und auch lange nachher nicht die Fähigkeit zu, frei zu reden. Ich besaß die Predigt ganz so, wie sie gehalten wurde, im Manuscript, und schickte sie dem Bischof, erwähnte die Verfügung, die allgemein als durch meine Predigt veranlaßt betrachtet wurde, und bat ihn um ein öffentliches amtliches Urtheil über den erlaubten oder unerlaubten Inhalt derselben. Er bezeugte in einer Zeitung kalt und in wenigen Worten, daß meine ihm mitgetheilte Predigt nichts enthielte, was sich in religiöser oder politischer Hinsicht tadeln ließe. Obgleich nun alle verbreiteten Gerüchte durch seine Erklärung widerlegt wurden, so muß ich doch gestehen, daß er den Sieg davon getragen hatte. Denn wenn auch

der Inhalt tadellos war, konnte ja die Form der Predigt so schlecht und unrein sein, daß sie die erlassene Verfügung vollständig rechtfertigte, und auf diese Weise ward denn auch mein Manuscript benutzt. Er, behielt es vierzehn Tage bei sich, und ich hörte bald, welchen Gebrauch er davon gemacht, und zwar nicht durch die jungen Kandidaten, die mich besuchten. Aeltere besonnene Männer suchten mich jetzt auf und tadelten meine Unbedachtsamkeit hart und streng. Sie hätten, sagten sie, eine heilsame Opposition gegen die Anmaßungen dieses, zwar talentvollen, aber durch seine Unwissenheit und Eitelkeit gefährlichen Menschen bilden können, wenn ich die Verfügung völlig ignorirt hätte. Jetzt hatte er den Sieg entschieden errungen und auf lange Zeit.

Ich bekümmerte mich wenig um die Wendung, die diese Sache nahm; ganz Bergen war mir widerwärtig; ich fühlte mich in allen Richtungen abgestoßen; denn in der That ward meine Lage immer bedenklicher. Mai und Juni, die Hälfte der Zeit, die ich benutzen konnte, war schon verflossen, und ich mußte gestehen, daß mein Aufenthalt in Bergen der Gesellschaft keinen Nutzen brachte. Aus Kopenhagen

kam gar keine Antwort. Ich war genöthigt, meinen Wirth, in dessen Hause ich nun fast zwei Monate zugebracht hatte, mit meiner Lage bekannt zu machen. Ich wagte es fast ohne Bedenken; denn so lange ich da war, war von meiner Rechnung gar nicht die Rede, und er äußerte seine Zuneigung und Liebe alle Tage lebhafter und unverholen. Er versicherte mich, daß ich mich seinetwegen gar nicht ängstigen sollte; zwar wäre er selbst arm, aber sein Gasthof war eben in diesen Sommermonaten stark besucht; der Hafen lag voll Schiffe, es wimmelte von Seeleuten aller Nationen, die, wie gewöhnlich, viel verzehrten. Dabei war dennoch der weitläufige Gasthof unbewohnt, denn fast alle Seeleute brachten die Nacht auf ihren Schiffen zu. „Ich kann also die Stube, die Sie bewohnen," versicherte er, „ohne irgend eine Unbequemlichkeit entbehren; daß Sie, sprach er dann weiter, wenn Sie Bergen verlassen, bald in eine solche Lage kommen, in der Sie mir Alles wieder ersetzen können und werden, daran zweifle ich keineswegs."

Ich war nun freilich für den Augenblick beruhigt, aber dennoch drückte mich meine Lage fortdauernd. Erst in der Mitte des Juli erhielt ich eine Anwei-

sung, eine kleine Summe zu heben, die mich in den Stand setzte, mir auf einige Zeit ein Boot zu miethen, um mich zwischen den Inseln der Westküste mit Molluskenfang zu beschäftigen. Den dazu nöthigen Apparat, der, wenn ich mich nicht irre, von O. F. Müller und Vahl früher benutzt wurde, war noch vorhanden und im brauchbaren Zustande. Ich war sehr glücklich und in Erwartung der Wunder, die ich entdecken würde. Das gemiethete Boot lag fertig, ich bestieg es und fand jenen alten Mann, den ich in den vier Norwegern hervortreten ließ, der, wie man mich versicherte, 90 Jahre erreicht hatte, und der mit einem jungen Fischer noch immer mit weniger Unterbrechung den ganzen Tag die Ruder bewegte, obgleich er nicht auf den Füßen stehen konnte.

Ich finde unter meinen Papieren ein Tagebuch, welches erst nach der Reise anfing, und wie ich schließen muß, habe ich wirklich, zum Theil durch die Gastfreiheit der Beamten und Prediger, die ich traf, theils durch die große Wohlfeilheit aller Nahrungsmittel, die letzte Hälfte des Juli's und den ganzen August auf der Westküste von Norwegen zugebracht.

Nordwestküste von Norwegen.

Ich habe in der Zeit anderthalb Breitengrade auf der Westküste von Norwegen befahren und kennen gelernt; ich drang in die innersten Tiefen der beiden großen Fiorde (Meerbusen) Hardanger und Sogne-Fjord hinein, und die großartige, in ganz Europa einzig kühne Gebirgsnatur umgab mich allenthalben. Es war ein seltsames Leben, welches ich nun meist in der Einsamkeit, umgeben von den schmutzigen Fischbauern, den sogenannten Striglern, führte. Den größten Theil des Tages brachte ich im Anfange zwischen den Inseln zu, meist ohne zu wissen, wo ich in der Nacht ausruhen würde; oft führten mich meine Bootsleute nach einigen Fischerhütten, die keineswegs einladend waren. Man fand schon vor dem Hause die Spuren eines unerträglichen Geruchs; ekelhafte Reste verfaulter Fische umgaben die Hütten; ich mußte mich bücken, um durch die Thür, die ohne Schloß von selbst hinter mir zuklappte, in den dunkeln engen Raum hineinzutreten. Das einzige Licht fiel durch die Oeffnung des spitz zulaufenden Daches; brannte auf dem Heerde ein Feuer, so war die ganze

Stube voll erstickenden Rauches, und man entdeckte durch den Rauch hindurch kaum die durch Ruß oben und unten geschwärzten schmutzigen Wände. Dunkelheit, Rauch, Schmutz und unausstehlicher Gestank machte es einem Jeden, der nicht ein Strigler war, unmöglich, sich auch nur Minuten lang in diesen Räumen aufzuhalten.

Ich will hier nicht wiederholen, was ich in meiner Novelle, die vier Norweger, ausführlich dargestellt habe. Flinthout's Lage war ziemlich genau meine eigene. Wenn der häufige Regen mich zwang, in dem gemeinschaftlichen Versammlungshause, welches gewöhnlich nur aus einer, freilich nicht ganz kleinen Stube bestand, die Nacht auf einem keineswegs reinen Lager zuzubringen, befand ich mich gewöhnlich außerordentlich schlecht; die Stube war als Vorrathskammer benutzt; die angehäuften getrockneten Fische verbreiteten einen höchst widrigen Geruch, und man suchte diesen durch Pors (Myrica Gale) zu verbessern; aber diese streng duftende Pflanze wirkt betäubend, und das Gemisch von diesem Duft mit dem Geruch der Fische war im höchsten Grade widerwärtig. Das stumpfe, mißtrauische Wesen der Einwoh-

ner stieß mich nicht weniger zurück, als die Wohnung. Wenn ich ganz erschöpft einschlief, wachte ich nicht selten mit einer unbeschreiblichen Angst auf, als sollte ich ersticken; ich wagte nie, die Kleider abzulegen; denn wenn dieses Gefühl mich überfiel, mußte ich eilig aus der Stube hinausstürzen, um mich in der freien Luft zu erholen, wenn auch ein heftiger Sturm zwischen den Felsen wüthete und der Regen sich stromweise herabgoß. Dennoch war ich auf dieser Reise gesund und rüstig; alle Mühseligkeiten derselben waren mir, wie es schien, stärkend und heilsam.

So unangenehm mir nun Manches war, so sehr ich gewöhnliche Bedürfnisse der Nahrung, der Reinlichkeit und Bequemlichkeit des Lebens entbehren mußte, war dennoch diese Zeit mir im höchsten Grade genußreich. Das trübe Leben in Bergen, die nahe drohende und unsichere Zukunft schwebten zwar vor mir, aber alles war zurückgedrängt, wie die trüben Wolken nach einem Gewitter; es lagerte sich an dem Horizont meines Daseins, während die Gegenwart dem hellen, klaren, wolkenfreien Himmelsgewölke zu verglei-

chen war. Es gibt nicht leicht Lebensverhältnisse, die uns dem natürlichen Zustande näher bringen, als solche, in welchen die sich aufdringenden Bedürfnisse unmittelbare Befriedigung, so wie die Beschäftigung eine bestimmte und unausgesetzte Thätigkeit fordern. Wo ich nach großer Anstrengung eine erquickende Mahlzeit finden sollte und wie sie beschaffen sein würde; wo ich ein Nachtlager finden, und ob ich ein einigermaßen bequemes erwarten könnte: das waren Sorgen, die mich täglich beschäftigten. Oft genug wurden meine mäßigsten Hoffnungen getäuscht, aber die Jugend findet sich in Alles. Das schlechteste, in dünne Platten geformte Haferbrot (Havre-Fladbröd) und ein Trunk Wasser mit einigen Tropfen Coignac erquickten mich. Ein Lager in einem schlechten Bette, oft in meinem Boote, in den Mantel eingehüllt, und ein Paar Stunden Schlaf, stellten mich schnell wieder her, wenn ich auch noch so ermüdet war. Doch ging selten ein Tag vorbei ohne irgend ein Fischgericht. Ich habe Forellen in den seicht gewordenen Bächen, die den kahlen Felsen durchrieselten, mit den Händen gefangen. Die Hummer waren in solcher Menge vorhanden, daß eine Mahlzeit, die ich nicht

verzehren konnte, mit der kleinsten Münze bezahlt wurde. Auch meine Beschäftigung zog mich gewaltig an. Wenn das große Netz, mit dem starken, eisernen viereckigen offenen Rande, auf der einen Seite mit einer Schneide beschwert, durch eiserne Bogen, die von den Ecken des Randes ausgingen und sich kreuzten, an einem Anker-Tau befestigt, indem das Gewinde gedrehet wurde, um welches das Tau sich schlang — allmälig in die Tiefe des Meeres hinabgelassen wurde, verfolgte ich es mit den Augen, bis es verschwand; dann lauerte ich auf den Augenblick, in welchem es auf dem Boden des Meeres anstieß. Langsam ward nun das Boot in Bewegung gesetzt, während die scharfe Kante des Instrumentes, auf dem Meeresgrunde fortgleitend, was sich in der Tiefe vorfand, in das Netz warf. Mit einer großen Spannung erwartete ich dann jedesmal, welche Schätze der Fang mir schenken würde. Das wahrhaft phantastische Gewühl von Schnecken, Muscheln, Seegräsern, Korallen, die neben einander dalagen, an und auf einander gewachsen waren, während ganz seltsam gestaltete gallertartige Mollusken sich zwischen ihnen bewegten, eröffnete mir eine Welt der seltsamsten Art. Das

verborgene Leben der Meerestiefe riß mich hin, und Naturgestalten der wunderlichsten Art beschäftigten mich, während ich die Thiere in ein großes Gefäß mit Wasser hineinschüttete, und die gewöhnlichen und hinlänglich bekannten wieder dem Meere übergab, die seltenen, mir unbekannten oder zweifelhaften sonderte und wenigstens vorläufig betrachtete und untersuchte. Die Männer, die das Boot fortruderten, ließen sich die Stellen nachweisen, wo der Fischfang besonders ergiebig war. Von einer zur andern ruderten wir dann hin, und ein zweifacher, selten dreifacher Fang bot eine vollkommene Beschäftigung für einen ganzen Tag dar. Während dieser Zeit wechselten die Ansichten der Gegend unaufhörlich, und die Gegenwart schien mir so reich; Meer, nackte Felsen, ärmliche Hütten, Schiffe und Böte gaben eine still genossene, aber anhaltende Unterhaltung, während die Meeresschätze, die ich erhalten hatte, eine fortdauernde angestrengte Aufmerksamkeit forderten, und selbst die Sorge um Nahrung und Nachtlager mich in innerer Spannung erhielt. Oft stürmte der Regen herunter, und nicht selten ward ich zwei, wohl drei Mal täglich durchnäßt und wieder von einem scharfen Winde ge-

trocknet. Zuweilen verließ ich das Boot, eine Wanderung durch die größeren Felseninseln anzustellen.

Ich erinnere mich, auf einer solchen Insel in einem Thale übernachtet zu haben; von allen Seiten von so dichten, schroffen, kahlen Felsen eingeschlossen, daß die Sonne wenige Stunden nach Mittag verschwand und erst spät am Vormittage wieder erschien. Eine mehr als gewöhnlich reinliche Hütte lag in diesem Thale; das frisch grüne, immer feuchte Gras wuchs hier üppig; ich sah, von den Winden geschützt, Hafer und Gerste gedeihen: einige Kühe weideten im Grase. Alles bot eine so heimliche Ruhe dar. Die Einwohner in diesem Thale, ein rascher Greis mit langem Bart, eine freundliche alte Frau, der verheirathete Sohn mit seinen Kindern, waren so vertraulich, so beglückt durch die seltene Gegenwart des jungen Mannes, daß ich mich entschloß, wie ich den frühen Untergang der Sonne hier erlebt hatte, so auch den späten Aufgang zu erwarten.

Die Alten hatten seit Jahren das stille Thal nicht verlassen; die junge Frau war nur selten bis an das Ufer der Insel gekommen; nur der Sohn machte zuweilen, des Handels wegen, größere Reisen selbst nach

Bergen. Aber auch diese waren keineswegs häufig, und das ruhige Leben verfloß still in der allergrößten Beschränktheit. Mir ist dieses Ereigniß so lebhaft im Gedächtniß geblieben, weil ich nie dem Reichthum einer scheinbaren Einförmigkeit des Lebens, der rein eingefaßten, von allem wilden Wasser ausgeschiedenen Quelle eines einfachen Seelenlebens, näher getreten bin, als hier. Sowohl der Vater als der Sohn waren in ihrer Jugend Seeleute gewesen. Sie hatten die Welt gesehen, kannten Frankreich, Spanien, die Häfen des mittelländischen Meeres, wie es den Matrosen vergönnt ist, sie kennen zu lernen. Ein allgemeines Bild der Weltverhältnisse trugen sie in das einsame Thal hinein; aber der Greis wohnte hier sehr lange, selbst der Sohn seit zehn Jahren. Die damalige heftige Bewegung in der Geschichte äußerte sich in weiter Ferne. Die Entfernungen, der Zeit wie des Raumes, schienen ihre Bedeutung verloren zu haben, und selbst, was in der Nähe geschah, war ihnen so fremd, erschien ihnen so abgetrennt von ihrem eigensten Dasein, wie die Ereignisse der entferntesten Völker: und dennoch lag dieses Fremde dem einfachen Sinne so nahe, bewegte die einfältige durch=

sichtige Seele so tief, als gehörte es zu ihrem innersten Dasein. Wie das kleine Kind an der Mutterbrust die Arme ausstreckt, um das Entfernteste zu ergreifen, als wäre es in der Nähe, so umfaßte hier das wärmste, faltenloseste Menschenherz die fernen Ereignisse, als die des eigensten Daseins. Ich mußte viel erzählen; das Leben und Denken dieser Menschen ward mir auf einmal so klar, daß ich schnell erkannte, welche Ereignisse ich hervorheben, wie ich sie darstellen mußte. Nie hatte ich aufmerksamere Zuhörer, nie ein verständigeres Urtheil gehört. Die Zeit verschwand mir in der Dämmerung des Tages und der Seelen äußerst schnell, und dennoch war mir, als ich die Hütte verließ, als trennte ich mich von einer Heimat, in der ich lange gelebt hatte.

Das Leben in den Gegenden, in welchen ich mich damals herumtrieb, die Art und Weise, wie ich meine Zeit zubrachte, war so abweichend von dem, was Reisende gewöhnlich erleben, daß ich bedauern muß, kein Tagebuch gehalten zu haben: aber dennoch glaube ich, daß einzelne Ereignisse, die mir vorschweben, nicht ohne Interesse sein werden.

Es war schon in den ersten Tagen nach meiner Abreise von Bergen, als ich an einem Orte, Hope in Samnanger-Fjord, anlegte, um einen angesehenen Mann, an den ich empfohlen war, zu besuchen. Er hieß Christie, hatte bedeutende Aemter bekleidet und sich jetzt als ein vermögender Mann in die Stille zurückgezogen. Eine ansehnliche Gestalt mit einer Haltung, die Achtung gebot, und von einem früheren Leben in größeren Kreisen zeugte, trat mir, mich freundlich bewillkommnend, entgegen. So viel ich mich erinnere, lebte er allein, wenigstens kann ich mich auf keine Hausgenossen, besonders auf keine Damen besinnen. Das Haus war elegant eingerichtet; er behandelte mich freundlich und zuvorkommend, doch mit einer gewissen Würde, auf eine väterliche Weise, die Bescheidenheit und Mäßigung in meinen Aeußerungen gebot. Seine wissenschaftliche Bildung erfreute, seine reifen Urtheile über die politischen Ereignisse des Tages imponirten mir. Es war mir wohlthuend, hier einen Mann zu finden, den ich in jeder Rücksicht über mich setzen mußte, und die Ordnung, Reinlichkeit, Bequemlichkeit, die vorzüglichen Mahlzeiten und die vortrefflichen Weine hatte ich, nachdem ich mich

schon einige Tage in den schmutzigen Fischerhütten herumgetrieben hatte, hinlänglich schätzen gelernt. Er wollte mir eine schöne Aussicht zeigen, und führte mich in einen Saal, dessen Eleganz mich überraschte. Dieser war der Länge nach durch zwei Säulenreihen in drei Theile getheilt, und, was mir besonders auffiel, war, daß ich in diesem Saale, im hohen Norden, keine Oefen sah. Als ich meine Verwunderung hierüber äußerte, zeigte er mir die kaum zu erkennenden Thüren einiger Säulen; es waren Oefen. In Schweden hatte man einige Jahre früher angefangen, eine Art Steinpapier zu verfertigen und wohl auch zu Oefen angewandt. Aus diesem waren auch die Säulen gebildet, inwendig hohl und einige mit Zügen versehen, als Oefen eingerichtet. Aber er hatte dieses ungewöhnliche Material auf eine noch großartigere Weise angewandt. Als ich mein Erstaunen über die Säulen äußerte, führte er mich nach einem Thale in der Nähe des Hauses. Es war von rauhen Felsen umschlossen, die Schluchten und einige Abhänge mit Tannen bewachsen. Der Thalgrund zeigte einen üppigen Graswuchs, und ein klarer, schnell fließender Bach durchfloß denselben. Das Thal trug das rauhe, et=

was düstere Gepräge dieser Gegenden, und hier entdeckte ich nun einen griechischen Tempel. Zur vorderen Seite des Tempels führten Stufen; Korinthische Säulen trugen das Giebelfeld; ein rundes Gebäude mit einer Kuppel bildete den Körper des Tempels. Es war seltsam, ein solches Gebäude in einer solchen Gegend zu entdecken. Inwendig war es, so viel ich mich erinnere, sehr einfach, und herum gingen Galerieen, unten waren Bänke. Altar und Kanzel standen im Hintergrunde, die letztere über dem ersteren angebracht. Es war die Landkirche für die Umgegend, und durch Herrn Christie ganz aus Steinpappe erbaut. Ich habe mich seitdem erkundigt, ob dieses Gebäude, welches damals neu war, dem rauhen Klima in einer Reihe von 46 Jahren Trotz geboten hat. Die Nachrichten, die ich erhalten, stimmen nicht überein. Einige behaupteten, es wäre ganz verfallen und unbrauchbar. Mein Freund, der berühmte Violinist Ole Bull, glaubte das Entgegengesetzte behaupten zu können. Merkwürdig und überraschend war die Erscheinung auf jede Weise.

Es ist bekannt, daß die Norweger behaupten, es lebe im Atlantischen Meere der Norwegischen Küste ein Riesenpolyp, der, wenn er sich aus der Tiefe erhebt, die Meeresoberfläche in eine heftige Bewegung setze. Dieses Ungeheuer, erzählt man, hebt seine Fangarme in die Höhe, umschlingt selbst die größten Schiffe und zieht sie in die Tiefe hinab. Die Nachrichten von diesem Thiere sind wahrhaft kolossal. Pontoppidan (in seiner natürlichen Historie von Norwegen) hat die Zeugnisse von der Erscheinung dieses gigantischen Thieres gesammelt, und man kann kaum daran zweifeln, daß irgend ein Naturphänomen die Veranlassung zu den Erzählungen gegeben hat, obgleich man wenig geneigt sein mag, die Existenz eines solchen Ungeheuers (Kraken genannt) anzunehmen. Ich hatte meinen Fischern den Auftrag gegeben, wenn sie etwas von dieser Erscheinung während meines Herumtreibens hörten, es mich sogleich wissen zu lassen; denn auch sie behaupteten, den Kraken mehr als ein Mal aus der Ferne gesehen zu haben, und selbst in der Erzählung drückte sich der Schauder aus, der sie bei dieser Erscheinung ergriffen hatte.

Einst verweilte ich auf einer der äußersten west-

lichen Inseln; die übrigen waren gegen Osten zurückgetreten, und das unermeßliche Weltmeer umgab mich, unruhig bewegt, von allen Seiten. Da stürzten meine Begleiter am frühen Morgen herein, als ich auf dem dürftigen Lager noch schlief. „Der Kraken läßt sich sehen!" riefen sie aufgeregt und erschrocken. Ich sprang schnell auf und entdeckte in der That, etwa in einer Entfernung von einer halben Meile, eine heftige Wallung des Meeres, auf einer bestimmten Stelle, die offenbar von einem oder mehreren aufgetauchten Thieren entstanden sein mußte. „Wir wollen den Kraken in der Nähe besehen," sagte ich, und eilte zum Boote. Meine Begleiter sahen mich erstaunt und erschrocken an. — „Das ist eine Tollheit, eine Raserei!" schrieen sie, und schlugen mir die Begleitung ganz entschieden ab. Ich hatte schon höchst verdrießlich alle Hoffnung aufgegeben, wollte aber doch erfahren, was meine Beredsamkeit vermöge. „Ihr wißt doch," sagte ich, „daß ich von den Thieren des Meeres mehr weiß, als ihr, auch euren Kraken kenne ich und weiß, wie ihm ohne Gefahr beizukommen ist; ich stehe euch für jede Gefahr. Ich bin weichlich in der warmen Stube unter Büchern

aufgewachsen, und ihr seid Norwegens in der ganzen Welt berühmte kühne Seeleute: soll ich, der Schwache, Verwöhnte, euch beschämen und mit ruhiger Zuversicht das wagen, wovor ihr zurückschaudert?"

„Na!" riefen sie verdrießlich; „damit sollst du Weichling nicht prahlen, aber wenn der Kraken uns verschlingt, magst du es vertreten."

Wir setzten uns in das Boot, und da die Leute ärgerlich waren, so wurden ihre Ruderschläge kräftig; sie schienen trotzig dem sichern Tode sich und mich entgegen führen zu wollen, und das Boot flog schnell durch die Wellen.

Ich bewunderte die kecken Seeleute, die mit der Ueberzeugung, daß der Tod hinter ihnen laure, mit zornigem Eifer fortruderten und nicht einmal hinter sich sahen; offenbar, um, erbittert, wie sie waren, mir zu beweisen, wie muthig sie der Gefahr entgegen gingen! Ich, der ich in das Meer hinausblickte, erkannte bald den Grund der Bewegung. Ich sah den bekannten Springbrunnen, der durch die Spritzlöcher der Wallfische in die Höhe stieg, und mehrere dieser Thiere, die nicht sehr groß zu sein schienen, wie sie nach allen Seiten auseinander stoben und untertauch-

ten, indem wir uns näherten. Ich forderte meine Begleiter auf, hinter sich zu sehen, und doch war es mir schwer, sie zu überzeugen, daß die heftige Wallung auf der Meeresfläche durch eine Versammlung der Wallfische entstanden wäre. Sie behaupteten vielmehr, der Kraken wäre in die Tiefe getaucht, durch seine Nähe wären die Wallfische nach der Oberfläche des Meeres getrieben.

Bekanntlich sind die Arten der Wallfische, welche die nördlichen Meere bewohnen und auch auf der Norwegischen und Schottischen Küste erscheinen, noch nicht hinlänglich unterschieden. Die Art derer, die wir in der Ferne erblickten, läßt sich nicht bestimmen; ob es solche gibt, die sich gesellig versammeln, oder ob hier mehrere zufällig zusammentrafen, vermag ich nicht zu bestimmen: wohl aber läßt es sich vermuthen, daß eine solche Versammlung von Wallfischen, aus der Entfernung gesehen, die Fabel von den Kraken erzeugt hat. Ob diese Erscheinung die einzige Veranlassung ist, wage ich nicht zu entscheiden. Professor Vahl aber, dem ich mehrere Jahre später diesen Fall erzählte, gestand mir, daß er schon lange eine ähnliche Vermuthung gehabt.

Von einer solchen fernen Insel begleitete ich einst die Fischer der Gegend, die weit im Meere eine bekannte Sandbank, 2—300 Fuß tief, aufsuchten, um dort mit den starken Leinen zu fischen.

Es war ein schöner, ruhiger Morgen, und das Wetter schien beständig zu sein. Früh um 4 Uhr ruderte das große Boot, mit 6 Männern besetzt, in das Meer hinein; ein leichter Morgennebel bedeckte die Felsen und das Meer. Die Fischer selbst luden mich gutmüthig ein, sie zu begleiten, und nahmen mich umsonst mit. Während sie Fische fingen, waren sie begierig, zu erfahren, was ich mit meinem Netze aus der Tiefe herausbringen würde. Der Wind war östlich; die Männer bestiegen mit mir das Boot, mit langen Fischerleinen versehen; die Segel wurden aufgezogen und es ging schnell in das Meer hinein. Allmälig vertheilte sich der Nebel, die Sonne schien leuchtend auf die bewegte Meeresfläche, das ferne Gebirge entfernte sich immer mehr und es war eine eigene Empfindung, in einem offenen Boote, den unruhigen Wellen so nahe, dem Weltmeere preisgegeben zu sein. Der Wind wandte sich gegen Süden, zuletzt gegen Westen, das Segeln ward immer langsa-

mer; wir kreuzten hin und her, und die Bewegung des Bootes, wie es nun auf den Gipfel der Wellen gehoben wurde, dann zwischen diese hineintauchte, schien mir, dem Ungewohnten, gewaltsam, ja gefährlich. Die Fischer waren ruhig, und meine Angst ergötzte sie. Zuletzt wurden die Segel eingezogen, man ergriff die Ruder. Je mehr der Wind sich nach Westen drehte, desto mächtiger wurde der Wellenschlag. Der größte Theil des Tages war verflossen, und der Abend nahete, ehe wir, sechs bis sieben norwegische (mehr als acht geographische) Meilen von der Insel entfernt, die Sandbank erreichten. Mir ist die Nacht, die ich hier verlebte, unvergeßlich. Dicht von den Wellen des Meeres umgeben, wurden wir, als die Dämmerung anfing, immer stiller; die Masten waren im Boote niedergelegt; die Fischer hatten noch, ehe die Nacht einbrach, einen guten Fang gemacht; ich konnte auch ein Mal mein Netz auswerfen, und lehrbegierig umgaben mich die freundlichen Männer, als ich meine reiche Beute aus dem Netze in das Wassergefäß hineinschüttete und untersuchte. Es fanden sich einige seltene und unbekannte Arten darunter, und ich mußte einen populären Vortrag über meinen

Fang halten. Während dessen war die Sonne unter den Horizont gesunken, aber weit im Westen blieb die helle Abendröthe die ganze Nacht hindurch sichtbar, wunderbar über die Wellen, die uns so dicht umgaben, auftauchend und dann wieder verschwindend. Die Ruder lagen ruhig, das Boot schaukelte, sich selbst überlassen, auf den Wellen; das Gespräch ward immer einsylbiger, ein geistliches Lied ward gesungen; ich hörte, wie sie Gebete murmelten und dann neben einander, in ihre Mäntel eingehüllt, sich hinlegten und einschliefen. Sie waren durch die Anstrengungen des Tages ermüdet, ihr Schlaf war fest, einige schnarchten heftig. Die Wellen schlugen an das Boot an, die Luft wölbte sich über uns; das Bewußtsein, daß ein grenzenloser Abgrund unter mir in jedem Augenblicke das kleine Fahrzeug verschlingen konnte, hielt mich wach, und die Gewalt der wunderbaren Meereseinsamkeit ergriff mich. Es war mir, als gehörte ich der Tiefe zu, deren Bewohner ich mit frecher Neugierde beunruhigt hatte. Der düstere Hintergrund meiner damaligen Lage, tausend Bilder aus der Vergangenheit, traten auf und verschwanden wieder. Weder Kummer noch Freude konnten eine be-

stimmte Gestalt erlangen, alle Gefühle stumpften sich wechselseitig ab, alle Vorstellungen schaukelten wie das Boot und zerflossen in einander, wie die Wellen; es war eine Empfindung, wie ich sie früher und später nie gekannt habe. In der Dämmerung konnte ich die entfernten Ufer gar nicht erkennen, und lernte die tiefe, unergründliche Gewalt der Umgebung, die Macht, mit welcher die Natur die Seele beherrscht, hier, wie vielleicht niemals, kennen. Allmälig wurden die Bilder immer unklarer, die schaukelnde Bewegung der Vorstellungen immer ruhiger, das Plätschern der Wellen tönte wie ein Wiegenlied, und ich sank, wie die Begleiter, in einen tiefen Schlaf.

Als wir des Morgens erwachten, stieg die Morgenröthe über die Felsen empor, die sich wie ein dunkler Nebelbalken weit weg längs dem fernen Horizont hinzogen. Der Fischfang, der jetzt wiederholt wurde, war glücklich, meine Beute reich, der Westwind noch immer anhaltend, und segelnd erreichten wir am zweiten Abend die Insel.

Ich brachte nicht weit von Bergen einen Abend in einem Gasthofe zu, der eine seltsame Lage hat. Es war ein ansehnliches Gebäude von zwei Stock, und die Seite, die nach dem Wasser gerichtet war, erhob sich an dem äußeren Rande eines in die Tiefe schroff hinabfallenden Felsens; eine Thüre ging unmittelbar nach dem Meere hinaus: bedeutende Schiffe konnten dicht an das Haus anlegen, dichter, als ein Wagen vorzufahren vermag. Bretter wurden gelegt, das Schiff an das Haus angebunden, und man stieg unmittelbar von dem Verdeck in die Thüre hinein. Die Stube, die man mir anwies, ging nach dem Meere. Eine Brigg lag ruhig an das Haus angebunden, und aus dem geöffneten Fenster hob ich mit einer Angel ein Paar Fische herauf, um sie zum Abend zubereiten zu lassen. Matrosen und Fischer saßen in der großen Stube, und ich unterhielt mich gern mit diesen, wo ich sie fand. Es war die Rede von einem Prediger auf einer benachbarten Insel, dessen Gelehrsamkeit besonders gerühmt wurde. Ich war begierig, ihn kennen zu lernen, und am folgenden Tage suchte ich ihn auf. Es ist nach einer so langen Zeit mir nicht leicht möglich, die Inseln zu

unterscheiden, auf welchen ich mich aufhielt. Ist mein Gedächtniß mir treu, so war die Insel, auf welcher der Prediger wohnte, Sartor-Öen; ich fand ihn nicht zu Hause. Die Kirche lag eine starke Norwegische Meile von der Predigerwohnung auf der Insel entfernt. In dieser fand eine Trauung von eilf Brautpaaren statt. Die Landbewohner benutzen die ruhigen Sommermonate, und aus allen Gegenden kommen dann die Brautpaare zusammen.

Einige Bauern waren im Begriff, zur Kirche zu gehen; ich war begierig, dieser Feierlichkeit beizuwohnen und begleitete sie. Als wir in die Nähe kamen, entdeckte ich eine ziemlich große Ebene, in welcher eine kleine hölzerne Kirche lag; eine große Menge Menschen trieb sich in der Gegend der Kirche herum. Man führte mich zum Prediger, der ein lebhafter Mann von mittlerem Alter war und dessen derbe Manieren mir auffielen. Er nahm mich freundlich auf, bedauerte, daß ich ihn vergebens in seiner Wohnung aufgesucht, lud mich ein, an der Feierlichkeit Theil zu nehmen und darauf die Nacht in seinem Hause zuzubringen. Die Brautpaare standen auf einem Haufen, wurden mir durch den Prediger vor-

gestellt, und die Bräute fielen mir besonders durch ihre Tracht auf. Sie waren in schwarzes Tuch gekleidet, mit silbernen oder vergoldeten Ketten um den Hals, und trugen vergoldete Kronen auf dem Kopfe. Diese Tracht war wohl seit ein Paar Jahrhunderten unverändert geblieben. Die meisten waren etwas rohe, plumpe Gestalten, trugen sich höchst ungeschickt und zeigten sich schüchtern und verlegen.

Aus dem versammelten Haufen tönten heftige Trommelschläge; mehrere waren mit Flinten versehen; Schüsse sollten den Tag verherrlichen. Ein Bursche hatte sich dicht an uns geschlichen, der Flintenlauf war zwischen unsere Köpfe gelegt, der Schuß ging dicht an unseren Ohren los, drohte uns das Trommelfell zu zersprengen und ich war einige Zeit hindurch vollkommen taub. Es sollte eine Ehrenbezeugung sein.

Die Bräute wurden in die Kirche geführt; der Prediger, welcher dicht hinter den Brautpaaren ging, wies mir einen Stuhl an und die Kirche füllte sich. Das Gedränge der Menschen hier war furchtbar. Nach kurzer Zeit spürte ich einen unausstehlichen Modergeruch; die reichen Bauern ließen sich in der Kirche

beisetzen; der felsige Grund erlaubt keine bedeutende Tiefe des Grabes, und so verfaulen die Leichen dicht unter dem Boden der Kirche. Je länger der zusammengedrängte Haufe sich dort aufhielt, desto unausstehlicher ward der Gestank.

Der Prediger trat vor den Altar, und die höchst ungenirte Weise, mit welcher er sich benahm, war mir sehr auffallend. Ein Brautpaar nach dem andern ward ihm gegenüber gestellt; die Trauungsformel und die nicht kurzen Ermahnungsreden wiederholten sich eilf Mal; dabei unterbrach sich der Prediger nicht selten, schalt mit den Bauern, gab Anweisungen, um die gestörte Ordnung wieder herzustellen, und wischte sich den stromweis herunter fließenden Schweiß ab. In der kleinen Kirche war Alles dicht zusammengedrängt, der Stuhl des Predigers, in welchem ich saß, zwei bis drei Schritte von dem Altare entfernt. Auf einmal, als fünf bis sechs Brautpaare abgefertigt waren, wandte sich der Prediger an mich. „Das ist nicht auszuhalten," rief er aus und trocknete sich wieder den Schweiß von der Stirn; „geben Sie mir etwas Madeira, Sie finden die Flasche unter der Bank." Ein Glas war nicht da, ich reichte dem

Prediger die Flasche, er setzte diese mehrere Mal an den Mund, gab sie mir zurück, ermunterte mich, ebenfalls zu trinken, rief behaglich aus: „das stärkt!“ und setzte die Trauungs-Ceremonie fort.

Es muß einem Jeden, der es zum ersten Mal sieht, als etwas höchst Unschickliches auffallen; es ließe sich gewiß auf eine anständigere Weise einrichten; aber eine Stärkung war freilich durchaus nothwendig, und der Auftritt schien der Gemeinde keinen Anstoß zu geben. Ich dachte: was sich für den Prediger vor dem Altare schickt, kannst du dir ohne Anstoß erlauben, und auch mir war eine solche Stärkung sehr nothwendig, denn die verpestete Luft brachte mich einer Ohnmacht nahe.

Diese Trauungs-Ceremonieen dauerten wenigstens einige Stunden, und jetzt bestieg der Prediger die Kanzel. Seine Predigt war eben so ungenirt, wie die Trauung. Was mir aber besonders auffiel und unvergeßlich geblieben ist, war der Inhalt. Er gebärdete sich höchst leidenschaftlich und schalt mit großem Eifer auf die Rationalisten und bei dieser Gelegenheit auf alle übrige Ketzer, Atheisten und Deisten nicht allein, sondern auch Armenianer, Socinianer

Pelagianer und eine Menge anderer wurden genannt. Ich betrachtete die Gemeinde, und alle Anwesende schienen zwar nicht erbaut, was kaum möglich war, wohl aber erstaunt, mit der gespanntesten Aufmerksamkeit die Rede zu verfolgen, die fremden Namen zu vernehmen und den Prediger zu bewundern. Jetzt glaubte ich zu verstehen, wie das Gerücht von seiner großen Gelehrsamkeit entstanden war. Daß die Gemeinde nichts von dieser Rede verstand, war einleuchtend; der Redner schien es aber auch gar nicht auf ein solches Verständniß angelegt zu haben. Was mich aber überraschte, war: daß die Predigt offenbar mich treffen sollte; ja, ein Mal wandte er sich sogar an mich; die ganze Gemeinde blickte mich fast mit einer Art von Schrecken an, und zu der großen Unannehmlichkeit meiner Lage kam nun die Furcht, von der ganzen Gemeinde als ein Ketzer betrachtet zu werden. Ich vermuthete, daß der gute Mann etwas von meiner Predigt in Bergen vernommen hatte, wahrscheinlich mit großer Uebertreibung. Die Predigt dauerte volle fünfviertel Stunden. Ein langes Lied ward gesungen, und nach Verlauf von fünf bis sechs Stunden war es mir endlich vergönnt, aus der ver-

pesteten Luft heraus zu treten und eine frische zu athmen.

Der Prediger trat zu mir, reichte mir freundlich die Hand; wir stärkten uns noch ein Mal mit dem vortrefflichen Wein, waren aber leider die Letzten, die mit dem Küster die Kirche verließen.

Draußen ging es nun sehr lärmend zu: Trommeln wirbelten, Flintenschüsse fielen aus allen Ecken und das junge Volk jubelte und schrie. Der Prediger schlug mir zwar vor, der Hochzeitsfeierlichkeit beizuwohnen, aber ich war so vollkommen erschöpft, mir war so übel zu Muthe, daß ich mich entschloß, mich gleich von der Gesellschaft zu trennen und mein Boot aufzusuchen, selbst wenn ich die Meile ohne Begleitung hätte zurücklegen müssen.

Als der Prediger meinen festen Entschluß sah, ließ er den Wagen kommen, verließ die ganze Versammlung, und ich fuhr mit ihm nach seiner Wohnung. Ich konnte nicht unterlassen, ihn zu fragen, was ihn bewogen hätte, mich der ganzen Gemeinde gegenüber als einen Ketzer zu bezeichnen. Er lachte, betrachtete das Ganze als einen Scherz, und zeigte überhaupt eine Gesinnung, vor der ich zurückschau-

derte, wenn ich bedachte, in welcher Gestalt die rohen Menschen seiner Gemeinde die Religion kennen lernten. Mir fielen dabei die religiösen Belustigungen in Mexiko und Rio-Janeiro ein, und die seltsame Neigung roher Menschen, das Heiligste als einen Gegenstand barbarischer Belustigung zu betrachten. Ich mußte die Nacht bei diesem Prediger zubringen, dankte aber Gott, als ich ihn am Morgen verlassen konnte: er war mir im höchsten Grade zuwider.

Auf dieser Reise drang ich nun auch zuerst gegen Süden in den Hardanger-Fjord, dann später gegen Norden in den Sogne-Fjord hinein. Die gewaltige Felsennatur trat mir hier entgegen, ich lernte jene Schluchten kennen, wo Felsen einige tausend Fuß hoch, einander nahe gegenüber stehend, fast senkrecht herabstürzen. In diesem düstern Meerbusen scheint die Sonne, selbst mitten im Sommer, nur ein Paar Stunden; Arme des Meeres drängen sich in diese engen, finstern Gebirgsspalten hinein; es ist mit großer Gefahr verbunden, zwischen diesen Felsenrändern zu rudern; durch das herabstürzende Wasser wird die

Gebirgsmasse locker, große Steine stürzen mit ungeheurer Gewalt in größern oder kleinern Bogen herunter, und wenn man in das Thal hineinfährt, hört man den starken Laut herabfallender Steinmassen, welche die Oberfläche des Wassers aufwühlen. Kaum in der Mitte der Schlucht, in welcher man sich ängstlich hält, gleich weit von beiden Gebirgswänden entfernt, vermag man der Gefahr zu entgehen. Als solche Meerbusen lernte ich den Matre-Fjord und Naröns- und Urlands-Fjord, jenen in Hardanger-, die zwei letztern in Sogne-Fjord, kennen.

Ich bestieg Folgefonden, jene große ewige Schneefläche, die in den abhangenden Schluchten ächte, selbst hier und da pyramidenförmige Gletscher, wenn gleich nicht von großem Umfange, bildet. Ich verlor mich in der wüsten Gebirgseinsamkeit, oft allein, und wenn ich während meiner Jugend in der traulichen Umgebung einer freundlichen Vegetation Freude und heitern Genuß fand, so trat mir hier die ungeheure Gewalt der Masse entgegen. Es war ein wunderbares, aus Grauen und Lust zusammengesetztes Gefühl, welches mich ergriff, wenn ich auf der glänzenden weiten Schneefläche, in der weiten Ferne, ähn-

liche höhere entdeckte, die in täuschende Nähe gerückt wurden; wenn ich, an anderen Stellen, höher als die letzte Sennhütte (Säterie), die letzte Spur der zwergartigen Alpen-Vegetation hinter mir ließ, um mich herum nichts entdeckte, als nackte, in sich zertrümmerte Felsen, kahle Gebirgsseen, die ihre dunklen Fluten in der erstarrten Gegend trübe wälzten, hier und da mächtige Schneeflecken. In solchen Momenten lernte ich die lockende Gewalt der steinernen Natur kennen. Sie hatte einen Zauber, verführerisch, wie der der Fluten, aber finsterer, grauenhafter, als dieser. —

In Sogne-Fjord trat nun bei Leierdals-Ören und in der Umgebung von Sognedal eine wunderbar milde ja südliche Natur mitten unter dem Grauen der nördlichen Gebirge hervor. Diese Thäler sind wahre Treibhäuser. Der harte Winter, die rauhen nordischen Stürme steigen nicht in sie herab, äußern ihre Gewalt nur auf den Felsenspitzen und bleiben da. Der Schnee verwandelt sich, selbst mitten im Winter, zum Regen; die Sonne, wenn sie in diese Thäler hineinscheint, ruft ein fast südliches Klima hervor; die Frühlingspflanzen sprossen im März

und April aus der Erde; stets feuchte, frische, grüne Wiesen, durch das fortdauernd herabrieselnde Wasser der Gebirge beständig feucht erhalten, wechseln mit Gerste= und Roggenäckern; in einem mächtigen, fruchtbaren Boden wachsen Erlen, Espen, selbst hier und da Eichen und Linden, lauter Laubhölzer; die starren Nadelhölzer sind verschwunden; in großen Fruchtgärten gedeihen, auf eine überraschende Weise, die edeln Fruchtarten; wo an den Wegen die Gräben sich zeigen, da wuchert eine üppige, reiche Blumenvegetation, fast wie sie in den fruchtbarsten Gegenden von Seeland den Reisenden überrascht. Ich erinnere mich immer noch lebhaft, wie ich in diesen zauberhaften, aber dennoch, wie es mir schien, völlig verwilderten südlichen Garten hineintrat, der durch eine geheime Gewalt nach dem Norden versetzt schien. Der Eindruck ist ein gewaltiger, zuerst heiterer, aber dann doch auch trüber; denn die Einwohner dieser Thäler sind nichts weniger, als liebenswürdig, sie sind in tiefe, sittenlose Rohheit versunken, leben fast alle in den fensterlosen Rauchhütten, und gehen in Schmutz und Unreinlichkeit unter. Diese trüben Träume von einem verzauberten Volke sind mir mein ganzes Leben hin=

durch geblieben. Es schien derselbe edle Stamm, von welchem ich so viel gehört hatte, wie er die innern fruchtbaren Thäler Norwegens bewohnte. Hatte ich doch selbst ihn im Innersten des Hardanger-Fjords in einzelnen Individuen begrüßen können. Aber die Noth des Lebens, die allenthalben herrschte, und die gefährliche Verbindung mit den rohen Seeleuten anderer Völker, hatte die Einwohner wie betäubt, und wie eine Pest die freundlichen Gegenden angesteckt, in welchen ein edler Stamm sich hätte ausbilden können und sollen. Der Gedanke, daß eine solche Gegend entzaubert werden könnte, wenn edlere Naturen wohlthätig und besonnen eine segensreiche Thätigkeit hier ausübten, ergriff mich schon damals lebhaft, und so entstand (in den vier Norwegern) das Bild einer Glückseligkeitsinsel (einer Insel auf dem festen Lande, wie Sancho-Pansa's), von Felsen umstarrt, wie die gewöhnlichen vom Meere umflutet.

Ich muß, ehe ich die Darstellung meiner Reise abschließe, noch mein Zusammentreffen mit den ächt Norwegischen Bauern erzählen, und der Leser wird

mir schon erlauben, dieses Ereigniß, welches ich in dem Novellen=Cyklus „die vier Norweger" benutzt habe, hier in seiner wirklich historischen Gestalt zu wiederholen.

Ich traf im Innern des Hardanger=Fjords einen Dänischen Offizier von höherem Range; wir reisten einige Tage zusammen und hatten mehrere Nächte in den schmutzigen Hütten zugebracht. Einst entdeckten wir eine freundliche Wohnung; es war des Morgens nach einer schlecht zugebrachten Nacht. Wir wollten einige Berge besteigen; der Offizier sah aus einem Nebengebäude eine Magd hervortreten, machte die Thür, aus welcher sie kam, auf, und fragte nach der Hausfrau, die, in dem dunkeln Raume kaum erkennbar, erschien. Er bestellte für uns beide ein Mittagsessen, und setzte, an die Leiden der vorangegangenen Tage denkend, übermüthig hinzu: „ein wenig Schmutz schadet nichts."

Die Frau versprach, für eine Mittagsmahlzeit zu sorgen; wir traten unsere kleine Fußwanderung an, und kamen nach einigen Stunden zurück. Wir waren nicht wenig erstaunt, als man uns in eine reinliche Stube führte, deren Wände aus Balken be=

standen, die auf einander gelegt waren; klare Fenster erhellten die Stube, ein Tisch mit feinem Deckzeuge stand in der Mitte, Weinflaschen, Gläser, Englisches Porzelan zierten ihn. Ein siebzehn- bis achtzehnjähriges Mädchen, in der Landestracht, reinlich und sauber gekleidet, trafen wir allein in der Stube; sie stand mit niedergeschlagenen Augen, schüchtern und stillschweigend da, und wagte nicht, uns entgegen zu treten. Kurz darauf trat der Wirth, in der weißen wollenen Bauernjacke zwar, aber dennoch höchst anständig gekleidet, herein. Ein langer grauer Bart bedeckte die entblößte Brust, eine dicht anschließende Mütze den Kopf; er war schön gewachsen, breitschulterig, sein Auge lebhaft und keck, er machte durchaus den Eindruck eines vornehmen Mannes, drückte uns die Hand und hieß uns willkommen. Endlich kam die Frau, ebenfalls nach der Landessitte reinlich gekleidet; sie war erhitzt, und man sah es ihr an, wie sehr sie sich in der Küche für die Gäste angestrengt hatte. Ich hatte schon einmal eine solche Bauernfamilie kennen gelernt, und meiner Natur nach fühlte ich mich bald heimisch in der Mitte dieser Menschen; der Offizier aber war sichtbar verlegen, er saß neben der Frau, die lebhaft

und unbefangen ein Gespräch mit ihm anknüpfte. Die Suppe kam, und neben dem Offizier stand ein bedeckter Teller. „Sie wollen mir wohl, liebe Frau," sagte der Offizier, „ganz besonders eine Delicatesse vorsetzen?" hob den Teller auf und entdeckte zu seinem Erstaunen Schmutz. „Nun kann der Herr," sagte die Frau spöttisch, „so viel davon nehmen, als ihm beliebt; hier brauchen wir dergleichen nicht." Ich darf die Verlegenheit des Offiziers nicht schildern. Er war verstimmt und verletzt; als daher die Mahlzeit vorbei war, wollte er durchaus dem Wirth Bezahlung aufdringen. Der Bauer gerieth in Wuth bei diesem Anerbieten. Der ächte Norwegische Bauer ist stolz auf seine Gastfreiheit; diese verhöhnt zu sehen, ist die größte Beleidigung, die ihn treffen kann; er sieht immer herab auf die Dänen. Eine Flut von Schimpfwörtern traf jetzt den erschrockenen Offizier, und er gerieth in große Angst. — Der Degen würde ihm wenig geholfen haben, gegen den kräftigen Norweger würde er nichts vermögen. Die Frau war ängstlich, wie ich, die Tochter weinte, und die Noth des Augenblicks machte mich beredt. Ich hielt wirklich, bald an den Bauer, bald an den Offizier ge=

wandt, eine Rede, die einige Aehnlichkeit mit derjenigen hatte, die ich in der Novelle den Rossing halten ließ. Der Offizier mochte einsehen, daß er hier zum bösen Spiel gute Miene machen müßte. Ein freundliches, versöhnendes Wort von ihm beruhigte den Bauer; meine Rede wurde von Frau und Tochter höchlich gerühmt; wir leerten noch eine Flasche des sehr guten Weins. Als wir aber das Haus verlassen hatten, schalt der Offizier desto lauter auf die plumpe Rohheit und den Hochmuth der Bauern, und ich lachte innerlich.

Die Reise war reich an Erfahrungen allerlei Art. Das Meiste, was ich in den Novellen dargestellt habe, verdanke ich ihr.

Die letzten Tage in Bergen.

Es gibt ein Gefühl, welches mich von der frühesten Jugend an, so weit ich mich erinnere, ergriffen hat, wenn ich von einer genußreichen Reise in die Heimat zurückkehrte, und mich wieder in der gewohnten Umgebung fand, dem ich auch jetzt und wohl

nie in einem höhern Grade unterlag. Es ist eine unbestimmte Angst, nicht vor einem bekannten oder bestimmt erwarteten Uebel, vielmehr ist es mir, als hätten sich böse Geister während meiner Abwesenheit gegen mich verschworen. Diese Angst steigert sich, je mehr ich mich der Heimat nähere, und erreicht den höchsten Gipfel, wenn ich mich einsam in der Arbeitsstube, von Büchern und hinterlassenen Papieren umgeben, sehe. Jetzt war dieses Gefühl im höchsten Grade peinigend; der Eindruck, den die Reise hinterlassen hatte, war keineswegs ein durchaus erfreulicher. Die Natur war mir zwar in ihrer größten Kühnheit erschienen, ich hatte Gegenden kennen gelernt, die mir auch noch in meinem Alter und nachdem ich einen großen Theil der Europäischen Alpen besucht habe, als die kühnsten und reichsten erscheinen, aber mich quälte der gedrückte Zustand der Bewohner, und die Rohheit, die sich mir aufdrang, verbarg die bessere Seite eines, doch in jeder Hinsicht kümmerlichen Daseins. So gewährte mir selbst die Reise keinen reinen Genuß. Mehr noch als bisher schloß ich mich in meine einsame Stube ein und brütete über das Trostlose meiner Lage; ja selbst durch die Reise ward diese

noch verwirrter, denn jetzt sollte ich die Resultate der Beobachtungen in einen Bericht zusammendrängen, und ich hatte den Muth verloren, den leichten Sinn, der mit einer jeden Schwierigkeit kämpft und sie zu überwinden glaubt.

Unter der Menge der Mollusken, die ich mit nach Hause brachte, waren viele neue, aber mir fehlten die Hülfsmittel, die nothwendig waren, um diese von den bekannten zu unterscheiden. Die Gmelinsche Ausgabe des Linnéschen Systems, das einzige Werk, welches mir zu Gebote stand, vermehrte meine Verwirrung, statt sie zu heben. Je mehr Mühe ich mir gab, desto verworrener schien mir Alles, und mein Zustand war in der That trostlos.

In noch höherem Grade schienen mir die Resultate meiner geognostischen Untersuchungen dürftig, und in der That, von einer unglücklicheren Seite konnte diese Untersuchung nicht anfangen. Mein erster Versuch fing in einer Gegend an, die einer jeden Untersuchung die größten Schwierigkeiten darbietet. Die Geognosie, wie sie sich damals durch Werner gestaltet hatte, bot gar keine Hülfe dar; sieben bis acht verschiedene Gebirgsarten unterschied ich zwar, ich er=

kannte, wie Granit=, Gneis=, Glimmerschiefer=, Horn=
blendebildungen mit einander wechselten, und wohl
auch nach einem bestimmten Gesetze auf einander ge=
lagert waren; ich sah, wie die verschiedenen Schich=
ten hier oder da, mehr oder weniger dem Senk=
rechten nach, nach den verschiedensten Weltgegenden
gerichtet oder gehoben waren: aber eine Ordnung in
dieser Verwirrung zu entdecken, war mir unmöglich.
Dieselbe Willkür, durch welche die Inseln vom Fest=
lande getrennt, durch welche sie in sich zerspalten und
losgerissen waren, schien in das Innere der Structur
der Gebirgsmassen hinein gedrungen. Deutschlands
berühmteste Geognosten sind seitdem hier gewesen:
Hausmann, v. Buch, Naumann haben diese
Gegenden untersucht. Alles, was sie zu liefern ver=
mochten, ist fragmentarisch. Nur das große Haupt=
Resultat: daß tiefere Urgebirgsformen, die durch den
vorherrschenden Gneis im Innern der Scandinavi=
schen Halbinsel verdrängt sind, hier hervortreten und
sich ausbilden, ist entschieden ausgesprochen. Damals
war selbst dieses Resultat unbekannt; und wie die
kahlen Gebirgswände, die schroff dem Meere zufielen,
sich zur Gebirgsbildung im Innern des Landes ver=

hielten, war mir durchaus verborgen. Die innere, quälende Unruhe, die aus dieser Unklarheit entsprang, trieb mich immer von Neuem in die Gebirge der Umgegend von Bergen hinein; aber unglücklicher Weise ist gerade hier die Verwirrung am größten. Die Gegend zwischen Bergen und Samnanger-Fjord bietet ein Bild der schauderhaftesten Verwirrung dar. Naumann, der unter allen Geognosten die Bergensche Halbinsel am genauesten untersucht hat, fand bei den Bestimmungen der Lagerungsverhältnisse große Schwierigkeiten. Norwegens berühmter und meisterhafter Beobachter, Keilhau, ist, so viel ich weiß, noch nicht da gewesen. Mir schwebt diese Gegend als eine der furchtbarsten, die ich kenne, vor. Die Richtung der Urgebirgslager windet sich labyrinthisch; fast senkrechte Schichtungsflächen stürzen, nach vollkommen entgegengesetzter Richtung fallend, gegen einander und bilden schauderhafte Abgründe. Riesenhafte Trümmer bedecken das kahle Gebirge, und die wild herabstürzenden Fluten verbergen sich hinter den Trümmern und drängen sich wieder schäumend hervor. Das Ganze bietet eine grauenhafte Mischung von chaotischer Erstarrung und wilder Unruhe. Aus diesem leblosen Chaos scheint

jede Spur von Zusammenhang verschwunden, und die Bewohner der Gegend, an das Grauen der Gebirge gewöhnt, nennen dennoch eine Stelle in der Mitte desselben das Schreckenthal.

Es war die unruhige Sehnsucht nach einer klaren Ordnung, die mich in diese Gebirge hineintrieb. Was ich fand, vermehrte die Verwirrung, und leider meine Stimmung war so, daß auch diese für mich einen unseligen Reiz hatte.

Es liegt ein Tagebuch aus dieser Zeit vor mir, welches ein trauriges Zeugnis ablegt von der inneren Zerrissenheit, in der ich lebte. Zwar ein junger Mann in seinem 21sten Jahre, von ursprünglich heiterer Gemüthsstimmung, konnte nicht fortdauernd in einer solchen Qual leben. Ich muß aus dem Tagebuche schließen, daß diese Unruhe oft verschwand, eben wenn sie den höchsten Gipfel erreicht hatte, und meine ursprünglich fröhliche Zuversicht brach sich wieder Bahn.

Seltsam und zugleich schauderhaft ist es mir, daß in dieser Zeit keine Ahnung, keine tröstende Erinnerung an die Religiosität meiner Kindheit hervortrat. Es war ein heftiger Trotz, der sich allem Unglück gegenüber stemmte, und dieser wechselte wieder mit ei-

ner weichlichen Sentimentalität. Mit einer gewissen Schamröthe durchblättere ich das Tagebuch, und wenn nicht einzelne Fragmente aus einer besseren Zeit sich vorfänden, wenn nicht Bedeutenderes in lichten Augenblicken laut würde, ich könnte an meiner früheren Jugend irre werden.

Und dennoch war es eben diese Zeit, die zuerst einen tieferen Skepticismus in mir erzeugte. Ich ward zum Pyrrhonismus hingetrieben, und dieser versuchte, sich als Gesinnung zu gestalten. „Du bist" — sagte ich mir einst, als mir die Nichtigkeit des Daseins einleuchtend war — „daß du gewesen bist, ist doch nur eine Modification der Vorstellung deines gegenwärtigen Daseins — daß du sein wirst, ist unter Allem das Ungewisseste, und daß du bist, die Gegenwart, die du damit ausdrücken willst, verschwindet in der Form der Vergangenheit und in der Ungewißheit der Zukunft, indem sie ausgesprochen wird." Diese Art des Skepticismus ist eine Trivialität geworden, ich weiß es wohl, aber wenn sie einem jungen Manne nicht von außen mitgetheilt wird, sondern von innen sich hervordrängt, und das Dasein selbst in seinem tiefsten Grunde zu erschüttern droht,

übt sie eine furchtbare Gewalt aus. Nicht nur aus meinem Tagebuche tritt der Moment, in welchem mich dieser Zweifel ergriff, hervor, er steht fortdauernd in meinem Gedächtnisse, und auch in späteren Epochen meines Daseins wollte er sich hervordrängen. Er ward vorbereitet durch eine Art wilder Naturanschauung, die Geschichtliches und Physisches zusammenfaßte, Alles in einer üppigen Production begriffen betrachtete, die unheimlich, ja widerwärtig ward, und jedes Erzeugte als ein Unwürdiges sofort bei Seite warf, um mit einem Neuen denselben vernichtenden Prozeß vorzunehmen. Es lag in diesem Zweifel an dem Dasein, der eine wahre Verzweifelung wurde, ein völliges geistiges Aufgeben seiner selbst, welches nicht bloß für das Erkennen, sondern auch für die Sittlichkeit höchst gefährlich ward. Man muß sich erinnern, daß ich die Speculation früher, wie sie sich hervordrängen wollte, gewaltsam zurückhielt, daß sie, wo sie mir damals nahe trat, niemals als Zweifel, vielmehr als die frische Zuversicht eines lebendigen Daseins erschien. Der Skepticismus aber, wie er mich hier ergriff, hatte nichts Positives: er war eine rein vernichtende Negativität, die jede Production aus-

schloß und jede Thätigkeit lähmte. Ich finde in meinem Tagebuche keine Aeußerung, die der Speculation näher zu treten schien. Eine wilde Succession der sich verschlingenden Erzeugnisse ward in der ruhenden Kreisform aufgenommen, die grade Linie der wechselnden Gestalten erschien gebogen, sich in sich zu schließen, aber dieser geschlossene Kreis faßte nur den verworrenen Wechsel, um ihn zu fixiren, es quoll aus dieser Einheit kein Leben hervor.

Dennoch, so tief erschüttert ich in allen Momenten meines Daseins war, so traten doch fröhliche Stunden, ja Tage hervor; es waren solche, in welchen mich irgend ein geistiger Gegenstand recht lebhaft beschäftigte: aber diese Freude verschwand schnell, ja ich konnte ein tiefes Mitleid mit mir selber fühlen, wenn ich bedachte, wie diese hellen Tage grundlos über der verschlingenden Tiefe eines zertrümmerten Daseins schwebten.

Es mußte ein Entschluß gefaßt werden, das sah ich ein; meine Reise schien mir durchaus eine mislungene; von dem, was ich ausrichten wollte, war, so glaubte ich, nichts geschehen; mit dem dürftigen Resultat meiner Untersuchungen wieder in Kopenhagen

zu erscheinen, war mir unerträglich. Da entstand plötzlich der Entschluß, nach Deutschland zu reisen; zwar war mir die Deutsche Sprache sehr wohl bekannt, aber ich sprach sie höchst unvollkommen. Dieser Schwäche war ich mir wohl bewußt, aber sie entmuthigte mich nicht. „Alles, was die Deutschen wollen," sagte ich mir, „was ihre größten Geister suchen, ist auch Gegenstand deines sehnsüchtigen Strebens; dort regt sich ein geistiger Kampf, an dem du Theil nehmen mußt; du bist hier, aber jetzt schon lebst du dort; erst, wenn es dir gelungen ist, dich auszuzeichnen, wirst du nach Kopenhagen zurückkehren." Indem ich diesen Entschluß gefaßt hatte, war es mir, als wenn alles Beängstigende der Gegenwart plötzlich verschwände, und die ganze frische Zuversicht meiner Jugend, meines Temperaments trat wieder hervor. „Die Resultate deiner Reise fordern deine Gegenwart keineswegs, du kannst den Bericht über das Gefundene und Entdeckte von hier, oder besser von Hamburg aus, der Gesellschaft zustellen." Das Letztere erschien mir als das Richtigste. Meine Freunde in Kopenhagen sollten erst Etwas von mir erfahren, wenn ich den Deutschen Boden betreten hatte.

Ich muß hier Etwas erzählen, was fast albern erscheint, aber doch eine psychische Bedeutung hat. Ich stellte mir lebhaft vor, daß ich ohne irgend eine Aussicht, hülf- und mittellos, mich in ein fremdes Land hineinwagte, dessen Sprache ich nicht einmal hinlänglich in meiner Gewalt hatte: „du wirst," dachte ich, „vieles Harte dulden müssen; Mangel und Armut wird dich auf ein Krankenlager werfen; kein theilnehmender Mensch wird sich um dich, den Fremden, bekümmern. Wirst du alles dieses ertragen können?" fragte ich mich selber, „und ist es vielleicht möglich, jetzt schon eine Probe anzustellen?" Die Geduld, körperliche Schmerzen zu ertragen, schien mir die nächste und bequemste Probe darzubieten. Ich hielt einen Finger in die Lichtflamme, bis er nicht allein voller Blasen, sondern selbst tief verwundet war, und diese Probe, meiner Meinung nach, so wohl gelungen, tröstete mich, obgleich die Geduld keineswegs aushielt, und ich mir den thörichten Versuch, als die Schmerzen mehrere Tage lang unausstehlich wurden und ich die Nächte schlaflos zubrachte, heftig vorwarf.

Unter den jungen Männern, die sich an mich angeschlossen hatten und mich auch nach meiner Reise

in meiner Einsamkeit besuchten, war auch ein wohlhabender Kaufmann. Er hatte meine Absicht, nach Hamburg zu reisen, von Andern erfahren, und kannte meine Lage. Er schlug mir vor, eine Ladung, die er eben nach Hamburg schicken wollte, zu übernehmen und dort zu verkaufen. „Ich habe," sagte er, „den Vortheil durch einen zuverläßigen Mann die Waare abzusetzen, und die Prozente, welche Dir gebühren, werden Dir wahrscheinlich zu Statten kommen." Ich wollte dieses Anerbieten sogleich ablehnen, er unterbrach mich aber. „Ich weiß, was Du sagen willst," sprach er; „Du verstehst nichts von der Kaufmannschaft, aber das Wenige, was Du bei diesem einfachen Geschäfte zu wissen brauchst, auch die Vorsichtsmaaßregeln, die nothwendig sind, um nicht betrogen zu werden, werde ich Dir bald beibringen." Ich konnte mich indessen durchaus nicht entschließen, auf diesen Vorschlag einzugehen. Bevor ich ihn entschieden ausschlug, brachte ich eine schlaflose Nacht zu; ich begriff wohl, daß der ganze Vorschlag nur einen Vorwand enthielt, mir eine Summe zu verschaffen, aber ich erinnerte mich meines Ungeschicks zu solchen äußeren Geschäften von meiner Kindheit an und wie ich

wenn ich wohl zuweilen für mich selbst einen vortheilhaften Handel abzuschließen versuchte, immer betrogen wurde. Ich hielt mich für überzeugt, daß eine jede Einmischung in dieses Geschäft von meiner Seite, meinem wohlmeinenden Freunde einen bedeutenden Schaden bringen würde. Da hingegen nahm ich unbedenklich eine Summe an, die er mir anbot, und die hinlänglich war, die Reisekosten zu bestreiten, und mich einige Zeit in Hamburg zu unterhalten. Ich war überzeugt, daß meine Kenntnisse mich bald weiter bringen müßten, und gab meinen Freunden in Kopenhagen den Auftrag, Sammlung und Bibliothek zu verkaufen. Selbst bedeutend unter dem Werthe verkauft, würde, glaubte ich, dadurch eine Summe herauskommen, die nach den bezahlten Schulden noch ein nicht Unbedeutendes für mich abwerfen müßte. Nachdem ich auf eine solche Weise, wie mir schien, für meine nächste Zukunft hinlänglich gesichert war, verließ ich ohne Sorgen Bergen.

Reise nach Hamburg.

Das Schiff war ein Brigg, früher ein Grönlandsfahrer, und daher sehr stark gebaut und von vorn mit doppelter Zimmerung belegt, um durch die Eisfelder unbeschädigt durchdringen zu können. Der Schiffer, ein kleiner unruhiger Mann, gefiel mir nicht, der Steuermann schon besser. Dieser hatte etwas Entschiedenes, Trotziges, Keckes. Ein magerer, ängstlicher Kaufmann aus Jylland war mit mir der einzige Passagier in der Cajüte. Aber außer der kleinen Besatzung des Schiffes waren noch fünf Englische Matrosen da, die an der südlich Norwegischen Küste Schiffbruch gelitten hatten und jetzt nach Hamburg reisten, um dort auf Englischen Schiffen Dienste zu nehmen. Auch der Steuermann hatte als Schiffer einen Segler nach Norwegen gebracht und dort verloren. So traten mir die Gefahren der Seereise drohend entgegen.

Es war den 15ten Oktober, als ich Bergen verließ, aber widerliche Winde hielten uns, wie ich aus meinem Tagebuche sehe, zehn Tage auf der äußern Rhede von Bergen (in Strudshavn) auf. Während

wir hier verweilten, kam der Capitain einer Fregatte an Bord; er war genöthigt, sich noch einige Zeit in Bergen aufzuhalten, war von den Dänisch-Westindischen Inseln zurückgekehrt, hatte, um die Französischen und Englischen Kaper zu vermeiden, den weiten Umweg um Schottland herum zurückgelegt, und gab uns Briefe an seine Rheder und an seine Eltern in Altona mit.

Eine langwierige Reise auf einem solchen Schiffe ist besonders deswegen unangenehm, weil man der Willkür eines rohen Mannes vollkommen preisgegeben ist. Bald entdeckten wir, daß, wenn die Reise lange dauern sollte, wir in ein unangenehmes Verhältnis zu unserm Schiffer kommen würden. Schon jetzt erschien er verdrießlich, ließ sich fast gar nicht mit uns ein, und wies eine jede Frage mürrisch ab. Irgend eine Arbeit vorzunehmen, war unmöglich, denn mit meinem übrigen Gepäcke waren auch die Bücher im untern Theile des Schiffes verpackt. Man fürchtete die Kaper; wenn unsere Papiere uns auch im Ganzen sicherten, daß das Schiff nicht aufgebracht werden konnte, so pflegten die Kaper doch nicht selten umbedenklich auch von neutralen Schiffen mitzuneh-

men, was sie etwa von Werth vorfanden. Die Paar Bände, die ich in der Cajüte behalten hatte, waren schnell durchgelesen. Die Unruhe dort erlaubte keine zusammenhangende Arbeit. Wollte ich daher die finstern Grübeleien, denen ich in Bergen erlag, unterdrücken, wollte ich der Langenweile entfliehen, so mußte ich eine äußere Beschäftigung suchen.

Hier kam mir nun meine Bekanntschaft mit dem Meere, von früher Kindheit an, sehr zu Statten. Die Seekrankheit hatte ich nicht zu fürchten, ich bewegte mich mit der Sicherheit eines Seemannes auf dem schaukelnden Schiffe, und bot mich an, allerlei Matrosenarbeiten zu übernehmen, wenn man mir dazu Anleitung geben wollte. Der Steuermann schloß sich bald an mich an, belehrte mich freundlich, und als wir Strudshavn verließen, konnte man mir schon Manches übertragen; ich kletterte in die Masten hinauf und handhabte Segel und Taue nicht ganz ohne Geschick. Diese, wenn auch nicht bedeutende Hülfe, und daß ich jederzeit willig war, die Ausgaben, die der Schiffer hier und da in den Häfen zu machen hatte, vorzuschießen, rief bald ein freundliches Verhältnis zwischen mir und dem mürrischen Manne hervor.

Der genau berechnende Kaufmann behauptete sein Recht, erst nach glücklich vollendeter Reise seine Fracht zu bezahlen, und unterwarf sich dem mürrischen Wesen des Schiffers, welches zuletzt bis zur fühlbaren Grobheit stieg, mit vieler Geduld. Letzterer erlaubte sich unbedenklich, den armen Menschen, wenn er ihm im Wege war, körperlich anzugreifen und bei Seite zu stoßen. Gegen solche Mishandlungen gibt es nun gar keine Hülfe. Ueberhaupt ist es höchst seltsam, wie selbst kühne Männer, die an die See nicht gewöhnt sind, bei der ersten Seereise allen Muth verlieren; Alles kömmt ihnen so wunderbar, so seltsam, ja so gefährlich vor, sie sehen sich ängstlich umher, sie horchen auf einen jeden starken Laut, und ein drohendes Wort eines Matrosen kann einen ganzen Haufen sonst muthiger Männer einschüchtern.

Unsere Reise zwischen den Inseln dauerte lange. In einem zweiten Hafen brachten wir noch eine ganze Woche zu. Hier fanden wir zwischen kahlen Felsen nur eine schmutzige Hütte, und erst im Anfange Novembers konnten wir die Norwegische Küste verlassen, um in diesem gefährlichen und sturmvollen Monate die Nordsee zu durchfahren. Ein heftiger Sturm aus

Südost empfing uns, wir mußten den Wind, kreuzend, mit mehr Segel, als der Sturm erlaubte, so knapp nehmen, wie möglich; das Schiff arbeitete fürchterlich, die Fensterkasten waren vor den Cajütfenstern aufgezogen, die Wellen brachen sich schäumend über dem Schiffe; auch ich ward nun in Anspruch genommen; denn die fünf Englischen Matrosen behaupteten ihr Recht als Passagiere, und verweigerten hartnäckig eine jede Hülfleistung. Die Gefahr, immer weiter gegen Norden und über Schottland hinaus getrieben zu werden, mußten wir zu vermeiden suchen, und hier trat nun ein Umstand hervor, der mich in ein höchst unangenehmes Verhältnis zum Schiffer setzte. Ich war, seit wir in eine solche gefährliche Lage versetzt wurden, höchst aufmerksam auf den Gang des Schiffes; zwar suchte der Schiffer, wie gewöhnlich, alle seine Beobachtungen und Bestimmungen geheim zu halten, ich aber hatte selbst eine Seekarte und eine sehr genaue Secundenuhr. Wenn das Log ausgeworfen wurde, um die Geschwindigkeit der Fahrt zu messen, konnte das Resultat mir nicht verborgen bleiben; ich benutzte eine jede Gelegenheit, um die Höhe zu bestimmen, und sammelte

alle Muthmaßungen, um die Länge so viel wie möglich kennen zu lernen. Ich überzeugte mich bald von der völligen Unwissenheit des Schiffers. Er mußte zuletzt gestehen, daß er nicht wußte, wo wir waren. Ich wagte es nun zwar nicht, geradezu mich gegen ihn zu opponiren, wandte mich aber an den Steuermann, der, wie ich sehr wohl merkte, auf den unfähigen Schiffer mit Verachtung herabsah. Ich legte ihm, in Abwesenheit des Schiffers, meine Beobachtungen vor, und behauptete, daß wir so weit gegen Norden getrieben wären, daß wir uns auf der Höhe der Orkney-Inseln befänden. Der Steuermann hielt es für seine Pflicht, es dem Schiffer zu sagen. Dieser hatte zwar meine Beobachtungen gesehen und erlaubt, betrachtete sie aber als einen müßigen Zeitvertreib, der zu keinem Resultate führen könnte. Als er nun erfuhr, daß ich ihn zu controlliren wagte, ward er im höchsten Grade erbittert, und wenn der Steuermann nicht so entschieden auf meine Seite getreten wäre, wenn nicht der Schiffer selbst, als er sich etwas besonnen, eingesehen hätte, daß er einen jeden Wink, der ihm in seiner bedenklichen Lage Aufklärung verschaffen konnte, benutzen mußte, so hätte

ich leicht den Mishandlungen des rohen Menschen ausgesetzt sein können. So ließ er sich herab, meine Beobachtungen zu prüfen. Der Wind ward etwas günstiger, ja es trat fast eine Windstille ein.

Als die unangenehme Bewegung des Meeres, wenn der Sturm aufhört, sich etwas gelegt hatte, trieben wir einen ganzen Tag unsicher umher. Die Segel hingen schlaff herunter, die Strömung war westlich, die beobachtete Höhe 58 Grad. Zwar waren meine Bestimmungen sehr unsicher, dennoch wagte ich die Behauptung, daß Murry-Firth nicht weit weg sein könnte. Unser Cours war, als der Wind sich jetzt etwas erhob, die ganze Nacht hindurch fortdauernd südwestlich, und als der Tag aufging, entdeckten wir die Schottische Küste in bedenklicher Nähe. Wir konnten Wälder und Häuser unterscheiden, und die veränderte Richtung des Windes gestattete uns glücklicher Weise, uns von dem Lande zu entfernen. Dieses Ereignis verschaffte mir die Achtung, sowohl des Schiffers, als des Steuermanns; aber die geheime Erbitterung des Ersteren konnte mir nicht verborgen bleiben.

Der Sturm erhob sich wieder; wir waren nun

vierzehn Tage lang in der Nordsee herumgetrieben. Es entstand abermals ein Streit. Der Schiffer wollte es nicht glauben, als ich behauptete, daß wir auf der Höhe der Elbmündung wären. Es war ein heller Tag, der Sturm war äußerst heftig, einzelne Schiffe, mit kurz gerefften Segeln, erhoben sich auf die Spitzen der Wellen und verbargen sich wieder. Ich glaubte, unter diesen Schiffen die Fregatte zu erkennen, deren Capitain uns Aufträge gegeben hatte. Wir suchten uns zu nähern; durch das Sprachrohr wurde dem Capitain die Frage zugerufen. Meine Vermuthung ward bestätigt, wir erkannten den Capitain; wir befanden uns vor der Elbmündung, und nach einiger Zeit entdeckten wir Helgoland. Wir waren genöthigt, in die Elbe hinein zu gehen. Der heftige Sturm tobte aus Westen in die Mündung hinein, und es war unmöglich, die See zu halten. Wir kreuzten (zwei größere Schiffe mit uns) vor Helgoland, aber kein Lootse wagte sich heran. Gegen Abend ankerten wir, aber die steigende Flut hob das Wasser, der Anker ward von dem sandigen Grunde losgerissen, das Schiff erhielt heftige Stöße, die Masten wurden gekappt. Mitten in die-

ser Verwirrung und Angst suchten die fünf Englischen Matrosen sich des großen Bootes zu bemeistern. In den „vier Norwegern" habe ich diesen Schiffbruch ausführlich dargestellt und will die Erzählung nicht wiederholen.

Das mit funfzehn Mann besetzte letzte Boot verließ das entmastete und sinkende Schiff. In der Nacht trieb es vier bis fünf Stunden mit der Strömung zur Elbe hinaus in das weite Meer; ich war so erschöpft, daß ich fast gegen die Gefahr gleichgültig ward. Ich hatte vor dem Schiffbruche mehrere Tage als Matrose fortdauernd gearbeitet; als ich dann in der Koye einschlafen wollte, stieß das Schiff an. Die immer mehr steigende Gefahr, der Aufruhr der Englischen Matrosen, der Kampf mit diesen, endlich das Sinken des Schiffes, bildeten auf einander folgende Momente, welche mich beständig in große Spannung versetzten. Jetzt lag ich unthätig auf dem Boden des Bootes; die Wellen brachen sich, indem wir sie zu durchschneiden suchten, und fielen theilweise in das Boot hinein. Fortdauernd mußte das Wasser ausgeschöpft werden; das Rudern, das Wasserschöpfen, das Brausen der Wellen, die sich an dem Boote bra-

chen, das Murmeln der Englischen, Plattdeutschen und Dänischen Gebete, bildeten eine wunderbare Welt in dem Dunkel der feuchten, stürmischen Nacht, die mich wie ein Traum umfing. Ich war durchnäßt, und das Meerwasser leuchtete auf meinem Körper mit phosphorischem Scheine. Es war die zweite Nacht, die ich so im offenen Meere, in einem Boote erlebte. Das feste, aber dennoch stumpfe Bewußtsein, daß wir dem Tode geweiht waren, begleitete mich fortdauernd; eigentliche Todesangst fühlte ich nicht. — War es die jugendliche Lebenskraft, welche den Gedanken des Todes, so lange irgend eine entfernte Hoffnung möglich scheint, von sich entfernt hält, die mich beruhigte? So viel ist gewiß, ich erwartete bei jedem Wellenschlage, der mit ungewöhnlicher Macht in das Boot hineinschlug, den Tod mit einer Ruhe, die, wie ich vermuthe, doch eine stille Hoffnung in sich verbarg. Es war nach sechs Uhr Morgens, als wir eine Fregatte entdeckten; es war die nämliche aus Altona, die wir nun zum dritten Male sahen, und die bestimmt war, uns zu retten. Nicht ganz ohne Gefahr nahm die Fregatte uns auf; sie selbst trieb vor ihrem Anker.

Es ist ein seltsames Gefühl, auf eine solche Weise sich plötzlich aus einer großen Lebensgefahr gerettet zu sehen, ein durchdringendes Aufjauchzen des ganzen Daseins, ein gewaltsamer Jubel, aus den tiefsten Lebensquellen hervorbrechend. Die Gefahr, in welcher die Fregatte war, erschien dem Capitain und der Mannschaft bedenklich, wir hingegen fühlten uns vollkommen sicher. Als der Steuermann, der, wie die Englischen Matrosen, jetzt in kurzer Zeit zum zweiten Male Schiffbruch gelitten hatte, mich umarmte und Glück wünschte, daß ich in jungen Jahren eine so beneidenswerthe Erfahrung gemacht habe, fühlte ich die Wahrheit seines Glückwunsches; es war mir wirklich, nachdem ich gerettet war, als wäre dieses Ereignis etwas höchst Wünschenswerthes.

Es ist, wie man mich versicherte, Gewohnheit, wenn Schiffbrüchige das Schiff verlassen, die Thiere zurück zu lassen. So lange ein lebendiges Thier auf dem Schiffe sich befindet, haben die Gestrandeten bei der Rettung der Güter einige Vortheile. Ich hatte von Bergen her einen großen Hund mitgebracht, der mir viel werth war; es war ein Neufoundländer, er diente mir zum Schutze. Es wäre gefährlich gewe-

sen, mich körperlich anzugreifen, und selbst dem erbitterten Schiffer gegenüber leistete seine Gegenwart mir einen sicherern Schutz, als der Steuermann. Er blieb auf dem Schiffe zurück; ich glaubte ihn verloren. Als wir einige Zeit auf der Fregatte zugebracht hatten und etwas zu uns selbst gekommen waren, hörten wir ein heftiges Plätschern; es war der Hund. Er ward heraufgezogen, und ich freute mich, ihn wieder zu haben. Er hatte in den zehn Tagen, während wir uns auf der Nordsee herumtrieben, mich viel gekostet, und ein Glück war es noch, daß er sich die Zuneigung der Mannschaft zu erwerben wußte und sich mit dem Abhub der Nahrungsmittel begnügte. Wie hatte nun dieser Hund mich wieder auffinden können? Ward er durch eine Spur mitten in der stürmischen Nacht im Meere geleitet, oder hatte er vielleicht gegen Morgen die Schiffe entdeckt, und bei andern schon einen vergeblichen Versuch angestellt, ehe er an die Fregatte heranschwamm? Daß mir in meiner damaligen Lage die natürlichste Erklärung nicht die wahrscheinlichste war, wird man ohne allen Zweifel begreiflich finden. Ich glaubte, das Zeugnis seiner tiefen Anhänglichkeit in diesem Ereignisse zu er-

kennen; ich fand mich verpflichtet, sie zu erwiedern. Aber in der That sah ich es wohl ein, daß die Dankbarkeit, mit welcher ich eine solche, mir wunderbare Zuneigung bezahlen müßte, mir theuer zu stehen kommen würde; denn ich hatte Alles verloren. Die kleine Summe, die ich bei mir trug, die bestimmt war, die Frachtkosten zu decken, war theils an den Schiffer vorausbezahlt, theils an den Kocksmats geschenkt, um seinen guten Willen gegen den Hund lebendig zu erhalten, theils in dem Hafen verzehrt. Die Anweisung an den Kaufmann L. in Hamburg war mit allen meinen übrigen Sachen verloren gegangen, ja selbst meine gute Uhr hing in der Koye, aus welcher ich eilig heraussprang, als das Schiff anstieß. Ich hatte später gar nicht an sie gedacht.

Ich war in einen schon viel gebrauchten Ueberrock gekleidet, welcher, durch das Arbeiten auf dem Schiffe zerrissen und beschmutzt, völlig unbrauchbar geworden war. Der Capitain der Fregatte überließ mir einen schon etwas abgetragenen Ueberrock; aber ich war schlank und mager, der Ueberrock hing mir wie ein Sack um den Leib.

Es war ein schöner Morgen, die Fregatte ließ ihren Anker stecken, der Sturm hatte sich gelegt, aber noch wehte ein rascher Westwind, der, indem er uns bei dem Hineinsegeln in die Elbe förderlich war, alle Schiffe, die den Fluß verlassen wollten, zurückhielt.

So erschien mir zum ersten Male das ersehnte Deutschland auf eine sehr würdige Weise. Die Sonne warf ihren hellen Schein auf den mächtigen Strom, die stark bewohnten Dänischen Ufer lagen in unserer Nähe gegen Norden, die sogenannten Ewer und kleineren Böte bewegten sich zwischen den größeren Schiffen, die immer zahlreicher wurden, je tiefer wir in die Elbe hineinsegelten. Hinter der Fregatte folgte das Boot, in welchem wir uns gerettet hatten.

Der Sturm am vorigen Tage und in der Nacht ließ Unglücksfälle vermuthen, ja mir schien es, als wäre unser Schiffbruch schon bekannt. Aus den Schiffen, denen wir nahe traten, wurden uns Fragen zugerufen: ob die Mannschaft gerettet sei und dergleichen. Mir war dieses Schauspiel so neu, so groß, alle Angst für die Zukunft war verschwunden, und die nächste Noth drohte mir um so weniger, da die Seeleute einen jeden Schiffbrüchigen mit großem Wohl-

wollen behandeln und zu jedem Opfer bereit sind. — Vor Stade mußte die Fregatte liegen bleiben. Das gelbe Fieber herrschte auf den westindischen Inseln, und sie mußte die Quarantaine abhalten. Wir Gerettete erhielten Erlaubnis, die Fregatte zu verlassen. Ein Blankeneser Ewer nahm den Jütländischen Kaufmann und mich auf. Wir wurden also hier von Schiffer und Steuermann getrennt. Der erste hatte natürlich keine Ansprüche an mich, ich vielmehr an ihn; denn fast die ganze Fracht war durch Auslegen vorausbezahlt. Die Blankeneser brachten uns nicht allein umsonst nach ihrem Dorfe, sondern setzten uns auch eine recht nahrhafte Mahlzeit vor. Als ich nun die hohe Treppe, die den schroffen Abhang nach dem Gasthofe hinauf führt, betrat, und in einem abgetragenen, mir viel zu weiten Ueberrocke, der mich verunstaltete, mit wenigen Schillingen in meiner Tasche, auf eine so verhängnisvolle Weise das Land begrüßte, in welchem ich mein zukünftiges Schicksal begründen wollte, befiel mich doch eine grenzenlose Angst. Viel trug auch dazu bei, daß ich nun rund um mich her von Alt und Jung die Deutsche Sprache vernahm, und zwar in einer Mundart, die mir unverständlich war.

In Rendsburg hörte ich später, wie ein Dänischer Cajütenjunge, als er eben das Schiff verließ, indem er eine Frau sah, die ein Kind trug und mit diesem Deutsch redete, verwundert ausrief: „Wie dumm, Deutsch zu sprechen mit einem kleinen Kinde!" Ihm war es mit der größten Mühe nicht gelungen, die Sprache zu verstehen, und hier ward dieses Verständnis von einem kleinen Kinde gefordert. Man lacht, wenn man dieses hört, aber dennoch war es eine ähnliche, wenn auch durch die Reflexion zurückgedrängte Ueberraschung, die mich ergriff. Sie mag weniger hervortreten, wenn man auf dem Festlande sich einer fremden Grenze nähert; eine Seereise aber schneidet alle Uebergänge ab. Der Steuermann und Schiffer waren zwar Deutsche, sprachen aber mit mir Dänisch. Der größte Theil der Mannschaft bestand aus Norwegern. Während der Ueberfahrt auf dem Ewer ward zwar Deutsch gesprochen, und auch früher hatte ich wohl in Dänemark und in Norwegen, so gut ich konnte, mich in dieser Sprache unterhalten: hier aber war es die Gewalt einer allgemein herrschenden Sprache, die sich mir plötzlich aufdrängte, und mir unmittelbar das Hülflose meiner Lage klar machte.

Wir traten in den Blankeneser Gasthof hinein; es war spät am Abend, und wir wollten noch Altona erreichen. Der Kaufmann hatte eine bedeutende Summe in Banknoten gerettet. Ich machte ihm begreiflich, daß ich nur dadurch ganz von Geld entblößt sei, weil ich allein alle Auslagen für den Schiffer besorgt hatte. Ich nannte ihm die Summe, die ich notirt hatte; er zahlte mir ohne Widerspruch die Hälfte aus; wir mietheten einen Wagen und kamen in der Nacht in Altona an.

Den Tag darauf eilte ich in meiner verunstaltenden Tracht nach Hamburg und suchte den Kaufmann L. auf. Meine Anweisung war verloren gegangen, ich sagte es ihm und nannte ihm die Summe. Zu meiner Verwunderung erhob er gar keinen Widerspruch und zahlte sie aus. Freilich war die Ladung für ihn bestimmt, er hatte wohl auch von dem Kaufmanne einen Brief erhalten, und mein Schiffbruch mußte ihm bekannt sein. Mir aber erschien diese Bereitwilligkeit der Auszahlung der verlangten Summe, die mich wenigstens für einige Monate aus aller Noth riß, selbst wenn ich für die nothwendige Bekleidung nicht wenig verwenden mußte,

als eine höchst großmüthige That. Mit einer grenzenlosen Angst näherte ich mich dem Hause. Ich befürchtete, in meiner seltsamen Tracht als ein betrügerischer Bettler mit Schimpf abgewiesen zu werden. Ich sah jetzt alle Noth verschwunden, betrachtete die so unerwartete Zuvorkommenheit als ein glückliches Zeichen für die Zukunft, und diese lag heiter und sorgenfrei vor mir.

Hamburg.

So war ich denn in Deutschland, aber freilich unter Verhältnissen und in einer Umgebung, die meinen Absichten und meinen Entwürfen wenig förderlich waren.

Ich verließ den Gasthof, in welchem wir abgestiegen waren, und zog nach Hamburg, wo ich mich in ein bescheidenes Dachstübchen verkroch. Es war für diese große Handelsstadt eine glänzende Epoche. Pichegrü gewann in Belgien den Sommer hindurch einen Sieg nach dem andern; Holland stand ihm offen; das Schicksal der Republik war schon entschie-

den; eine Menge flüchtiger Holländer, unter diesen mehrere der reichsten Familien, waren nach Hamburg gezogen; es wimmelte von Fremden, und ich hörte die Anzahl auf mehr als dreißigtausend angeben. Da die Belgischen und Holländischen Häfen unsicher waren, zog sich der ganze Handel nach Hamburg; der Luxus der größeren Handelsherren hatte den höchsten Gipfel erreicht; die großen Handelsverhältnisse lockten zu immer kühneren Unternehmungen, und in diesem Augenblicke, in welchem Alles so hoffnungsvoll und glänzend erschien, ward ohne allen Zweifel der Grund gelegt zu der unglücklichen Catastrophe, die wenige Jahre nachher eintraf, und den Handel dieser Stadt auf lange Zeit lähmte.

In der Mitte dieses Gewühls stand nun der junge Mann mit wenigen Mitteln, der Sprache kaum mächtig, mit Gedanken und Entwürfen, die hier, und besonders in seinen Umgebungen, keinen Anklang fanden, ja die, wo er sie äußern wollte, nicht einmal begriffen wurden.

Der Hafen wimmelte von Schiffen, es war fast gefährlich, in den engen Straßen sich durchzudrängen, in welchen die Equipagen der Reichen mit unvorsich

tiger Eile rollten, große Frachtwagen für die dicht an die Häuser gedrängten Fußgänger kaum einen Platz übrig ließen, während Waaren auf mächtigen Karren mit niedrigen Rädern von mehreren Männern fortgezogen, gerollt, oder auf Schleifen mühsam fortgeschleppt wurden. Die mächtige Handelsthätigkeit drängte sich mir auf, Alles, was ich hörte und sah, war mir fremd und unverständlich. In Kopenhagen, obgleich eine Handelsstadt, wie Hamburg, lebte ich fortdauernd in einer Umgebung, die mit der Kaufmannschaft in keiner Berührung stand. Die phantastische Art, mit welcher das Kind in Helsingör die Handelsverhältnisse aufgefaßt hatte, konnte hier, wo ich nur von Börsenspeculation, Wechsel, Disconto und dergleichen reden hörte, kaum einen Anhaltspunkt finden.

Mein Umgang beschränkte sich auf zwei Kaufleute; der eine war der schon genannte L., der auf den Vorsätzen wohnte, und der zweite ein Däne, Madsen, in Altona. Beide kannten wenigstens meine jetzige bedrängte Lage, und nahmen mich mit großer Freundlichkeit in ihren Familien auf. L. war ein Kaufmann niedern Ranges: seine Bildung reichte kaum über seinen etwas beschränkten Handelskreis hinaus,

und es war mir leicht, bei ihm mit meinen Kenntnissen zu imponiren. Er lebte ganz nach der Hamburger Sitte. In seinem Hause war Alles einfach, bürgerlich eingerichtet. Die Frau, die unverheirathete Schwester, waren unablässig mit der Wirthschaft, Kochen und Waschen, beschäftigt. Der Kaufmann brachte den ganzen Tag auf seinem Comptoire zu. Alle Sonntage besuchten sie die Kirche, und in den geputzten Stuben herrschte dann eine feierliche Stille. Sie verließen selten das Haus, ihr Umgang war sehr beschränkt, doch lernte ich hier ein Familienverhältnis kennen, welches mich überraschte, und gewiß seltener Art war. Einen Mann von mehr als sechzig Jahren fand ich eines Abends da; er kam mir höchst seltsam vor, war, seines Alters ungeachtet, höchst ungeschickt und schüchtern, drückte sich über alle Verhältnisse des Lebens unsicher aus, wagte über nichts ein entschiedenes Urtheil, und ließ sich durch den leisesten Eindruck einschüchtern. Das Betragen dieses Mannes setzte mich in Erstaunen, ich hielt ihn fast für blödsinnig. Einige Zeit nachher erhielt ich aber den seltsamsten Aufschluß über seine Lage. Ein viel älterer Mann (er war, wie ich hörte, über neunzig Jahre

alt) erschien mit dem sechzigjährigen zugleich; er war für sein sehr hohes Alter noch immer rüstig, trug sich stattlich, und erschien strenge und gebieterisch. Es war der Vater des sechzigjährigen Greises, und behandelte diesen, seinen Sohn, wie einen Knaben; dieser durfte kaum in seiner Gegenwart den Mund öffnen, ohne auf die rücksichtsloseste Weise zurecht gewiesen zu werden. Wie ich später vernahm, durfte der Sohn nichts für sich unternehmen, lebte unter der Zucht des Vaters, wie ein Unmündiger, wagte ohne seine Erlaubnis nicht, das Haus zu verlassen, und einst soll der neunzigjährige Greis, in Gegenwart vieler Menschen, zornig ausgerufen haben: „Ich muß den Jungen doch noch mores lehren!" Die Tochter, erzählte man, habe diese strenge Zucht bis zu ihrem sechsundvierzigsten Jahre ausgehalten, dann sei sie mit einem Küster davon gelaufen. Während ich in Hamburg war, starb der Vater, und nun sollte der sechzigjährige Jüngling anfangen, auf eigenen Füßen zu stehen und sich in der Welt umzusehen. Wie er sich dabei benommen hat, ist mir unbekannt, denn ich habe nichts weiter von ihm gehört.

Die Familie L. hatte mich sehr lieb, ich war je=

derzeit willkommen, und lernte schnell und geläufig, wenn gleich fehlerhaft, Deutsch sprechen. Wenn ich einige Tage wegblieb, schienen sie unruhig, und es war nur gar zu natürlich, daß sich eine Art Neigung zwischen mir und der unverheiratheten Schwester ausbildete. Ich gehörte, so zu sagen, zur Familie; ein alter Herr, welcher fast immer Abends zugegen war, der Vater der Frau, unterhielt sich gern mit mir, und ich ergötzte mich, wenn er von seinem Leben und seinen Handelsreisen sprach. Ich lernte durch ihn zuerst ein Kartenspiel, Piquet nämlich, und wie ich dieses leichte Spiel inne hatte, durfte ich kaum einen Abend fehlen; wir spielten um Rechenpfennige.

Ich hatte ungefähr einen Monat auf diese Weise im Hause gelebt, als ein jüngerer Bruder aus London erschien. Er spielte einen Englischen Dandy, schien mit meinen Verhältnissen zu seiner Familie höchst unzufrieden, suchte eine jede Gelegenheit, mich anzugreifen, und wo möglich zu demüthigen. Meine Kleidung war freilich höchst bescheiden; lange Zeit trug ich nichts als einen Ueberrock, und erschien, da alle Welt meine Lage kannte, auch in einer Gesellschaft in diesem. In dem Hause des Kaufmanns

fiel dieses nicht auf, ja die Familie, die die Sparsamkeit als eine große Tugend ansah, lobte mich deswegen; der jüngere Bruder aber erlaubte sich einmal eine Bemerkung darüber. „Ist es,“ sagte er, „in Ihrem Vaterlande Gebrauch, im Ueberrocke Gesellschaften zu besuchen?“ „Allerdings,“ antwortete ich, „wenn man nichts Anderes hat, und die bessere Gesellschaft in meinem Vaterlande würde sich nie eine Bemerkung darüber erlauben.“ Er schwieg, und Bruder und Schwägerin lobten und vertheidigten mich. Er war aber erbittert, und wagte später einen zweiten Angriff. Bei der Mittagstafel ward ein Braten mir zum Vorschneiden hingestellt; ich entschuldigte mich mit meinem Ungeschick. „Ein jeder junge Mann von Lebensart muß vorschneiden können!“ rief der junge Mann, der mir gegenüber saß, triumphirend aus. Dieser Angriff empörte mich, und schon beschloß ich, nicht mehr die Familie zu besuchen. Indessen faßte ich mich. „Sie können also ohne allen Zweifel vorschneiden,“ fragte ich, und schob dem Bruder den Braten zu. „Allerdings,“ antwortete er übermüthig. Mit äußerer Ruhe und innerer Erbitterung erwiderte ich: „Sie, mein Herr, beweisen also we-

nigstens, daß ein Mann ohne Lebensart vorschneiden kann.“ Es entstand in der Gesellschaft ein verlegenes Stillschweigen, aber der junge Mann, der überhaupt etwas übermüthig war, schien an solche Erwiderungen gewöhnt; doch war es der letzte Angriff, den er sich erlaubte.

Ganz anders war das Verhältnis bei Madsen. Er hatte Manches gelernt, und erschien als ein Mann der bessern Gesellschaft. Seine Frau war mild und von feiner Bildung; Beide höchst wohlwollend gegen mich gesinnt, zeigten die größte Theilnahme mit meinem Schicksale, und waren in jeder Art hülfreich. Nicht ohne die innigste Dankbarkeit erinnere ich mich der Stunden, die ich in ihrem Hause zubrachte, und der Güte, die sie mir jederzeit bewiesen. Er hatte seinen Handel damals angefangen, lebte still, aber höchst anständig. Erst vor Kurzem hörte ich, daß er, obgleich blind, bei seiner Familie in Haide, im Ditmarschen, gesund und glücklich im hohen Alter lebt. —

Es würde mir außerordentlich angenehm sein, wenn diese Zeilen ihn noch lebend träfen, und ihn an den damals jungen Mann erinnerten, dem jetzt

als Greis die Güte und das Wohlwollen noch immer in dankbarer Erinnerung geblieben sind.

An Studien war freilich in den Verhältnissen, worin ich lebte, gar nicht zu denken. Vor mir stand die schwere Aufgabe, der Gesellschaft, die mich nach Norwegen gesandt hatte, Rechenschaft von meiner Reise abzulegen. Sie lastete schwer auf mir. Ich hatte nun Alles verloren, und anstatt einen ausführlichen, wissenschaftlichen Bericht einzugeben, vermochte ich nur von meinem Unglücke, von meinem Schiffbruche zu erzählen. Würden sie nicht das Ganze als eine Ausflucht betrachten, um meine Trägheit und die unnütz vergeudete Zeit zu bemänteln? Ich fand, wie nothwendig es war, irgend ein Zeugnis beizubringen, auf welches ich mich berufen könnte. Glücklicherweise hatte ich die beiden Aerzte, an welche ich durch meinen Lehrer Vahl in Bergen empfohlen war, nach meiner Rückkehr von der Reise an der Nordwestküste, eingeladen, die Schätze, die ich mitgebracht hatte, in Augenschein zu nehmen. Dem alten Doktor Büttner, der sich in seinen jüngeren Jahren mit

zoologischen Studien beschäftigt hatte, theilte ich meine Zweifel mit, über die Schwierigkeiten, die ich fand, die Thiere zu bestimmen und zu beschreiben. Zwar hatte er sich nicht mit diesem Theile der Naturgeschichte beschäftigt, zwar erlaubten weder seine Kenntnisse, noch seine Zeit ihm, mir behülflich zu sein: aber dennoch war er am genauesten von meinen Bemühungen und gesammelten Schätzen unterrichtet; ich berief mich auf ihn.

Eine andere Angst quälte mich nicht wenig. Mein Schiffbruch, in Verbindung mit meinem Aufenthalte in Norwegen, und mit dem tollkühnen Entschlusse, mich hülflos allen Zufällen in einem fremden Lande preiszugeben, erschien mir selber einem Gedichte so ähnlich, daß ich befürchten mußte, es würde meinen Freunden auch so erscheinen. Wirklich erfuhr ich später, daß diese Furcht nicht ungegründet war.

Als mein erstes Schreiben mit der ausführlichen Nachricht von meiner Seereise, von meinem Schiffbruche, an Ole Hieronymus Mynster ankam, und mehreren Freunden vorgelesen wurde, herrschte, wie sie erzählten, erst ein Erstaunen, dann ein verlegenes Stillschweigen, bis endlich der wenig schonende

D. H. Mynster ausrief: „Das ist, so wahr Gott lebt! erlogen." (Det er Pinedöd Lögn!) — Zum Glück war Wahl ein Bergenser.

Ein junger Mann, der sich später als Dichter auszeichnete, bezog die Universität in Kopenhagen, Sagen war sein Name: dort konnte mein Schiffbruch natürlich nicht unbekannt sein, und da ich während meines Aufenthaltes einiges Aufsehen erregt hatte, war er auch wohl vielfach besprochen worden.

In meinen Briefen beschwur ich nun meine Freunde, bald möglichst meine Sammlung, meine Bibliothek zu verkaufen. In der Antwort, die ich erhielt, wurde zwar kein Zweifel in meinen Bericht gesetzt, aber von meinem Schiffbruche war doch so wenig die Rede, daß ich mit innerlichem Verdrusse ihre Gedanken zwischen den Zeilen las. Mein tollkühner Entschluß wurde schonungslos getadelt. „Du mußt nun für Deine Thorheit büßen, wir können hier wenig für Dich thun," schrieb D. H. Mynster. „Der Verkauf Deiner Sachen," fuhr er fort, „ist mit vielen Schwierigkeiten verbunden, wenn Du sie nicht für eine so geringe Summe verschleudern willst, daß Deine hiesigen Schulden kaum bezahlt werden

können, Du aber nichts erhältst." Dennoch waren meine Freunde über meine Lage höchst erschrocken. Rahbek schlug mir literärische Taglöhnerarbeiten vor, Correspondenz-Artikel für Monatsschriften, Uebersetzung Deutscher Romane und dergleichen. In der That hatte ich selbst an solche Arbeiten gedacht. Was Goethe mir schon früh gewesen war, ist dem Leser bekannt. Der erste Theil von Wilhelm Meister war eben erschienen, und ehe noch die Nachrichten aus Kopenhagen ankamen, hatte ich ein Paar Kapitel übersetzt. Dieser Versuch wollte nun gar nicht gelingen. Für die Uebersetzung fand ich keinen Verleger, und um interessante Correspondenz-Nachrichten zu sammeln, mußte ich in einer Umgebung leben, zu welcher ich mir einen Zutritt zu verschaffen durchaus nicht verstand. Mein Ungeschick war in dieser Rücksicht in der That unglaublich. Ich verstand es durchaus nicht, irgend eine günstige Verbindung herbeizuführen. Mir meiner Armut bewußt, imponirten mir selbst die Buchläden so, daß ich in keinen hinein zu treten wagte.

Indessen verging die Zeit, und die Summe, über die ich zu gebieten hatte, nahm auf eine bedenkliche

Weise ab. An Arbeiten war nicht zu denken; die gewühlvolle Stadt, das nahe liegende Altona, die weit ausgedehnten Vorstädte gegen Bergedorf zu, die prachtvollen Landhäuser und Gärten längs der Elbe, gaben mir hinlängliche Beschäftigung, und noch einmal trat ein bewegtes äußeres Leben mir großartig entgegen und riß mich hin.

Wenn ich zur Börsenzeit die Handelsleute mit eiligen Schritten die Straßen durchschneiden sah, wenn auf der Börse selbst das dichte Menschengedränge mir entgegentrat, und ich das Gemurmel aus so vielen mannigfaltigen, sich durchkreuzenden Gesprächen vernahm, wenn ich bedachte, wie ein jedes solches Gespräch ein anderes Interesse berührte, viele lang gehegte Hoffnungen zerstörte, und über das Schicksal ganzer Familien entschied: so konnte ich so völlig in die große Allgemeinheit menschlicher Verhältnisse hineintauchen, daß meine eigene Lage mir durchaus kleinlich und unbedeutend vorkam. Im Hintergrunde aber lauerte dennoch der Trieb der Selbsterhaltung, der nach einer solchen Zerstreuung desto mächtiger erwachte.

Es war ein schöner Winter, der Schnee bedeckte die Gegend, das Wetter war klar, ich konnte wöchentlich mein kleines Dachstübchen aufkündigen, Alles, was ich besaß, ließ sich mit Leichtigkeit in einen kleinen Mantelsack einpacken, und so mein ganzes Eigenthum mit mir tragend, beschloß ich, eine größere Wanderung anzutreten.

In den kleineren Städten, in den Gasthöfen, in welchen ich mich mit einem kalten Stübchen und einem mäßigen Lager begnügte, konnte ich mich eben so wohlfeil behelfen, wie in Hamburg, und in der That, in dieser Zeit brachte mich die Angst dazu, gegen meine Natur, auf eine jede, selbst die kleinste Ausgabe zu achten. Mein Hund, als mein Beschützer, begleitete mich, ja er war es vorzüglich, der mich bestimmte, Hamburg auf einige Zeit zu verlassen, denn da war es schwierig und forderte große Ausgaben, ihn zu ernähren. Ich war auf dieser Wanderung ganz meiner Laune überlassen, nur die Richtung nach Rendsburg vermied ich; dort lebte mein Vater, und ich kannte nichts Entsetzlicheres, als in meiner damaligen Lage zu ihm meine Zuflucht nehmen zu müssen. Ich wanderte durch Dörfer und Städte, und kam

nach der Festung Glückstadt. Ich weiß nicht, was mich eben hier anzog, vorzüglich wohl die große Freundlichkeit der alten Wirthsleute in einem kleinen Gasthofe. Ich verplauderte mit ihnen die Abende, ich erzählte meinen Schiffbruch, und die alten, treuherzigen Menschen, die sich selbst kümmerlich behalfen, ließen mich an ihren Freuden und Leiden auf die unbefangenste Weise Theil nehmen; durch Banqueroutte hatten sie mühsam erworbene-Summen verloren, auf einer Grönlandsfahrt das einzige Kind; es schien ihnen eine Erleichterung zu sein, einen theilnehmenden Menschen zu finden, der mit ihnen weinte, wenn sie bei dem Andenken an den Verlust des Sohnes Thränen vergossen.

Aber hier sollte ich selbst Etwas erleben, was mich tief erschütterte. Der Wall der Festung, oder ein großer Deich nach der Elbe, lag in der Nähe des Gasthofs. Hunde durften diese Wälle und Deiche nicht besteigen, und ich war wegen meines Neufoundländers besorgt. Eines Tages ging ich, tief grübelnd über mein eigenes Schicksal und die Leiden meiner Wirthsleute, dicht unter dem Walle, als ich über mir einen Schuß fallen hörte. Ich weiß nicht, was

es war, was mich plötzlich ängstigte. Mein Hund hatte mich begleitet, ich sah ihn nicht, er kam nicht, als ich ihn rief, wohl aber entdeckte ich in dem Schnee die Spuren, die er im Hinaufklettern des Walles hinterlassen hatte. Voller Angst bestieg ich den Wall; ich hatte den Wächter durch eine kleine Summe gewonnen; er hatte versprochen, den Hund nur wegzujagen, nicht zu tödten. Er trat mir selbst erschrocken entgegen, behauptete, nur den krummen schwarzen Rücken über dem aufgewühlten Schnee gesehen, meinen Hund nicht erkannt und so geschossen zu haben. Ich fand das arme Thier, es leckte noch sterbend meine Hand.

Man muß sich meine damalige Lage denken, um die volle Bedeutung eines solchen Verlustes zu fassen. Ich war tief erschüttert; selbst der Wallwächter zeigte eine große Theilnahme. Ich hatte mich fast vier Wochen in Glückstadt aufgehalten, jetzt trieb es mich fort. Die Rechnung im Gasthofe war so unbegreiflich gering, daß es mir einleuchtete, die guten alten Leute wollten sich nur bezahlen lassen, um mich nicht zu verletzen.

Ich ging nun ohne meinen bisherigen treuen Be=

gleiter zurück nach Hamburg. Ich fühlte mich unbeschreiblich verlassen; es quälte mich eine innere Angst für die Zukunft, wie ich sie nie gefühlt hatte. Die tägliche Sorge für den Hund und seine Verpflegung, die Opfer, die seine Erhaltung mich kosteten, beschäftigten mich, machten mir ihn theuer: daß ich das einzige lebendige Wesen verloren hatte, welches sich unbedingt an mich anschloß, schien mir als ein dunkeles Verhängnis auf ein trübes Schicksal zu deuten. Die ganze innere und äußere Gefahr meiner Lage ward mir auf einmal klar. Ich hatte mich nun zwei Monate hindurch, ganz meinen Phantasieen überlassen, herumgetrieben, ohne irgend eine bestimmte wissenschaftliche Beschäftigung. Schriften, wie sie mir der Zufall in die Hand brachte, las ich wohl, aber sie waren meist leichter Art, und mehr geeignet, wüste phantastische Träume zu erzeugen, als zu dämpfen. Das fortdauernde zerstreuende Leben auf der Straße, in der Umgegend der Stadt, in Gasthöfen, Kaffeehäusern, Weinkellern, fortdauernd unter Menschen, die mir fremd waren, verhinderte mich, selbst irgend Etwas zu produciren. Ich erinnere mich nicht, in dieser ganzen Zeit irgend etwas Zusammenhangendes,

etwa ein Gedicht, eine Erzählung, eine Reihefolge wissenschaftlicher Gedanken, niedergeschrieben zu haben: und dennoch kochte und brauste es in mir, und ich war fortdauernd nicht bloß von meiner äußeren Lage ergriffen, sondern auch heftig geistig aufgeregt; aber es waren gigantische Träume, unförmliche Ahnungen, die sich nicht zu gestalten vermochten. Ereignisse und Gedanken bildeten ein verworrenes Knäuel; inneres und äußeres Leben war so in einander verflochten, daß an eine klare Sonderung nicht zu denken war. Es gab Stunden, ja Tage, in welchen ich, von einer peinlichen Angst ergriffen, glaubte, Alles vergessen zu haben, was ich durch frühere Anstrengungen und Mühe erlernt hatte. Ich suchte dann wohl irgend einen, mir sonst wohlbekannten Gegenstand zu fassen, in seinem Zusammenhange zu verfolgen; die quälende Angst steigerte sich, ich fühlte mich körperlich beklemmt, der Athem stockte, es war, als ruhte eine drückende Last auf mir, die ich nicht abzuwerfen vermochte; geistig leer stand ich da und konnte mich auf nichts besinnen. So habe ich es innerlich erlebt, wie Armut und unglückliche Verhältnisse einen fähigen jungen Mann niederdrücken, und auch wohl nicht selten für

immer zu Grunde richten können. Es ist eine trübe Erfahrung, die von dieser Zeit an in meinem ganzen Leben einen dunkeln Hintergrund bildet. Mein späteres Leben, als Universitätslehrer, hat mir nur zu oft junge Männer in einer Lage, wie meine damalige, entgegengeführt. Ich habe sie oft genug dem Abgrunde nahe gesehen, und eine innerliche, peinigende Theilnahme hat dann die erlebte Angst hervorgerufen, daß ich gezwungen ward, das fremde Unglück als ein eigenes zu tragen, besonders wenn ich, was nur zu oft der Fall war, nicht zu helfen, nicht zu retten vermochte.

Ich kam nach Hamburg zurück; ich bedurfte menschlicher Theilnahme, und eilte zu dem Kaufmann L. In meiner trüben Stimmung war ich nicht geneigt, die ganze Noth meiner Lage Anderen zu vertrauen. Ich hatte die Stadt verlassen, ohne es Jemand wissen zu lassen; als ich nun in die Stube hineintrat, stürzten mir Mann, Frau, Schwester jubelnd entgegen. Die Schwester schwamm in Thränen. „Gott Lob, daß Sie da sind!" riefen sie; „wo sind Sie gewesen?" Sie bestürmten mich mit Fragen. Als ich einige Tage nicht erschienen war,

suchte der Kaufmann mich in meiner Wohnung auf, und erschrak heftig, als er erfuhr, daß ich diese auf immer verlassen habe. Sie erwarteten nun voller Sorge, Etwas von mir zu erfahren; ich kam nicht, und ihre Angst stieg. Zwar hatte ich mich niemals über meine unsichere Zukunft geäußert, aber wenig geeignet, mich zu verstellen, mußte mein innerer Gram und meine kummervolle Zerstreuung doch oft den wohlwollenden und theilnehmenden Freunden auffallen. Sie ahneten das Unglückliche meiner Lage, und ihre Theilnahme und große Freude, als ich nun erschien, erschütterte mich.

Ich mußte nun Alles erzählen, und stellte die Reise als eine bloße Laune von mir dar. Die klaren, trockenen und reinlichen Wintertage hätten mich gegen meine ursprüngliche Absicht weiter gelockt. Die freundliche Güte der alten Wirthsleute rührte, der Tod des Hundes betrübte sie.

Nach einiger Zeit forderte mich der Kaufmann auf, mit ihm in eine andere Stube hineinzutreten; er wünschte, mich allein zu sprechen. Wie überrascht war ich nun, als er mir gestand, daß er meine Lage durchschaut, und mir vorschlug, auf seinem Comptoir

zu arbeiten und den Handel zu erlernen. „Ich habe,“ sagte er, „Ihre Neigung zu meiner Schwester gemerkt.“ Kurz, der Vorschlag lag klar da, ich sollte seine Schwester heirathen, Commis der Handlung und später Associé des Hauses werden.

Ich gerieth in die peinlichste Verlegenheit; irgend Etwas zu äußern, was die Familie, die mich so wohlwollend behandelt hatte, kränken könnte, schien mir im höchsten Grade tadelnswerth, ja, war mir unmöglich. In meinem Verhältnisse gegen die Schwester hatte ich mir wenig oder nichts vorzuwerfen; sie war älter als ich, und obgleich sie etwas Angenehmes und Ansprechendes hatte, doch keinesweges schön. Ihre Erziehung und Bildung verhinderten eine jede bedeutende Unterhaltung. Daß ein junger Mensch, in einer drückenden Lage, sich mit Hingebung an ein weibliches Wesen, welches ihm theilnehmend entgegen kömmt, anzuschließen geneigt ist; daß er, unter solchen Umständen, mit einem Mädchen in ein vertrauliches, ja gewissermaßen zärtliches Verhältnis gerathen kann, ist gar zu begreiflich: doch war es mir nie eingefallen, diesem Verhältnisse eine tiefere Bedeutung beizulegen. An eine bestimmte Erklärung hatte ich nie

gedacht, und der Gedanke, zu heirathen, war mir furchtbar. Auch bin ich überzeugt, daß die Zuneigung des Mädchens eben so wenig tief war, als die meinige. Ueberlege ich indessen alle Umstände, so scheint mir diese Erklärung des Bruders sehr natürlich. Die Erziehung dieser Menschen war eine derb bürgerliche, ganz und gar ohne alle Beimischung des Phantastischen. Ein Verhältnis, wie das zwischen der Schwester und mir, erhielt nothwendiger Weise von meiner Seite einen poetischen Anstrich. Die Mittheilungen wurden, obgleich ich mir bewußt bin, nie Liebe ausgesprochen zu haben, innerlicher, und was in einer höher gebildeten Familie gar keine Folgen gehabt haben würde, mußte von diesen einfachen Menschen als ein Zeichen ernstlicher Absichten gedeutet werden. Ohne allen Zweifel hatte meine Persönlichkeit imponirt; man mochte glauben, daß ein junger Mensch, mit meiner Bildung, meinen Kenntnissen, würde er erst in den Geschäften unterrichtet, ihrem Handel einen lebhaften Schwung geben könnte, und so war, wie es bei solchen Menschen immer der Fall ist, wohl eben so viel verständige Berechnung, wie Wohlwollen, bei diesem Vorschlage thätig.

Ich habe es oft erlebt, daß, wenn man plötzlich in eine unerwartete Lage versetzt wird, wenn man gezwungen wird, schnelle Maaßregeln zu ergreifen, ohne Zeit zur Ueberlegung zu haben, der sichere Instinct ein besserer Führer ist, als alle Reflexion. Ich sah ein, daß die beiden Vorschläge, da zu bleiben, den Handel zu erlernen und dann zu heirathen, durchaus mit einander verbunden waren. Darauf gründete ich mein Benehmen. Ich stellte dem Freunde vor, da ich doch jetzt über meine Lage sprechen müßte, daß das Bedenkliche derselben doch nur vorübergehend sei, daß meine Familien= und sonstigen Verhältnisse in meinem Vaterlande, meine Stellung binnen kurzer Zeit verbessern würden; und seltsam genug, indem ich dem freundlich gesinnten Manne meine Lage in einem günstigeren Lichte darzustellen suchte, kam sie mir selbst so vor, und der Kummer, der mich quälte, übertrieben. Es war mir leicht, ihn von meiner Unfähigkeit zu Handelsgeschäften, und von der Thorheit, eine Laufbahn aufzugeben, die ich nicht ohne Glück betreten hatte, zu überzeugen. Ueber das Verhältnis zu seiner Schwester drückte ich mich sehr behutsam aus, ja ich wagte zu äußern, daß eine Verbindung

mit seiner Familie mir erwünscht wäre, wenn ich hoffen dürfte, daß sie sich entschließen könnte, sich mit einem jungen Manne mit unsicheren Aussichten zu verbinden, der noch in einer langen Reihe von Jahren nicht ans Heirathen denken dürfe, und der auf jeden Fall sich dann in einer großen Entfernung von Hamburg häuslich niederzulassen gezwungen werde.

Ich hatte den rechten Ton getroffen. Der Kaufmann selbst schien mit der besonnenen Art, mit welcher ich diese Sache als ein Geschäft betrieb, sehr zufrieden. Er bat mich indessen, das Haus zu verlassen, ohne zu seiner Familie zurück zu kehren. Keiner konnte zufriedener mit diesem Vorschlage sein, als ich. So glücklich ich mich, dem Kaufmanne gegenüber, durchgeholfen hatte, so völlig rathlos würde ich gewesen sein, wenn ich der Schwester gegenüber stand.

Den Tag darauf besuchte mich L. selbst. Ich brachte den Mittag in der Familie zu; von dem, was ich mit dem Bruder gesprochen hatte, war gar nicht die Rede, und wenn das Verhältnis zwischen mir und der Schwester etwas kälter erschien, so war doch der Unterschied kaum zu merken.

Ich hatte diese erste Nacht in einem Gasthofe

zugebracht, heute schlug mir L's Schwiegervater vor, in einem ihm zugehörigen Hause ein Stübchen zu beziehen, abermals eine Dachstube. Das Haus war an einen Schankwirth vermiethet; die Miethe, für mein Stübchen sehr gering. Ich lebte hier drei bis vier Wochen. In dieser Zeit erhielt ich die Nachricht, daß von meinen Sachen aus dem Wrack des Schiffes Einiges gerettet wäre. Es war nichts, als der zoologische Theil der Gmelinschen Ausgabe von Linné. Die Uhr glaubte ich in der Stube des Blankenesers hängen zu sehen; ich wagte nicht, sie zu fordern.

Von jetzt an ward meine Lage immer bedenklicher; die Briefe aus Kopenhagen gaben gar keinen Trost. Die Summe verringerte sich täglich, und drohte, bald ganz zu verschwinden. Je höher meine Noth stieg, desto mehr zog ich mich von dem Kaufmann Madsen in Altona, so wie von der Familie L. zurück. Ich lebte acht Tage lang von Aepfeln, Birnen und Semmel. Die letzte kleine Summe war schon verschwunden. Jetzt ward ich krank, und zwar zum ersten Male, von einer inflammatorischen Angina, einer Anschwellung der Tonsillardrüsen, ergriffen, eine

Krankheit, die mich seitdem öfters befiel. Ich hatte schon früher bemerkt, daß die Gesellschaft, die sich in dem Hause versammelte, keineswegs die anständigste war: es waren Matrosen mit ihren Dirnen, und nicht selten entstand Lärm und Zänkerei. Als ich krank gegen Abend nach Hause kam, nur unter heftigen Schmerzen zu sprechen und zu schlucken vermochte, sah ich einen Saal erleuchtet und hörte Tanzmusik. Nur mit Mühe gelang es mir, von dem Wirthe ein Paar Tassen Thee und eine Semmel zu erhalten. Ich trug das Erhaltene selbst auf mein Stübchen und sank nun matt und erschöpft auf mein Bette. Ich schlief zuweilen unruhig ein, erwachte, von einem heftigen Fieber ergriffen, wieder; die wirbelnde Tanzmusik ertönte, das verworrene Geschrei drang in meine Stube hinein, und mich hatte eine Art Verzweiflung ergriffen. Es war Mitternacht; die Tanzmusik war verstummt, aber das immer heftiger werdende Geschrei überzeugte mich, daß sich unter den Gästen ein bedenklicher Streit erhoben hatte. Auf einmal hörte ich, wie Jemand eilig die Treppe heraufstürzte. Mehrere folgten, meine Stubenthür ward gewaltsam eröffnet, ein erhitzter, halb betrunkener

Matrose stürzte mit ängstlicher Miene herein, Andere, die ihn verfolgten, ihm nach, und ich sah einen drohenden, gefährlichen Kampf auf meiner engen Stube, dicht vor meinem Krankenlager sich entspinnen.

Indessen waren Wirth und Wirthin schnell nachgeeilt; der Anblick eines Kranken schien die Halbberauschten zur Besinnung zu bringen; der ganze Schwarm verließ polternd und noch immer zankend die Stube, und ließ mich in der trostlosen, nächtlichen Dunkelheit zurück.

Ich wäre verloren gewesen, wenn nicht den Tag darauf die beiden, mir freundlich gesinnten Familien sich nach mir erkundigt hätten. Sie erschraken, als sie erfuhren, in welcher Lage die hingeschickten Boten mich gefunden hatten. Jetzt war alle Hülfe da: Arzt, Arzenei, stärkende Speisen, wie ich sie zu genießen vermochte. Die Krankheit nahm ihren neuntägigen Verlauf, und ich erholte mich.

Mein trotziger Sinn war gebrochen, ich sah ein, daß ich auf jede Weise gezwungen war, Hamburg zu verlassen. Nach dem Gespräche mit dem Kaufmann L. konnte ich mich nicht entschließen, mich an ihn zu wenden. Der Kaufmann Madsen in Altona aber

kam mir auf halbem Wege entgegen. Mein Vater war nicht weit entfernt, er lebte in Rendsburg, bei ihm mein jüngster Bruder als Unteroffizier auf Avantage, und meine älteste Schwester, die von den Verwandten in Odsherred zurückgekehrt war, um ihm die Wirthschaft zu führen, und die alte Magd. Ich hatte zwar aus Norwegen, aber nach meinem Schiffbruche, aus Hamburg gar nicht geschrieben. Ich hoffte immer auf eine Veränderung meiner Lage, und wollte meinen Vater, der selbst in einer höchst beschränkten Stellung lebte, nicht mit neuen Sorgen beladen.

Jetzt war ich genöthiget, ihn mit meiner ganzen trostlosen Lage bekannt zu machen. Man hatte mir von Kopenhagen aus den Vorschlag gemacht, nach Kiel zu gehen, und dort mich mit Unterricht, oder auf irgend eine Weise, vielleicht durch Vorlesungen, zu erhalten, und es ist mir unbegreiflich, daß ich nicht selbst diesen Weg wählte, als ich noch eine kleine Summe besaß. Ich bat nun meinen Vater, mir einen Platz in seinem Hause so lange zu vergönnen, als nöthig war, um durch Hülfe der Freunde in Kopenhagen die kleine Summe zusammen zu bringen, die ich bedurfte, um, hinreichend ausgerüstet, in Kiel

einigermaßen anständig auftreten zu können. Ich kannte meinen Vater. Vorwürfe, die ich sehr wohl fühlte, verdient zu haben, trafen mich gar nicht. „Ich theile," schrieb er mir, „den letzten Bissen Brot mit Dir; eile hieher, ich sehne mich, Dich zu sehen."

Ich verließ also Hamburg, und mitten im Winter brachte mich die fahrende Post zu meinem armen Vater.

Rendsburg.

Dieser lebte im höchsten Grade gedrückt. Er hatte ein Arrangement mit seinen Gläubigern getroffen, und mußte diesen einen großen Theil seiner Einkünfte überlassen. Wie gedemüthigt ich in sein Haus trat, ist leicht einzusehen. Man erlaube mir, schnell über diese Epoche der harten Strafe wegzueilen; sie dauerte leider nur zu lange. Ich kann selbst in diesem Augenblicke nicht klar durchschauen, worin es lag, daß es meinen Freunden in Kopenhagen nicht gelingen konnte, die Empfehlungen und die kleinen Summen herbeizuschaffen, die für eine erste Einrich-

tung in Kiel nothwendig waren. Ich kann nicht sagen, daß mein Vater Noth litt; selbst, daß ich dazu kam, konnte bei der ganz einfachen Einrichtung der Haushaltung die Lage nicht verschlimmern: aber mein Vater war an eine solche Entsagung, wie sie hier gefordert wurde, nicht gewöhnt, und meine Lage ängstigte ihn.

In Rendsburg betrachtete man mich allgemein als einen herabgekommenen, verunglückten Studenten, der jetzt, da sein alter Vater von ihm Unterstützung erwarten sollte, diesem zur Last fiel.

Bei solchen Gelegenheiten bleibt man nicht bei dem Einfachsten stehen. „Der Mensch galt ja für ein Genie," sagte man sich: „was ist nun aus ihm geworden?" „Er ist durch Ausschweifungen ruinirt," behauptete ein Anderer, „stumpf geworden, und wird wohl, wenn er seinen Vater an den Bettelstab gebracht hat, selbst in einem Spitale endigen."

In Kopenhagen ging das Gerücht von mir, ich hätte mich in Preußen anwerben lassen — nun, ich bin auch Preußischer Soldat geworden, und schäme mich dessen nicht. — —

Während der Zeit lebte ich zwar, oft trübe ge-

stimmt durch die Armut meines Vaters, im Ganzen ruhig und still, und, wie sich von selbst versteht, in großer Einsamkeit. Mein jüngster Bruder schloß sich mit ganzer Seele an mich an, und ich erstaunte über das tief aufgeregte geistige Leben, welches sich in ihm bewegte. In einer jeden Deutschen Stadt finden sich einzelne Menschen, die an der geistigen Bewegung der Zeit Theil nehmen: Prediger, Aerzte, Schullehrer, wohl auch der eine oder andre Beamte. So hatte es meinem Bruder, und jetzt mir, nicht an Hülfsmitteln gefehlt. Mein Bruder trieb ein sehr ausgedehntes geschichtliches Studium; seine Wissenschaft selbst suchte er theoretisch aufzufassen; mathematische Kenntnisse hatte er durch unsern ältesten Bruder erhalten; eine jede Stunde, die ihm übrig blieb, verwandte er auf sein Studium; spottweise nannte man ihn den gelehrten Unteroffizier, und da in der damaligen Garnison kaum einer der Offiziere war, wenigstens unter denen der geringeren Klasse, der sich auf ähnliche Weise beschäftigte: so mußten seine Studien ihn immer mehr isoliren. Sein Fortkommen wurde durch sie gar nicht befördert, wenigstens für die nächste Gegenwart waren seine Aussichten höchst trübe. Wie

innig unser Bündnis unter solchen Umständen werden mußte, ist begreiflich. Es war uns Beiden heilsam; wir lernten in dieser Zeit, ganz von allen äußeren Verhältnissen abzusehen, und erwarteten keinen Lohn, wir forderten keinen Beifall, wir lösten keine fremde Aufgaben; nichts Aeußeres, auch keine unsichere Hoffnung störte uns. Es mochte wohl ein innerer Trotz in dieser nicht ganz freiwilligen Entsagung lauern: aber sie verschaffte uns Genüsse und Freuden, die Keiner ahnete; nie bin ich fleißiger gewesen.

Auf die erschlaffende Zerstreuung, die mich in Hamburg Monate lang ergriffen hatte, folgte eine geistige Energie, die ich, seit ich Kopenhagen verließ, nicht gekannt hatte. Die Bücher, die ich hier vorfand, konnten mir nur dürftige Hülfe leisten; aber jetzt bewährte sich mein sicheres und ungewöhnliches Gedächtnis. Ich besitze Ausarbeitungen aus dieser Zeit, die mich in Erstaunen setzen, wenn ich die geringen Hülfsmittel erwäge, die mir damals zu Gebote standen.

Das Einzige, was mich in dieser Zeit störte, waren die Briefe aus Kopenhagen. Sie mußten mich verstimmen, und ich sollte erfahren, daß mir noch der

einzige irdische Verlust bevorstand, den ich erleiden konnte. Im Sommer 1795 brach ein Feuer in dem Marine-Etablissement (paa Holmen) aus. Es war gefährlich; der heftige Wind warf einen Funken nach einem der höchsten Thürme der Stadt; die Kirche war dicht von Häusern umgeben; die Spritzen konnten den brennenden Thurm nicht erreichen, flammend stürzte er nieder und zündete eine Straße an. Der Wind verbreitete das Feuer mit großer Schnelligkeit, ein Drittheil der Stadt ward in Asche gelegt, und mein kleines, mühsam erworbenes Eigenthum, Bibliothek und Sammlung, ward von den Flammen verzehrt. Ich war nun ganz von Allem entblößt; meine letzte Hoffnung hatte sich auf diesen Besitz gegründet. Es war mir einmal die Hoffnung erwacht, daß der Sohn des Erbprinzen, der jetzige König von Dänemark, damals zehn Jahre alt, die Sammlung kaufen würde. Ich erinnere mich nicht, ob diese Hoffnung sich zerschlug, oder ob der Verkauf sich nur verzögerte. Jetzt war ich ganz von der Hülfe meiner rathlosen Freunde abhängig; ich will ihnen nicht Eifer, wohl aber muß ich ihnen Geschick absprechen.

So bedeutend in meiner damaligen Lage der Ver-

lust war, so überwand ich ihn doch. Er störte mich nur kurze Zeit in meinen Studien. So mir selbst überlassen, ward ich gezwungen, mit meinen Kenntnissen zu Rathe zu gehen. Das Bedürfnis einer geistigen Verknüpfung der Gegenstände erwachte immer heftiger, forderte immer dringender Befriedigung, jemehr der erwägende Geist sich selber überlassen war. Manche Ansichten, die später meinen Ruf begründeten, keimten in dieser Zeit, wenn sie auch nicht Reife erhielten. In dem Abgrunde der Bewußtlosigkeit schlummerte noch die Idee von einer lebendigen Einheit des Daseins, aber sie wuchs, instinctmäßig wuchernd, aus dem verborgenen Grunde, und das combinirende Talent trat mit einer erzeugenden Kraft hervor, die mich selbst überraschte. Ich fühlte eine unergründliche Freude; es liegt in der lebendigen Combination eine zeugende Kraft; es liegt in dieser selbst eine innere Gewißheit und Wahrheit des Daseins, die freilich der dialektisirenden und reflectirenden Zeit immer fremder wird. Während Hohn, Spott und Verachtung den scheinbar herabgekommenen Jüngling traf, fühlte er sich, von geistigem Jubel ergriffen, glücklich, und durfte sein Glück mit einem innig ge-

liebten Bruder theilen. Dieser verstand mich ganz; er war mein erster Schüler, und mein Vortrag war ein Privatissimum im eigentlichen Sinne.

So verfloß ein ganzes Jahr, und endlich konnte ich, nothdürftig ausgestattet, mit einer dringenden Empfehlung von Wahl an Professor Fabricius, Rendsburg verlassen und in einer für mich besorgten Privatwohnung in Kiel absteigen. Ich besaß fünf Thaler, als ich meinen Lebenslauf in Kiel begann.

Eines Ereignisses muß ich aber gedenken, welches mich während meines Aufenthaltes in Rendsburg tief erschütterte. Die Festung liegt in einer höchst traurigen, flachen, sandigen Gegend. Nur ein kleines Gehölz tritt aus der kahlen Ebene, etwa eine Viertelstunde von der Stadt, hervor. Eine kleine Festung hat jederzeit etwas unbeschreiblich Trübes. Ich konnte das Gefühl, als wenn ich ein Gefangener wäre, durchaus nicht los werden. Selbst wenn ich aus den Thoren herausging, fühlte ich mich nur wie ein für den Augenblick frei Gelassener, der Abends wieder in sein Gefängnis zurückkehren muß. Dieses Gefühl ward noch gesteigert durch die Beschaffenheit der Besatzung. Sie bestand größtentheils aus der geworbenen

Mannschaft, deren Treue am verdächtigsten schien. Diese Festung war also für die Besatzung wirklich als eine Art von Gefängnis zu betrachten, und doch war die Desertion sehr häufig. Abends, wenn nach dem Zapfenstreiche der Entflohene vermißt wurde, hörten wir dann den traurigen Kanonenschuß, der die Bauern der Umgegend zur Verfolgung aufrief, und ihnen, wenn die Jagd gelang, eine Belohnung versprach.

Das Verabscheuungswürdige der Dänischen Werbung war allgemein bekannt, und wie sittlich herabgesunken das durch diesen Menschenhandel erworbene Gesindel auch sein mochte, trat doch ein jedes gesunde menschliche Gefühl auf die Seite des Deserteurs. Ich war jederzeit bei solchen Gelegenheiten im höchsten Grade ängstlich. Häufig träumte mir dann, daß ich selbst der Entflohene sei, daß ich verfolgt, ergriffen würde. Dieses geschah' einst wirklich.

In einer einsamen, abgelegenen Gegend, von den Straßen entfernt, traf mich ein Bauer botanisirend, und fragte trotzig nach meinem Passe; denn die armen gefangenen Soldaten erhielten, wenn sie einmal außerhalb der Festung frische Luft schöpfen wollten, einen Schein: da ich diesen nicht vorzeigen konnte,

forderte er mich auf, ihn zur Festung zu begleiten, und trennte sich auch wirklich erst, verdrießlich, daß er eine ganze Meile umsonst zurückgelegt hatte, von mir am Thore, als der Offizier der Wache mich erkannt hatte. Es war auch in der That nicht allein die Tyrannei, mit welcher die armen, durch falsche Versprechungen ins Land gelockten Menschen behandelt wurden, die zu bedauern war, wenigstens eben so sehr die Verschlechterung der Bauern in der Umgegend der Festung. Die Deserteur-Jagden waren eine Art Ernährungszweig.

Mein Vater wohnte in einem einstöckigen Hause, welches mit mehreren ähnlichen eine Reihe bildete; vor uns lag der Wall; auf der Straße vor diesen Häusern fand die bekannte empörende Strafe der Deserteure statt, zum Glück nicht vor dem väterlichen Hause, aber doch so, daß man das Wirbeln der Trommeln bei der Execution hören konnte. Bei einer solchen Gelegenheit zog ich mich, so viel wie möglich, ins Haus zurück, um nur nichts zu hören.

Einst stürzte Jemand zu uns herein, um uns zu erzählen, daß so eben ein Delinquent sich selbst befreit habe, und mit dem blutigen Rücken ent-

schlüpft sei. Ich eilte auf den Wall, wo schon eine Menge Menschen neugierig standen; ich sah, wie der arme Mensch nackt und blutig über die Glacis der Festung flüchtete, und den kleinen Wald zu erreichen suchte; ich sah aber auch, wie die Kräfte allmälig abnahmen, wie die Flucht immer langsamer ward; noch ehe der Wald erreicht war, sank der Unglückliche hin, und ward zurückgeführt.

Um die Tollkühnheit, zu welcher die Verzweiflung diesen Menschen gebracht hatte, zu begreifen, muß man die Art und Weise, wie der Delinquent während der Execution bewacht wurde, kennen. Glücklicher Weise ist diese barbarische Strafe verschwunden, und nur ältere Männer werden sich ihrer erinnern. Zwei Reihen Soldaten, mit großen Ruthen versehen, bildeten den Martergang des Delinquenten; dieser war bis auf den Gürtel hinunter nackt, das Hemd unten zusammengerollt; die Daumen waren durch Schrauben an einander befestigt, zwei lange, an einem Ende mit breiten metallenen Spitzen versehene Stäbe (Spontons) wurden von zwei Unteroffizieren horizontal so getragen, daß der Delinquent in der Mitte ging. Die Reihen selbst waren durch kreuz-

weis gestellte Flinten geschlossen; zwei Offiziere standen mit entblößten Degen außerhalb.

Die Härte dieser Strafe hing durchaus von der Willkür der Offiziere und Soldaten ab. In meiner Kindheit in Helsingör entstand einst ein Kampf zwischen der Kavallerie und Infanterie der Stadtgarnison; er steigerte sich bis zu einem förmlichen Angriffe; mehrere wurden auf beiden Seiten verwundet, und eine Commission, welche die Sache untersuchen und die Strafe bestimmen sollte, ward auf eine solche Weise angeordnet, daß die Infanteristen die Strafe der angeklagten und überführten Kavalleristen, und umgekehrt, bestimmten. Der Bediente meines Vaters, ein treuherziger Norweger, war bei dieser Gelegenheit, wahrscheinlich von Andern aufgehetzt, in Berserker-Wuth gerathen, und hatte einen Gegner bedeutend verwundet. Der arme Mensch hatte einen Feind, der sich an ihm rächen wollte. Während dieser nun gefangen saß, wußte jener sich Zutritt zu ihm zu verschaffen, versicherte, alle Feindschaft abgelegt zu haben, heuchelte die größte Theilnahme und gewann den treuherzigen Menschen. „Der Verwundete," erzählte er nun, „liegt auf dem Tode; die Aerzte behaupten, daß

er nothwendig heute oder morgen sterben müsse; Du wirst unvermeidlich hingerichtet; noch kannst Du entschlüpfen.“ Voll Todesangst suchte der Arme die Flucht, ward ergriffen, und seine Strafe natürlich bedeutend geschärft. Durch das Verhör ward die Sache bekannt; Offiziere und Gemeine, die den Delinquenten kannten, nahmen den größten Antheil; er war allgemein geliebt. Bei der Execution der Kavalleristen wurden Riemen statt Ruthen gebraucht, und die Blasen, welche dadurch entstanden, waren schmerzhafter und heilten schwerer, als die blutigen Wunden der Ruthen. Aber Gemeine und Unteroffiziere hatten eine stille Uebereinkunft getroffen. Die Härte der Strafe hing von der Zahl der Gänge durch die peinliche Reihe ab. Diesmal aber vertieften sich die Offiziere in Gespräche, die Kameraden, von der Aufsicht ihrer Vorgesetzten befreit, ließen die Riemen sachte auf den Rücken fallen, und mit Verwunderung sahen wir Kinder, die den Mann herzlich liebten, ihn des Nachmittags desselben Tages wieder. Mein Vater mußte, um die Posse zu vollenden, ihn zwingen, einige Tage im Krankenhause zuzubringen.

Die häufigen Desertionen aber hatten die Erbitte-

rung der Offiziere erregt, und die Strafe wurde ohne allen Zweifel mit aller möglichen Härte an dem armen Deserteur vollstreckt. In Verzweifelung hatte nun dieser die Daumen von den Schrauben befreit, den Unteroffizier, welcher vor ihm die Spontons trug, bei Seite geworfen, die kreuzweis gestellten Flinten auseinander gerissen, die Offiziere durch einen Stoß von sich entfernt, war den nahen Wall eilig hinaufgestiegen, hatte sich in den Graben geworfen, schwamm durch, und gewann offenes Feld.

Das Schicksal dieses Menschen war mir so wichtig geworden, daß ich mit Angst den Augenblick erwartete, wo man ihn wieder zurückschleppen würde. Er konnte nicht auf seinen Füßen stehen, der Kopf hing wie bei einem Sterbenden auf seine Schultern herab. Ich hatte erwartet, daß sein Zustand Mitleid, ja daß seine kühne That unter Kriegern theilnehmende Bewunderung erwecken würde. Ich erfuhr mit Erstaunen gerade das Entgegengesetzte; die Erbitterung war allgemein. Zwar konnte man, weil er sich zu befreien gesucht hatte, die Strafe dem Buchstaben nach nicht steigern, aber es war vorauszusehen, daß der Rest derselben mit der größten Grausamkeit

vollführt werden würde. Ich vergaß bei diesem Anblicke Alles. Der Soldat gehörte leider nicht zum Regimente meines Vaters. In der Gewalt des Regimentsarztes stand es, ihm wenigstens die Erleichterung zu verschaffen, daß er jetzt nach dem Krankenhause gebracht würde, um sich zu erholen und dann erst den Rest seiner Strafe zu erleiden. Dieser war da, ich suchte ihn zu bereden, ein Zeugnis auszustellen, daß die Fortsetzung der Strafe lebensgefährlich wäre. Bei der vorherrschenden Erbitterung wagte er es nicht. Der Delinquent ward an einen Baum gebunden; ich entfernte mich, empört über diesen Auftritt, und erfuhr, daß man frische Ruthen ausgetheilt und einen jeden Ruthenschlag bewacht hatte. Der arme Mensch wurde halbtodt in das Krankenhaus gebracht.

Aber er bewährte sich als ein kühner und entschlossener Mann. Als er geheilt das Krankenhaus verließ, entfloh er von Neuem, und entkam glücklich. Ich kann es nicht leugnen, die Wuth und der Aerger der Offiziere ergötzte mich, aber mein Abscheu gegen das Werbesystem steigerte sich; die Unbequemlichkeit fehlerhafter Staatseinrichtungen wird oft genug beklagt und getadelt, wenn sie die persönliche Freiheit

oder das Eigenthum treffen; leichter wird leider der schädliche Einfluß übersehen, den sie auf die Sittlichkeit der Staatsbürger ausüben, und wie sie nicht selten das natürlichste menschliche Gefühl unterdrücken.

Ein zweites Ereignis, welches mich näher anging, darf ich nicht unerwähnt lassen. Es ist zwar an und für sich unbedeutend, hinterließ aber einen Eindruck, der mich mein ganzes Leben hindurch verfolgt hat.

Ein Bekannter, welcher zuweilen meinen Bruder besuchte und mir nicht unbekannt war, erzählte uns, wie ein, allerdings allgemein verachteter Offizier, leider von bürgerlicher Herkunft, der in der höchsten Liederlichkeit und Armut lebte, ihm einen theuern meerschaumenen Pfeifenkopf für eine äußerst geringe Summe zum Verkauf angeboten habe. Ihm, der selbst Offizier war, schauderte, denn es war ihm klar, daß er gestohlen sein mußte. Ich hörte aufmerksam zu, denn ich war bei diesem Diebstahle selbst gegenwärtig gewesen. Die Sache verhielt sich so: als ich auf der Reise von Hamburg nach Rendsburg mit der fahrenden Post durch Neumünster kam, waren in der Gaststube eine Menge Bürger, Reisende und unter diesen einige Offiziere aus Rendsburg. Ein Jude

ließ einen theuern, außerordentlich schönen meerschaumenen Pfeifenkopf, für welchen er eine bedeutende Summe forderte, unter den Gästen circuliren. Der Kopf kam nicht wieder zum Vorschein. Indessen waren allerdings einige Gäste ab- und zugegangen. Ich schlug vor, daß Alle, die da waren, sich sollten visitiren lassen. Alle vom Bürgerstande stimmten mit mir überein, die Offiziere aber fanden sich durch eine solche Zumuthung beleidigt. Jetzt freilich waren Alle eben so wenig geneigt, sich einer solchen, unter diesen Umständen beschimpfenden, Nachforschung zu unterwerfen. Der Pfeifenkopf war verschwunden; der Jude, in Verzweiflung, zeigte der Behörde den Verlust an. Die Sache lag jetzt ganz klar da, ich mußte als Zeuge erscheinen, mehrere der damals Gegenwärtigen mit mir; der Offizier wurde cassirt und eingesperrt.

Wodurch aber diese Geschichte mir so entsetzlich ward, war folgender Umstand: Ich erinnerte mich ganz deutlich, daß ich, als ich den Vorschlag der gemeinschaftlichen Visitation machte, dicht neben dem Diebe stand. Wenn nun dieser, dachte ich — und eine furchtbare Angst ergriff mich — das Gestohlene

aus seiner Tasche in die deinige praktizirt hätte, wenn die Offiziere sich willig der Untersuchung unterworfen hätten? Ich erwog meine damalige Lage, wie ich allen denen, die mich nur halb kannten, erschien, wie ich den Richtern erschienen sein würde. Selbst daß ich den Vorschlag der Visitation machte, konnte gegen mich benutzt werden. Mein ganzes irdisches Dasein wäre, das ist klar, auf die grauenhafteste Weise vernichtet worden. Noch nie hatte ich meinen übereilten Entschluß, mich allen Zufällen des Lebens tollkühn preiszugeben, tiefer bereut. Noch immer, obgleich in dem Hause meines Vaters, ruhte ein Schatten auf meinem Dasein; aber eben in den Momenten, wenn diese Empfindung mich am tiefsten ergriff, schlich sich der christliche Gedanke von einer höheren, schützenden Hand in meine Seele, und stimmte mich zur tiefen Demut. Selbst jetzt in meinem hohen Alter ergreift mich ein Schwindel, wenn ich an diesen Augenblick denke. Es ist mir, als wäre das Unglück geschehen und ich vernichtet.

Ich verließ Rendsburg nicht ohne Wehmuth. Das enge, ruhige Leben hatte doch auch seine Reize. Die drei Geschwister lebten in schöner Vertraulichkeit. Die alte Magd ward wenigstens mit ihrer, mit den Jahren gesteigerten Wunderlichkeit, geduldet. Sie hatte das Dänische vergessen, das Deutsche nicht gelernt, und konnte sich eigentlich in gar keiner Sprache verständlich machen. Daß dadurch ihre Ungeduld im höchsten Grade stieg, war natürlich. So lebten wir in einer fast eigenthümlichen Einsamkeit, und fühlten uns immer entschiedener von unseren Umgebungen getrennt.

Meine Schwester kam noch am meisten in Gesellschaften, sie war ihrer Lebhaftigkeit und geselligen Bildung wegen beliebt, noch mehr durch ihre Erfindungsgabe; sie war im Nähen, Schneidern äußerst geschickt, und obgleich ihre eigene Toilette, wie begreiflich, nicht sehr glänzend war, so bestimmte sie doch die Moden der Frauen der ganzen Stadt.

Mein funfzigjähriger Vater lebte einsam wie wir, aber sowohl der Bruder, als die Schwester, gestanden, daß er durch meine Gegenwart wie neu belebt erschien. Er vermochte die Hoffnung, die ich von

jeher in ihm erregt, nicht aufzugeben. Er hielt sich überzeugt, daß sich meine Lage bald ändern würde, und oft, wenn ich unzufrieden mit der zögernden Hülfe, in schwermuthsvolle Unruhe versank, hat er mich getröstet und ermuntert. Eben in dieser trüben Zeit, als er mir, seiner Lage nach, nicht unbedeutende Opfer bringen mußte, hat seine edle, liebevolle Natur sich bewährt. Es giebt ein einsames Bündnis unglücklicher und aus der Gesellschaft verdrängter Menschen, welches seine Wurzel in den tiefsten Boden der unsterblichen Persönlichkeit versenkt; es liegt etwas Heiliges in ihm.

Eine sehr unbedeutende Begebenheit sollte dazu beitragen, ein Licht der Zukunft in die trübe Dämmerung unseres damaligen Lebens zu werfen. Das Gedruckte hatte, als solches, noch nicht seine imponirende Gewalt verloren; besonders in kleinen Städten galt es für eine Auszeichnung, öffentlich genannt zu werden. Nun kam die allgemeine Literatur-Zeitung zwar erst, nachdem sie lange herumcirculirt hatte, heftweise nach Rendsburg. In einem solchen Hefte fand sich eine Rezension meiner Uebersetzung von Willdenow's Botanik. Die Sprache, die Zusätze wur-

den gelobt, besonders die Geschichte der Botanik von Dänemark als eine werthvolle Zugabe hervorgehoben. Zufällig kam kurz darauf, eben so veraltet, ein Heft von Millin's Journal encyclopaedique, und auch hier ward diese Uebersetzung vortheilhaft recensirt. Wahrscheinlich hatte irgend einer meiner literärischen Freunde in Kopenhagen diese Recensionen veranlaßt. Sie konnten mir in meiner damaligen Lage nützlich sein; hier trugen sie zur Erheiterung meiner Lage wesentlich bei. Meinem Vater machten diese Kritiken eine unsägliche Freude, er zeigte sie allen Freunden; er suchte die Kunde davon so weit wie möglich auszubreiten, und ohne allen Zweifel trugen sie nicht wenig dazu bei, die Meinung vieler Einwohner günstiger zu stimmen.

Kiel.

Es war im Februar 1796, als ich nach Kiel kam. Fast zwei Jahre waren verflossen, seit ich Kopenhagen verließ, und mir schien es, als müßte nun eine neue bedeutende Epoche meines Lebens anfangen.

Ich kam nach Kiel mit den eifrigsten Vorsätzen, eine jede Stunde zu benutzen; doch war ich nicht ohne Sorgen. Ich war dort keinem Menschen bekannt, hatte keinen bestimmten Begriff von der Art meiner zukünftigen Thätigkeit. So will ich bekennen, daß, als ich zu Fuß wandernd, an einem heitern Winterabende Kiel vor mir liegen sah, eine innere Angst mich ergriff. Diese Stadt, dachte ich mir, schließt alle die Verhältnisse in sich, aus welchen dein zukünftiges Schicksal entspringen soll. An den Professor Fabricius war ich vorzugsweise gewiesen; an ihn sollte ich einen Brief von Vahl abgeben. Als der erste Entomolog seiner Zeit war er mir zwar wohl bekannt, aber von seiner Persönlichkeit hatte ich nichts erfahren. Wohl konnte der erste Versuch, mich bei einem Deutschen Gelehrten zu introduciren, abschreckend sein. Vahl schickte mir nach Hamburg eine Empfehlung an den berühmten Director eines Handels-Instituts, Professor Büsch. Vahl hatte in diesem Briefe wohl Einiges von meiner Lage geäußert, und Büsch ersucht, mich auf irgend eine Weise zu beschäftigen. Der damals schon alte Mann betrachtete mich bedenklich, nachdem er den Brief gelesen hatte.

„Wie kann dieser Brief aus Kopenhagen schon hier sein?" fragte er, indem er mich aufmerksam betrachtete. Hatte Vahl aus Zerstreuung ein falsches Datum geschrieben? ich weiß es nicht. Meine damalige Lage machte mich höchst empfindlich; der Verdacht, der sich in diesen Worten aussprach, empörte mich. Ohne die Frage zu beantworten, kehrte ich ihm den Rücken, entfernte mich eilig und sah ihn nie wieder. Oft dachte ich, als ich später wiederum, und zwar mit meiner Familie, in eine bedenkliche Lage versetzt war, und mit seinen Freunden und Verwandten in genaue Verbindung trat, an diesen Auftritt, der kaum einige Minuten dauerte. Er war todt, und sein Verdacht gewiß zu entschuldigen. Verhängnisvoll aber erschien mir dieses erste Zusammentreffen mit einem Deutschen Gelehrten, und unwillkürlich ergriff mich eine Furcht vor einem ähnlichen Auftritte, vor einem demüthigenden Empfange, der mich zurückscheuchen würde, ohne daß es mir erlaubt wäre, mich auszusprechen.

Mit schwerem Herzen betrat ich die Straßen der Stadt, und erfragte die Wohnung meines zukünftigen Wirthes.

Die Stadt war mir nicht unbekannt. Mehrere Monate früher war ich zu Fuße, mit wenigen Schillingen in der Tasche, nach Kiel gewandert. Ich hatte die Nacht in einer Schänke auf der Landstraße zugebracht, wollte einige Stunden in Kiel bleiben, um den Ort meiner zukünftigen Thätigkeit in Augenschein zu nehmen. Damals glaubte ich, wenige Wochen später auf immer in dieser Stadt meinen Aufenthalt finden zu können.

Es war ein schöner Sommermorgen, die reizende Gegend entzückte mich. Ich durchschritt die Hauptstraßen der Stadt, besuchte den Schloßgarten und sah zum ersten Male Deutsche Studenten, die mit ihren Mappen von einem Hörsaale in den andern eilten. Ich kehrte nirgends ein, ich sprach mit keinem Menschen. Wie eine räthselhafte, verschlossene Zukunft lag die Stadt mit ihren Einwohnern vor mir, schicksalschwanger, ahnungsvoll. Ich verließ die Stadt, und das Gefühl, was mich damals durchdrang, ergriff mich jetzt von Neuem, als ich meine zukünftige Wohnung betrachtete. Mein Wirth war ein Lumpenhändler. Man wird vielleicht glauben, daß ich in ein schmutziges Haus hineintrat; dies war keineswe-

ges der Fall. Der Mann war wohlhabend, und lebte seit vielen Jahren in einer kinderlosen Ehe. Der ältliche Hausherr und seine Frau hatten mich erwartet. Meine wenigen Sachen waren schon angekommen; ich wurde höchst freundlich aufgenommen, und mußte den Abend mit dem ernsthaften Manne und seiner Frau zubringen. Meine Stube war höchst sauber eingerichtet, heiter — und ich weiß nicht, wie es kam, als ich mich nun Abends spät hinlegte, als ich mich auf der stillen Stube von den einfachen Möbeln umgeben sah, war alle Angst verschwunden.

Den Tag darauf besuchte ich Fabricius. Seine Persönlichkeit schon nahm mich ein. Er war ein kleiner, freundlicher Mann, der mich erwartet hatte und, wie es schien, mit großer Freude empfing. Wahl hatte ihm einen ausführlichen Brief geschrieben.

„Sie müssen," sagte er, „fürs Erste leben; Ihre Thätigkeit auf der Universität kann erst mit dem nächsten Semester beginnen. Es sind hier mehrere Familien, die lange gewünscht haben, ihren Kindern Unterricht in der Naturgeschichte zu verschaffen; die Bezahlung wird, ich muß es Ihnen im Voraus sagen, mäßig sein, aber Sie können schon morgen an-

fangen, und werden sich, denke ich, auf diese Weise durchhelfen können, bis wir Ihnen einen bedeutenderen Wirkungskreis bei der Universität anzuweisen vermögen."

Wer war glücklicher, als ich! Bis jetzt war ich allen Zufällen preisgegeben; die wenigen, mir freundlich gesinnten Menschen, die an meinem Schicksale Theil nahmen, wußten mir nicht zu helfen; hier schien nun Alles vorbereitet, das Schicksal mit mir ausgesöhnt zu sein. Voller Freude verließ ich Fabricius. Man hatte mir einen Ort angewiesen, wo ich in Gesellschaft mehrerer Studirenden essen konnte. Ich setzte mich unter diese, welche wohl ältere Studenten sein mochten; ich hörte ein Gemurmel, welches sich deutlich auf mich bezog, bekümmerte mich aber nicht weiter darum. Das Gespräch mit Fabricius hatte mir meine ganze frühere Zuversicht wieder gegeben, und ich erwartete mit mehr Neugierde, als Furcht, den Ausgang dieses Benehmens. Endlich sagte Einer laut, indem er sich an mich wandte: „Hier ist kein Fuchsenlager." — Ich verstand ihn nicht, denn diese wohl bekannte Benennung war mir völlig fremd. Durch Briefe aus Kopenhagen wußte ich, daß ein

theologischer Kandidat von dort, der auf der Universität eine große Achtung genoß, und zu dem engeren Kreise, welchen D. H. Mynster um sich versammelte, gehörte, mir also wohl bekannt war, sich in Kiel aufhielt. Er lachte, erklärte mir den Sinn der Aeußerung, und versicherte, daß ich am zweiten Tage einen ganz andern Empfang erwarten könne. Das war auch wirklich der Fall. Die Studirenden, welche erfahren hatten, daß ich ein steinalter Bursche wäre, behandelten mich mit ausgezeichneter Achtung. Der Irrthum war zu entschuldigen, denn ich war zwar durch das anstrengende Leben in Norwegen und selbst in Hamburg und Rendsburg, da ich auch hier in beständiger Bewegung war und oft bedeutende Strecken zu Fuße zurücklegte, rüstig und gesund, sah aber doch noch immer einem achtzehnjährigen Jünglinge ähnlich.

Ich lebte nun vollkommen sorgenfrei; meine geringen Bedürfnisse konnte ich völlig befriedigen; vier bis fünf Unterrichtsstunden reichten dazu hin. Fabricius und die Bibliothek der Universität versahen mich mit Büchern, und ich begann mit wahrer Leidenschaft meine Studien. Viele Ansichten hatten sich in Rendsburg ausgebildet; was, während ich mich

mit ungenügenden Hülfsmitteln behelfen mußte, in meiner Wissenschaft geschehen war, wußte ich nicht; eine jede neue Entdeckung entzückte mich, und so mächtig war der Trieb des ungehemmten Wissens, daß ich Alles um mich her vergaß, und in der sorgenfreien Umgebung bloß für die reiche Gegenwart lebte, an die Zukunft kaum dachte.

Aber für diese war durch eine günstige Fügung auf eine Weise für mich gesorgt, die nicht glücklicher sein konnte. Der Zustand der Kieler Universität war nicht der beste. Zwar besaß sie Lehrer von Bedeutung auch in meinem Fache. Fabricius hatte als Entomolog einen großen Ruf, ja er war für diese Wissenschaft, was Linné für die Botanik. Professor Weber galt für einen ausgezeichneten Botaniker; der damals so berühmte Professor Reinhold, der in Jena so großes Aufsehen erregt hatte, dem das philosophische Studium schon deshalb so viel verdankt, weil er zuerst die Aufmerksamkeit auf die Kantische Philosophie hinlenkte, war nach Kiel berufen, und schon seit etwa einem Jahre hier. Der ehrwürdige und berühmte Archiater Hensler, der als gelehrter Arzt einen großen Ruf besaß, erhob die medizinische

Facultät, und Professor Cramer gehörte zu den gründlichsten und ausgezeichnetsten eleganten Juristen seiner Zeit. Aber bedeutende Lücken zeigten sich auch. Ein Lehrer in der Physik und Chemie war damals gar nicht da; die Mineralogie ward nur als Nebensache in den Vorträgen über die allgemeine Naturgeschichte von Fabricius behandelt, und selbst mit der Zoologie sah es übel aus. Fabricius nämlich liebte das Reisen, er brachte seine meiste Zeit in Petersburg, Amsterdam, London und Paris zu. Am letzteren Orte war er mit mehreren gemäßigten Häuptern der Revolution in genauer Verbindung; überhaupt wurde er da als die höchste Autorität in seinem Fache vorzugsweise geschätzt. Nun war es eben seine Absicht, den nächsten Sommer in Paris zuzubringen, es mußte ihm also angenehm sein, daß ein junger Mann erschien, der an seiner Stelle die Vorträge über Naturgeschichte übernehmen konnte, und so lag es in seinem Interesse, Wünsche zu unterstützen, die ich bei meiner Ankunft in Kiel zwar im Stillen festhielt, aber deren so nahe Erfüllung ich keinesweges zu hoffen wagte.

Die philosophische Facultät beschloß, mir die na=

turgeschichtlichen Vorträge selbst vor der Promotion zu erlauben, wenn ich in einer durch Professor Fabricius geleiteten Prüfung bestände. Das günstige Urtheil dieses Gelehrten über meine schriftstellerischen Arbeiten hatte besonders diesen Entschluß befördert.

Als ich nun bei Fabricius erschien, um mich zur Prüfung zu melden, erlebte ich eine Scene, die mir unvergeßlich geblieben ist. In einer Ecke der Stube saß auf einem Schemel eine Frau. Ihre Tracht war sehr nachläßig, der Kopf entblößt, die langen Haare hingen über Schultern und Rücken herab; sie war blaß, die Physiognomie bedeutend; sie hatte ein Journal vor sich, und war im Lesen so vertieft, daß sie, als ich hineintrat, meine Gegenwart gar nicht zu bemerken schien, und auch, während ich mit dem Professor sprach, die Augen nicht erhob. Um sie herum bildeten große Haufen von Journalen einen abgesonderten Raum. Zufällig hatte Tags vorher eine Dame in der Gegend reiten wollen; das Pferd hatte sie abgeworfen, und sie war bedeutend beschädigt. Ich tadelte die Unvorsichtigkeit der Dame. Da flogen auf einmal die aufgehäuften Journale auseinander, und die Frau stand zornig mir gegenüber. „Immer,“

rief sie, „sollen die Frauen getadelt werden; Zufälle, Beschädigungen, die, wenn sie Männer treffen, Theilnahme erregen, rufen, wenn von Frauen die Rede ist, nur Vorwürfe herbei.“ Immer heftiger, immer lebendiger floß die Rede, die Sprache war gewandt, ja edel; der Gegenstand ihrer Rede war die Unterdrückung der Frauen durch die Männer. Was jetzt Thema des Tages ist, oder wenigstens vor Kurzem war, hörte ich schon damals auf eine überraschende Weise. Ich war, ich gestehe es, erschrocken; ich wußte durchaus nicht, wie ich mich benehmen sollte. Fabricius bemerkte meine Verlegenheit, und stand ganz ruhig auf: „Lassen Sie das gut sein,“ sagte er etwas leise, zu mir gewandt, und sprach der Frau gütig und beschwichtigend zu. Sie schwieg, und nun wurde ich ihr als ein junger Mann, von dem schon öfter die Rede gewesen war, vorgestellt. Es war die Frau Professorin. Ich hatte eigentlich gar nicht daran gedacht, daß dieser Mann eine Frau hatte; ich hatte nichts von ihr gehört. Der Mann ist todt, eben so die Frau, und ihre Seltsamkeiten sind in ganz Holstein so bekannt, daß ich diesen Auftritt wohl ohne Anstoß habe erzählen können. Sie war sehr gebildet, hatte

in allen Sprachen sehr viel gelesen, und begleitete ihren Mann auf seinen Reisen. Fabricius überließ Haus und Kind seiner Frau, und so waren Beide freilich nicht in den besten Händen. Besonders waren er sowohl als sie wegen ihrer grenzenlosen Zerstreuung berühmt. Es war natürlich, daß Fabricius selbst, unter solchen Verhältnissen, sehr nachläßig gekleidet war. Man erzählt, daß, wenn sie auf Reisen gingen, ihre und seine Anzüge unter einander in den Koffer geworfen wurden; die Frau stampfte die Sachen mit den Füßen zusammen und schloß den Koffer zu. — Einst hatten sie mehrere Gäste bis nach Mitternacht bei sich versammelt; ein Reisewagen hielt in der Nacht vor der Thür, die Koffer wurden aufgepackt, und die gemietheten Dienstleute hatten sich entfernt. Als die Gäste fort waren, schloß der Professor das Haus, er und seine Frau bestiegen den Wagen und fuhren ab.

Als sie nach einem Jahre aus Paris zurückkamen, fanden sie den gedeckten Tisch, Tischzeug, Teller, Gläser und die verfaulten Reste der Speisen, wie sie Alles verlassen hatten.

Als Lavater in Holstein war, wünschte die Frau

Professorin seine Bekanntschaft zu machen. Dieser aber lebte in der genauesten Verbindung mit der damaligen Holsteinischen Christlichen Aristokratie. Die Frau bestürmte ihn eine lange Zeit vergebens mit Briefen; endlich, als er durch Kiel reiste, suchte er sie des Morgens auf; er wollte weiter reisen, die Pferde waren bestellt, und ohne allen Zweifel glaubte er, indem er seinen Eifer zeigte, den Wunsch der Dame zu erfüllen, durch seine Gegenwart einer warmen Verehrerin eine große Freude zu bereiten. In ihrem Hause herrschte, wie natürlich, eine große Unordnung. Als Lavater sich melden ließ und erklärte, daß er keine spätere Stunde für seinen Besuch wählen könnte, und da die Frau ihn dringend um einen Besuch gebeten, ließ man ihn die Treppe hinaufsteigen, und er stand vor der Schlafstube der Frau.

Eilig, wie er war, zeigte er zwar seine Gegenwart durch ein Klopfen an, eröffnete aber plötzlich die Thür, und traf die Dame, die eben im Begriff war, das Bette zu verlassen, in einem Zustande, in welchem Frauen sich wohl ungern von Männern überraschen lassen. Er erschrak, die Frau Professorin aber, als sie einen unbekannten Mann eintreten sah, ward ent=

rüstet, schalt ihn seiner Zudringlichkeit wegen, schrie um Hülfe und gebot ihm, sich eiligst zu entfernen.

Er, der gewohnt war, mit einer Art von apostolischer Würde in der Mitte seiner Verehrer zu erscheinen, und mit einer andächtigen und salbungsvollen Huldigung empfangen zu werden, war bestürzt, eilte die Treppe hinunter, und setzte seine Reise fort. — Mit Schrecken erfuhr die Frau Professorin nun, wie sie den hochverehrten und merkwürdigen Mann empfangen und abgewiesen hatte.

Als Lafayette in Olmütz saß, verwandte sie sich für den Gefangenen bei dem Könige von Preußen, und erhielt wirklich, aus Achtung für den Ruf ihres Mannes, eine zwar abschlägliche, aber höfliche Antwort. Sie war auf dieses königliche Schreiben nicht wenig stolz; sie theilte es Jedermann mit; auch ich habe es gelesen.

Der Tag meiner Prüfung erschien, und meine Aufgabe, die ich ohne Hülfsmittel im Hause des Professors ausarbeiten sollte, war ein Aufsatz über die

Generationstheorie. Bekanntlich war dieses ein Hauptthema der damaligen Zeit, und natürlich ein Gegenstand, der mich im höchsten Grade interessirte, und hier bewährte sich nun mein in der That seltenes Gedächtnis. Nach einer kurzen Erwähnung der Aristotelischen Lehre, fing ich mit dem bekannten Harweyschen Satze: **Omne animal ex ovo**, und mit Redi's ersten Versuchen an. Alle Beobachtungen, die Haller, Bonnet, Spallanzani und Andere angestellt hatten, die auf diese Beobachtungen begründete Einschachtelungstheorie, schwebten mir vor. Patrin's Einwendungen waren mir wohl bekannt; ich schloß, wie natürlich, mit Blumenbachs Epigenesis. Der Aufsatz war sehr ausführlich. Ich brauchte mehrere Vormittage, um ihn in des Professors Hause auszuarbeiten, er füllte mehrere Bogen. Ich hatte versprochen, keine Bücher nachzuschlagen, und hielt Wort. So bekannt war mir dieser Gegenstand, so lebhaft schwebte er mir in seiner damaligen geschichtlichen Gestaltung vor, daß ich mit der größten Eile Alles niederschrieb. Ich wagte einige Einwendungen gegen das Dürftige der Blumenbachschen Lehre. Eine Ahnung von der großen, allgemeinen Bedeutung lebendiger Entwickelung,

und dem tiefen Gesetze, welches auf gleiche Weise alles Lebendige ergreift, und sich eben so in der Entwickelung der Geschlechter, wie in der Lebensfunction einer jeden Faser, einer jeden scheinbar unbedeutenden Form äußert, war mir aufgegangen. Es war das erste Mal, daß mir unter so bedeutenden Verhältnissen eine Aufgabe zur Lösung vorgelegt ward, die für mich das lebhafteste Interesse hatte. Von Furcht war gar nicht die Rede. Ich war im eigentlichen Sinne begeistert; es war, als hätten alle meine Studien gewartet auf diesen Augenblick, um sich im lebendigen Strome geistiger Darstellung zu ergießen. In den Tagen der Prüfung dachte ich an nichts Anderes; ich floh alle Menschen, aß auf meiner Stube, schlief nur wenige Stunden; und brachte ein Werk zu Stande, welches mein Schicksal auf der Universität auf immer entschied. Ohne allen Zweifel mußte dieser Aufsatz Spuren der Begeisterung tragen, aus welcher er entsprungen war. Ich bin überzeugt, daß keine wichtige Beobachtung fehlte; selbst in der Sprache herrschte die Leichtigkeit vor, mit welcher er ausgearbeitet war; gewiß aber wimmelte er von Sprachfehlern. Seltsam ist es, daß ein mir so wichtiges Dokument aus meinen Pa-

pieren völlig verschwunden ist, während viel Unbedeutenderes sich erhalten hat.

Einstimmig ertheilte mir die philosophische Facultät die Erlaubnis, naturgeschichtliche Vorlesungen zu halten, und es trat die Anomalie hervor, daß ich Privatdocent ward, ohne promovirt zu haben; doch mußte ich mich verpflichten, später zu promoviren.

Der Frühling kam heran, die herrliche Gegend entwickelte alle ihre Reize. Ich war wie aus einem schweren Traume erwacht; wie ein glücklicher Reconvalescent, der, nachdem er eine gefährliche Krankheit überstanden hat, alle Lebenskräfte in frischem Ergusse sich erneuern fühlt. Ich war unbeschreiblich glücklich; frühe Morgenstunden brachte ich in dem dunkeln, einsamen Walde bei Düsternbronck zu, sah mit Entzücken über den Hafen nach der anmuthigen Gegend hin, die sich jenseit erhob, und fühlte mich frisch, zuversichtlich, wie die um mich keimende herrliche Natur. Thränen stürzten mir aus den Augen; es war das höchste Glück, welches sie hervorlockte. Nur wenn

ich an Rendsburg, wenn ich an die traurige Lage meines Vaters und meines nun verlassenen Bruders zurückdachte, trat die Erinnerung an eine trübe Vergangenheit schmerzhaft hervor. Dieser war zwar kurz darauf, nachdem ich Rendsburg verlassen, Seconde-Lieutenant geworden, aber seine Lage war dadurch wenig gebessert.

Meine gesellige Natur rief bald mancherlei Bekanntschaften und Berührungen hervor. Am wichtigsten unter allen war mir die liebevolle Aufnahme, die ich bei dem Archiater Hensler fand; es war einer der schönsten Greise, die ich je gesehen habe, ein im edelsten Sinne vornehmer Mann, der durch die ruhige Würde seines Wesens eben so entschieden seine Umgebung beherrschte, wie er durch seine Milde und Güte alle Menschen gewann. Ich habe nicht leicht einen Universitätslehrer gekannt, der mit einem so lebendigen Interesse ein jedes Talent zu entdecken und dann zu fördern suchte, wie er. Er hatte als Arzt ein nicht unbedeutendes Vermögen erworben, und besaß eine Bibliothek, die nicht allein in dem medizinischen Fache sehr vollständig war, sondern auch die bewährtesten Ausgaben der alten Schriftsteller und die wichtigsten

Schriften der Naturwissenschaft enthielt. Sie bestand, irre ich nicht, aus fast 10,000 Bänden, und war durch zweckmäßige Auswahl und schnelle Anschaffung der bedeutendsten neuen Schriften für mich bei weitem wichtiger, als die, damals noch sehr lückenhafte, Universitäts-Bibliothek. Sie stand mir unbedingt zum Gebrauch, und obgleich ein junger Mensch, der in seinem Hause lebte, und eigentlich noch mehr und in der höchsten Instanz seine Schwiegertochter, Dore Hensler, die bekannte und ausgezeichnete Freundin des verstorbenen Niebuhr, und die Herausgeberin seiner Correspondenz, die Aufsicht führten: so hatte ich dennoch den völlig freien Zutritt zur Bibliothek. Ich durfte in den Schätzen wühlen, und, was mir wichtig war, gegen einen Revers mit nach Hause nehmen. Wer sich an meine frühere Bildung erinnert, wird einsehen, wie höchst angenehm und interessant mir ein anderer Schatz sein mußte, der in seinem Hause aufbewahrt wurde. Es war nicht allein eine sehr vollständige Sammlung der bewährtesten, besonders Englischen Reisebeschreibungen, sondern auch eine Sammlung von meist Englischen Original-Karten. Die Stunden, die der alte, herrliche Arzt mir erlaubte,

in seinem Hause, in seiner Nähe zuzubringen, gehörten in jeder Rücksicht zu den schönsten, die ich in Kiel verlebte. Seine Gespräche waren immer lehrreich, und ermunterten eine jede eigenthümliche Aeußerung, drängten sie nie zurück. Wöchentlich versammelte er in seinem Hause Studierende, mit denen er sich auf eine belehrende Weise unterhielt; ich fehlte dann nie, und obgleich er sich nicht in trockene Ermahnungen ergoß, so wirkte doch sein sittlich würdiges Dasein reinigend auf einen jeden jungen Mann, der ihm nahe trat. Er hatte, so lange ich in Kiel lebte, eine unbedingte Gewalt über mich, und obgleich ich niemals in jenen engeren Kreis hineintrat, in welchem er lebte, der durch Niebuhr vorzüglich bekannt geworden ist, der alle damals ausgezeichnete Notabilitäten von Holstein umfaßte, obgleich, wie ich bekennen will, mich dieser Kreis nicht besonders anzog: so konnte ich mich dennoch, wenn ich Hensler eine Zeitlang nicht gesehen hatte, nach seinem bloßen Anblicke sehnen, wie in meiner frühen Kindheit nach dem Anblicke meiner Mutter. Jedes Mal, wenn ich an ihn denke, schwebt mir seine gewinnende Freundlichkeit, seine heitere Belehrung, und die stille, sittliche Macht, die er

über mich ausübte, mit tiefer Rührung vor der Seele. Es gibt kaum einen Menschen, dem ich mehr verdanke, als ihm; die Folge wird lehren, wie er mir die eigentliche, bedeutendere Laufbahn eröffnete, und mir war ein solcher fester Haltpunkt, der mich beherrschte, sehr nothwendig. Kaum waren die drückenden Verhältnisse meiner Lage verschwunden, so drängte sich auch mein früherer gewaltsamer Uebermuth hervor. Jene heitere Empfindung der Reconvalescenz, die mit der Erinnerung an das verschwundene Unglück verbunden war, verschwand nur zu bald. Es ist mir immer merkwürdig gewesen, wie schnell in unserm physischen Leben das Andenken an Krankheiten, in unserm geschichtlichen die Erinnerung an unglückliche Zustände verschwindet. Die Gesundheit, wie das Glück, genießen wir, als wenn sie am reinsten unsere Natur ausdrückten, als wenn diese Zustände sich eben von selbst verständen. Strenge Sittenlehrer und finstere religiöse Menschen werfen es dem Gesunden und Glücklichen vor, daß sie auf eine solche Weise undankbar hinnehmen, was eine gütige göttliche Fügung uns schenkt. Und dennoch möchte ich behaupten, daß eine solche Reflexion, die immer von

Neuem, was wir unbefangen genießen, in Frage stellt, und den Lebenskreis, in welchem wir uns zuversichtlich bewegen, fortdauernd als einen unsicheren, schwankenden betrachtet, etwas Krankhaftes und Ungesundes in sich schließt. Wenn wir, was auch Leichtsinn genannt und als Laster betrachtet wird, nicht mit dem fröhlichen, leichten Sinne verwechseln, der, was ihm eine gütige Fügung schenkt, mit heiterer Zuversicht genießt, und dann freilich nicht selten von dem drohenden Unglück, welches sich doch nicht abwehren läßt, überrascht wird: so können wir diesen wohl zu den schönsten Gaben, die den Sterblichen mitgetheilt wurden, mit Recht zählen. Daß dieser leichte Sinn, wenn ich mein jugendliches Leben betrachte, nur zu nahe an einen tadelnswerthen Leichtsinn grenzte, darf ich freilich nicht leugnen. Alles kam mir entgegen, Freundschaft und Wohlwollen trugen und pflegten mich, und wenn ich auch Gegner und Feinde haben mochte, so kannte ich sie nicht. Zu den Professoren, mit denen ich in nähere Verbindung trat, gehörte der Botaniker Weber, den ich auf seinen botanischen Excursionen begleitete. Sein Sohn, kaum funfzehn oder sechzehn Jahre alt, war unter Fabri-

cius Anleitung Entomolog geworden, und der Vater erlaubte, daß das Kind einen **Nomenclator entomologicus** (freilich eine bloße Fingerarbeit) drucken ließ. Er ward, seines Alters ungeachtet, einer meiner ersten Freunde. Die Art und Weise, wie ich kurz nach der Eröffnung meiner Vorlesungen die Bekanntschaft des berühmten Juristen Cramer machte, war wenigstens ungewöhnlich und originell. Er hatte ein Landhaus in der Vorstadt; ich ward in den Garten geführt; ein lauter Jubel tönte mir entgegen, und ich erblickte einen älteren Mann, der in einem Gange gekrümmt stand, während einige junge Leute, einer nach dem andern, über ihn wegsprangen. Eine ältliche Dame stand in seiner Nähe und sagte, als sie mich erblickte: „Cramer, Steffens ist da!" — „Gut," antwortete der Mann, ohne seine Stellung zu verändern. „Springen Sie zu," setzte er fort, und mir gefiel diese Art, die erste Bekanntschaft mit einem Gelehrten einzuleiten, über die Maßen. Ich sprang wirklich über ihn weg, kehrte mich, als der Sprung glücklich gelungen war, um und machte mein Kompliment. Er reichte mir lachend die Hand; die jungen Leute, die herbeikamen, rühmten die Höhe und Leichtigkeit

meines Sprunges; und daß nach einer solchen Einleitung alles steife Ceremoniell verschwunden, und ich als ein alter Bekannter in den geselligen Kreis aufgenommen wurde, versteht sich von selbst. Troß dieser unbefangenen Weise war Cramer dennoch ein ernster, ruhiger und besonnener Mann. Die tiefe Gründlichkeit seiner Kenntnisse prägte sich in seiner Gestalt ab. Er war bekanntlich der Sohn des als Theologen, Kanzelredner und geistlichen Lieder-Dichter bekannten Kanzlers Cramer. Sein Bruder, ein seltsamer, excentrischer Mensch, ward durch die Revolution nach Paris gelockt, und starb dort, nach mancherlei mislungenen Unternehmungen, in Armut und Elend, als ein Opfer seiner ultrarevolutionairen Gesinnungen.

Mein Verhältnis zu den Studirenden gestaltete sich sehr angenehm. Ich konnte mich als Student unter die Uebrigen stellen, und that es, und doch betrachteten diese mich nach meiner Stellung nicht ganz als einen solchen, wenigstens als den Ersten unter ihnen. Ich nahm zuweilen an ihren Gesellschaften, an

ihren Belustigungen Theil; sie machten aber keine lästigen Ansprüche an mich; ich lebte in ihrer Mitte, und doch gewissermaßen von ihnen geschieden.

So fingen unter glücklichen Auspicien meine Vorträge über Naturgeschichte an. Freilich konnten sie, wie ich sie ankündigte, meine Lage nicht verbessern; denn obgleich ich fünf Stunden wöchentlich las, hatte ich doch meine Vorlesungen als öffentliche angeschlagen. Ich wagte nicht, ein Honorar zu fordern, und trat nicht ganz unbesorgt als Docent in einer Sprache auf, die ich keineswegs hinlänglich beherrschte. Dennoch fanden meine Vorträge einen unerwarteten Beifall. Die Anzahl der Studirenden betrug damals kaum dreihundert, und siebzig bis achtzig von diesen meldeten sich als Zuhörer. Ich hatte ohne allen Zweifel mehr der persönlichen Zuneigung, als den Vorzügen des Vortrages, diesen Beifall zu danken; wenigstens scheinen die Hefte, die ich damals sorgfältig ausarbeitete, weil ich mir die Fähigkeit eines freien Vortrages in der Deutschen Sprache nicht zutraute, keinesweges solches Lob, als das, was mir zu Theil ward, zu verdienen. Ich erhielt aber einen mir höchst angenehmen Beweis von dem Beifalle der Zu-

hörer. Ein fünfstündiges Publikum war freilich etwas Ungewöhnliches, und als ich drei bis vier Wochen gelesen hatte, ward ich durch eine für mich sehr bedeutende Summe überrascht, die von folgendem Schreiben begleitet war:

„Ihrem unermüdeten Fleiße, lieber Herr Steffens, Ihrem so uneigennützigen Eifer, mit dem Sie sich unserm Nutzen und Vergnügen ganz aufopfern, bringen, mit dem reinsten Gefühle der Dankbarkeit, Beigehendes dar

Ihre

Sie achtenden Zuhörer."

Einen Augenblick war ich bei dem Empfange dieser Summe, ich will's gestehen, etwas verletzt. Ich fragte mich, ob ich nicht gedemüthigt würde durch die Annahme einer Summe, die ich nicht gefordert; bald aber sah ich wohl ein, daß es hier darauf ankam, ob ich durch einen lächerlichen Hochmuth mein ganzes, kaum begründetes Verhältnis zur Universität zerstören, oder ein unbefangenes Zeichen des Wohlwollens und der Zuneigung mit Dank annehmen wollte.

Der Entschluß war leicht gefaßt, und die Annahme des freiwillig gereichten Honorars diente dazu, die Verbindung zwischen mir und meinen Zuhörern noch inniger zu machen. Denn so ist der Mensch — eine Sache, die für ihn etwas Anziehendes hat, wird ihm jederzeit theurer, wenn er ihr ein Opfer gebracht hat; daher werden Publica immer nachläßiger besucht und benutzt, daher sind die Honorare der Lehrer schon in dieser Beziehung nützlich, und hier kamen noch Verhältnisse hinzu, durch welche das Ganze pikanter wurde. Die Studierenden selbst hatten die öffentliche Vorlesung in eine private verwandelt, und das freiwillige Honorar ward einem jungen Manne gereicht, der sich ihnen gleichstellte. So verlief der erste Sommer für mich auf die angenehmste Weise, und auch in einer anderen Beziehung ward ich von dem mir neuen Universitätswesen in Anspruch genommen.

Die Duelle unter den Studierenden, die in Kopenhagen unbekannt waren, hatten in der letzten Zeit überhand genommen, und irre ich nicht, denn deutlich kann ich mich es nicht erinnern, hatten einige derselben einen unglücklichen Ausgang. Man wollte, um diesem Unfuge zu steuern, ein Ehrengericht bilden.

Wie oft man dieses Mittel versucht hat, wie oft es auch mislungen ist, so ist es doch begreiflich und natürlich, daß man es immer von Neuem versucht. Vielleicht glaubte man, daß meine Gegenwart auf der Universität benutzt werden könnte. Ich war eine vermittelnde Person zwischen Lehrer und Professoren, wie man sie sonst auf Universitäten nicht kennt. Meine fröhliche Art, zu sein und zu leben, erwarb Vertrauen, und in der That war ich bald mit einer Masse von kleinen Händeln bekannt, und hatte, mehr als ich wünschte, mit Schlichten derselben zu thun. Das Ehrengericht kam wirklich zu Stande. Ich erinnere mich keiner Opposition von Seiten der Studierenden; indessen ist es möglich, daß einige sich ausschlossen, aber so viel ist gewiß, daß ein solches Widerstreben, wenn es stattfand, so lange ich die Sache des Gerichts leitete, uns nicht störend entgegentrat. Ich war nämlich der erwählte Vorstand desselben, und da der Senat zwar forderte, daß ein Professor die obere Aufsicht über das Gericht führen, und daß die Verhandlungen desselben zu seiner Kenntnis gebracht werden müßten, es aber den Studierenden selbst überließ, den Lehrer zu wählen, welchem sie in dieser Rücksicht

das größte Vertrauen schenkten: so brachte ich es dahin, daß der alte Hensler gewählt wurde. Er nahm die Wahl an, die Gesetze wurden entworfen, und diejenigen, welche den Ausschuß bildeten, gefielen sich in dieser Thätigkeit. Eine Menge kleine und auch bedeutendere Händel waren geschlichtet, als sich ein Fall ereignete, der unsere Thätigkeit auf eine ungewöhnliche, ja bedenkliche Weise in Anspruch nahm.

Ein junger Kaufmann erschien in Kiel, der in dem ersten, größten Gasthofe wohnte und einen bedeutenden Aufwand machte. Er suchte Bekanntschaft mit den Studierenden, mit denen er große Summen vergeudete. Doch schlossen sich nur solche an ihn an, welche auch sonst keinen sonderlichen Ruf hatten; die besseren, wenn sie auch mit ihm in Berührung gekommen waren, trennten sich schnell von ihm; denn die Summen, die er wegwarf, der Leichtsinn in seinem ganzen Wesen, mußte bei einem jeden den Verdacht erregen, daß sein Besitz kein rechtlicher wäre. Nun behauptete dieser junge Mann laut und öffentlich, er sei von einem Studenten bestohlen. Hier fand sich also das Ehrengericht aufgefordert, einzuschreiten. Ich hatte von dem Aufenthalte des jungen

Mannes kaum Etwas vernommen; als man mir aber die unangenehme Nachricht brachte, besuchte ich ihn sogleich, von zwei Mitgliedern des Ausschusses begleitet. Er konnte seine Beschuldigung nicht ableugnen, auch schien es gar nicht seine Absicht zu sein. — „Mir sind," sagte er, „Prätiosen von Werth gestohlen;" irre ich nicht, so befand sich eine kostbare Uhr darunter; er nannte den Dieb, und erzählte uns Umstände, die, wenn sie sich wirklich so verhielten, wie er behauptete, keinen Zweifel zuließen. Wir baten ihn, von unserem Besuche nichts zu erwähnen, und überhaupt von seinem Diebstahle vorläufig nicht weiter zu sprechen. Indessen war schon vor diesem Besuche eine Einladung an alle Mitglieder des Ausschusses ergangen, sich bei mir zu versammeln. Diese Einladung konnte nicht verborgen bleiben, und es entstand eine, wenn auch nur im Geflüster sich äussernde, allgemeine Bewegung unter den Studenten. Wir aber eilten zu dem Angeklagten. Sein Schreck, als er uns erblickte, sein Erblassen, sein Stottern, überzeugten uns leider von der Wahrheit der Anklage, die wir ihm mittheilten. „Sind Sie unschuldig," sagte ich, „so fürchten Sie sich nicht. Wir werden

Sie vertreten und Sie sollen die entschiedenste Genugthuung erhalten. Sollten Sie aber schuldig sein, so rathen wir Ihnen, es jetzt einzugestehen. Noch ist es möglich, der Sache eine solche Wendung zu geben, daß Sie einer beschimpfenden Strafe entgehen und durch ein zukünftiges tadelfreies Leben die Schande der That in Vergessenheit bringen können. Die Auslieferung der verschwundenen Sachen ist natürlich die erste Bedingung."

Der unglückliche junge Mann zerfloß in Thränen. Er war unfähig, zu leugnen, und zitternd übergab er uns das Gestohlene. Mich ergriff ein tödtendes, vernichtendes Gefühl, als ich ihn so zerschmettert vor mir stehen sah. Ich wandte mich weinend an ihn; aber den Entschluß, den wir gefaßt hatten, führte ich aus.

„Daß Sie aufhören, Student zu sein, versteht sich von selbst," sagte ich, „und wir erwarten, daß Sie sogleich die Universität verlassen. Finden wir Sie binnen vierundzwanzig Stunden noch hier, so werden wir im Namen des Bestohlenen die Klage beim Senat einreichen, und Sie sind auf immer beschimpft. Entfernen Sie sich aber stillschweigend, so werden wir

Alle dazu beitragen, daß die Sache niedergeschlagen wird. Sie können auf einer andern Universität studiren, und diese unglückliche That wird Ihnen, ohne allen Zweifel als eine mahnende Warnung für Ihr ganzes zukünftiges Leben vorschweben."

Der junge Mann versprach, sogleich abzureisen, und war noch denselben Tag verschwunden. Als wir ihn verlassen hatten, fanden wir die übrigen Mitglieder des Ausschusses bei mir versammelt. Ich stellte ihnen vor, wie sehr in dieser Sache Eile nothwendig gewesen wäre, indem ich ihnen, was wir gethan hatten, erzählte. „Es ist freilich," sagte ich, „ein gesetzlich zu tadelndes Benehmen; wir haben uns ein Recht zugeeignet, welches nur dem Senat zukömmt; wir haben einen Studenten auf immer relegirt, und er hat unsern Richterspruch anerkannt." Was wir Drei gethan hatten, wurde allgemein gebilligt. — „Nun," fuhr ich fort, „müssen wir aber auch unsern höheren Vorstand mit dieser Sache bekannt machen, und das nehme ich, da ich mit ihm in der genauesten Verbindung lebe, unbedenklich auf mich."

Ich war noch immer tief erschüttert, und als ich den alten Hensler mit dem ganzen Ereignisse und

mit unserer Handlungsweise bekannt machte, zerfloß ich in Thränen. Der ehrwürdige Greis wurde selbst ergriffen, er mußte es einsehen, daß wir in der redlichsten Absicht gehandelt hatten, doch schüttelte er den Kopf, und trug mir auf, die Mitglieder des Ausschusses am Nachmittage bei ihm zu versammeln. Er schien selbst überlegen zu wollen, wie er sich zu benehmen hätte.

Indessen hatten wir noch einen Gang vor, um diese Sache zum endlichen Abschlusse zu bringen. — Wir suchten den Kaufmann wieder auf, überbrachten ihm die gestohlenen Sachen, drohten ihm mit körperlicher Züchtigung, welche ihn unvermeidlich treffen würde, wenn er hier in Kiel den jungen Mann nännte, von dessen Entfernung von der Universität wir ihn in Kenntnis setzten. „Sie selbst," stellte ich ihm vor, „werden wohl am besten thun, wenn Sie auch die Stadt verlassen. Ihr schlechtes Leben, und die Art und Weise, wie Sie leichtsinnige junge Studierende an sich ziehen, hat die Aufmerksamkeit des akademischen Senates und der Polizei auf sich gezogen, und es kann wohl geschehen, daß ein gerichtliches Verbot Ihrem hiesigen Aufenthalte ein Ende

machen wird.“ Sein Benehmen überzeugte uns von der Richtigkeit des Verdachtes, den wir lange gehegt hatten. Er schien unsere Gerichtsbarkeit anzuerkennen, war furchtsam, verlegen, und versprach, die Stadt zu verlassen; aber es kam anders. Einige Tage verflossen; er war noch da, als eine Requisition aus Bremen einlief, ihn gefänglich einzuziehen. Es war ein reisender Commis, der die eingezogenen bedeutenden Summen eines Kaufmannshauses unterschlagen hatte und nun hier verschwendete.

Gegen Abend war der Ausschuß des Ehrengerichts im Hause des alten Hensler versammelt. Er verhandelte im Auftrage des Senates mit uns, und nachdem das Faktum ausführlich berichtet und protokollirt war, stellte er uns vor, wie wir billiger Weise ihm das Vertrauen hätten schenken müssen, seinen Rath einzuholen. Er tadelte nicht unser Verfahren, wohl aber das Eigenmächtige der Handlungsweise. Die Uebrigen schwiegen, ich aber glaubte, eine Vertheidigung wagen zu müssen. „Wir bilden,“ sagte ich, „ein Ehrengericht, und hier war die Rede von einer That, die, ungerügt, einen Schatten werfen würde auf die Gesammtzahl der hiesigen Studierenden;

wir hatten einen Schimpf abzuwerfen, der uns treffen würde. Was wir also zu thun hatten, konnte nicht zweifelhaft sein. Irgend Jemand, selbst Sie, von uns Allen so tief Verehrten, um Rath zu fragen, würde eine Unsicherheit vorausgesetzt haben, die uns nicht zur Ehre gereichte. Was wir thaten, mußte von uns unmittelbar ausgehen, wenn es in Bezug auf uns einen reinigenden Charakter haben sollte. Zwar ist unsere Verbindung in der Absicht entstanden, Streitigkeiten unter uns zu schlichten: aber mit welcher Autorität könnten wir in solchen Sachen entscheiden, wenn wir eine Beschimpfung der ganzen Corporation duldeten. Man durfte kein Ehrengericht bilden, wenn man nicht zugestehen wollte, daß dieses bei einem solchen Ereignisse, wie das hier besprochene, zur Selbstthat nicht bloß berechtigt, sondern auch verpflichtet wäre. Das ist die eine Seite unserer Handlungsweise; die zweite schien uns durch die Umstände eben so nothwendig geboten. Der junge Verbrecher wäre, wenn er nicht stillschweigend entfernt wurde, durch ein gerichtliches Verfahren auf immer beschimpft worden."

Ich sprach mit Wärme aus der innigsten Ueber=

zeugung, und obgleich einem Manne gegenüber, den ich grenzenlos verehrte, dennoch völlig rücksichtslos. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich voraussetze, daß dieses Ereignis mich noch mehr in der Gunst meines verehrten Gönners befestigte. Aber er selbst, wohl auch der Senat, mochte einsehen, daß die Selbstgenügsamkeit, die sich durch eine solche Begebenheit in einer Verbindung von jungen Männern ausbilden mußte, wenn auch gegen unser Benehmen diesmal nichts Bedeutendes einzuwenden war, doch für die Zukunft eine bedenklichere Richtung nehmen könnte. Man ließ die ganze Anstalt von oben her fallen, und auch das Ehrengericht schien sich in dieser That erschöpft zu haben, wenigstens erinnere ich mich nicht irgend einer bedeutenden Thätigkeitsäußerung desselben, die etwa später vorgefallen wäre.

Mir war aber dieses Ereignis höchst wichtig. Einerseits schaute ich, so in die Nähe gestellt, in das Leben zweier Verbrecher hinein, und dieses konnte von meiner Seite nie ohne eine innere Angst geschehen; dann aber hatte diese ganze Thätigkeit für mich einen geheimen Reiz. Geheime Polizeikniffe, und kunstvoll versteckte Verbrechen zu entdecken, zogen mich von

jeher an. Manche der Anekdoten, welche von dem berühmten Französischen Polizei=Präsidenten Sartini bekannt geworden waren, hatte ich schon in meiner frühesten Jugend gelesen, sie hatten einen tiefen Eindruck auf mich gemacht. Ich gefiel mir nicht wenig in der Handhabung einer ähnlichen geheimen Polizei.

Indessen verschwand das Ereignis aus meinem Gedächtnisse; Studien und gesellige Verhältnisse beschäftigten mich auf eine angenehme Weise. Allmälig und unbemerkbar zog ich mich von dem im Anfange zu ausgedehnten Umgange mit den Studierenden zurück; einige ältere schlossen sich enger an mich an.

Unter meinen jungen Freunden waren mehrere die sich durch Geist und großen wissenschaftlichen Eifer auszeichneten; einige, die sich auch später einen nicht unbedeutenden Ruf erworben hatten. Zu denen, die ich gern besuchte, obgleich seltener, gehörte ein Verwandter des alten Hensler, der, so weit ich mich erinnere, eben als Arzt promovirt hatte. Er wird

öfters in der Niebuhrschen Correspondenz erwähnt, und schwebt mir als ein kenntnisreicher, ruhiger und besonnener Mann vor, dessen Umgang für mich lehrreich und förderlich war. Ein zweiter, mit dem ich näher bekannt wurde, war der jetzt noch lebende, auch als theologischer Schriftsteller bekannte General-Superintendent in Schleswig, Dr. Callisen. Wir trafen uns in späteren Jahren auf Reisen. Ich sah ihn mit Freuden vor wenigen Jahren in Berlin, und noch als assistirenden Geistlichen bei der Krönung des Dänischen Königs 1840, und wir hatten Gelegenheit genug, uns alter Freunde und früherer Jugendereignisse zu erinnern.

Jeder junge, lebhafte Mensch, äußerlich wie innerlich angeregt, und in jeder Rücksicht sich selbst überlassen, ist nur zu geneigt, sich sittlich gehen zu lassen, und wird er nicht theils durch eine bessere Natur, theils durch Jugend-Erinnerungen, die, wenn auch nicht geflissentlich hervorgerufen und erhalten, dennoch ihre frühere Gewalt nicht ganz verlieren, unterstützt, dann kann er leicht auf eine bedenkliche Weise herabsinken. Es gibt aber ein trauriges Mittel, durch welches er auf sich selbst sittlich aufmerksam wird;

das sind sittliche Vergehen, deren er sich schuldig macht; und indem er oft genug Gelegenheit findet zur Reue, wird er zu gleicher Zeit ernsthaft ermahnt, seine Handlungen und Gedanken einer strengen Aufsicht zu unterwerfen. Diese Betrachtungen bedenklicher Art, die es nicht verhehlen sollen, daß ich mich sittlich in einer schwankenden und keineswegs gefahrlosen Lage befand, sollen das Andenken an einen Freund erneuern, dessen Umgang mir eben damals in sittlicher Rücksicht heilsam und förderlich war, obgleich die Mittel, die ich auf seinen Rath ergriff, leicht auf eine andere Weise hätten gefährlich werden können. Es war B., der Sohn eines sehr berühmten Dänischen Kanzelredners, der sich, als er nach Deutschland und Frankreich reiste, einige Zeit, und bei seiner Rückreise noch länger, in Kiel aufhielt. Er machte mich auf den großen Nutzen einer fortdauernden sittlichen Aufsicht über sich selbst aufmerksam. „Wir müssen," behauptete er, „jeden Abend die Gedanken und Handlungen des Tages einer strengen Controlle unterwerfen, und damit wir unsere moralischen Fort- oder Rückschritte mit Sicherheit übersehen können, sei es durchaus nöthig, den rücksichtslosen

Richterspruch, den wir gegen uns selbst aussprechen, alle Abende genau zu verzeichnen."

Der scheinbare Nutzen eines solchen Verfahrens ist leicht einzusehen. Moralische Bedenken, durch solche Betrachtungen hervorgerufen, sind peinigender Art; man wünscht, auf jede Weise sie zu befriedigen. Ein moralisches Tagebuch zu führen, lag nun freilich gar nicht in meiner Natur, aber dennoch hielt ich es für heilsam, mich einer solchen Zucht zu unterwerfen; ich setzte das Tagebuch in der That einige Monate lang fort, aber diese Zeit war keinesweges erfreulicher Art. Schon des Morgens ängstigte mich der Gedanke an die sittliche Quälerei, die des Abends anfangen sollte. Man wird sich sehr irren, wenn man glaubt, daß diese Angst etwa mit der Menge der inneren und äußeren Vergehungen, deren ich mich schuldig gemacht zu haben glaubte, ab- und zunahm; das war keinesweges der Fall; vielmehr war mir die Arbeit selber in der Seele zuwider, mochte ich nun Grund finden, mich am Abend zu loben oder zu tadeln; ja das Erste war mir eben das Bedenklichste nicht allein, sondern auch das Widerwärtigste. Allerdings lebte ich in einer außerordentlich sittlichen Reizbarkeit; die

beständige Reflection machte mich bei den unbedeutendsten Handlungen unsicher und schwankend, und was das Produkt einer kaltblütigen Ueberlegung sein sollte, nahm unwillkürlich ein phantastisches Gepräge an. So erschien mir mein Gewissen selbst als ein zartes Kind; lächerlich genug sah ich es öfters wie eine Puppe im Glasschranke; bald lächelte es mich freundlich an, bald erschien es drohend und finster; ja, dieses Bild verfolgte mich nicht bloß im Traume, sondern auch am Tage, und die dürftige Symbolik, die aus einer dürren Reflection entstanden war, der Fetischismus der Sittlichkeit, war so armselig, daß auch dieses Bild mir zuletzt nicht nur fatal, sondern auch verdächtig ward.

Endlich hörte ich eine Schrift nennen, „das Tagebuch eines Beobachters seiner selbst.“ Daß mir dieselbe unter diesen Umständen wichtig sein mußte, war natürlich, um so mehr, da Lavater, der schon einige Jahre früher in Kopenhagen so großen Eindruck auf mich gemacht hatte, als der anonyme Beobachter seiner selbst genannt wurde. Ich habe seitdem dieses Buch nicht einmal gesehen. Ich erfuhr die Gründe, die ihn bestimmt hatten, sein tägliches

Betragen zu belauern und alle Abende zu kritisiren. Es waren die bekannten, die ich zum Theil von meinem Freunde gehört, zum Theil mir selbst ausgedacht hatte. Ich las weiter, wie der Mann alle seine Fehler, die er künftig zu unterdrücken hatte, sich vorzählte. Ich hatte es eben so gemacht. Die schönsten Entschlüsse folgten darauf; sie sahen den meinigen sehr ähnlich. Ich las aus einer Art verdrießlichen Pflichtgefühls weiter; Theilnahme konnte mir das Buch gar nicht abgewinnen. Ich sah, wie der Mann, gerade wie ich, sich abquälte, wie er sittlich vor- und dann wieder zurückschritt, wie er sich an einen jeden Schein sittlicher Besserung anschloß; heute ist es dir gelungen, einen Ausbruch des Zornes zu unterdrücken, hieß es dann manchmal; heute hast du Spuren des Wohlwollens gegen einen feindlich gesinnten Menschen in deiner Seele entdeckt; heute hast du einem Vortheile entsagt, um deiner besseren Ueberzeugung treu zu bleiben, und dergleichen. Eine jede kleine Summe, die einem Bettler gegeben ward, oder sonst der Armut geopfert wurde, war sorgfältig aufgezeichnet.

Es war mir sehr heilsam, diese inneren Umtriebe der Seele in ihren eigenen Tiefen, die so viele Aehn-

lichkeit mit meinen eigenen hatten, als das Erzeugnis eines mir fremden Menschen vor mir zu sehen; das sittlich Schiefe darin ward mir plötzlich klar. Es ist unmöglich, sagte ich mir, eine solche Selbstbeobachtung fortzusetzen, wenn das Resultat derselben nicht eine Ueberzeugung von dem beständigen Fortschreiten einer moralischen Besserung ist. Zum Glück hatte ich eben in dieser Zeit Kants Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft mit großer Aufmerksamkeit und Interesse gelesen. Die reine Redlichkeit der Gesinnung, die in dieser Schrift herrscht, hatte mich mehr noch als die religiöse Ansicht angesprochen, und es war mir klar geworden, daß wir, indem wir der sittlichen Legalität unserer Handlungen, wenn auch noch so peinlich, nachspüren, niemals eine sichere Ueberzeugung von unserer wirklichen sittlichen Gesinnung erhalten können; daß wir vielmehr, indem wir uns auf eine solche Weise in uns selbst hineingrübeln, immer mehr in eine Selbsttäuschung hineingerathen, die fähig ist, die ächte lebendige Sittlichkeit in ihrer tiefsten Wurzel zu verletzen. Endlich fiel es mir mit einer Art Schauder auf, woran ich bis dahin nicht einmal gedacht hatte, daß diese geheimsten Berathun-

gen einer Seele mit sich selber mir und aller Welt gedruckt vor den Augen lagen; ich las jetzt erst die Vorrede: wie das Manuscript zufällig in fremde Hände gerathen und ohne Wissen und Willen des anonymen Verfassers gedruckt sei.

Es klang mir wie eine schlechte Entschuldigung; ich warf das Buch weg, und zerriß mein Tagebuch. Ich fühlte mich von jetzt an wie ein entlassener Gefangener; doch wage ich nicht, zu behaupten, daß die Freude, die ich bei der Befreiung empfand, rein sittlicher Art war. Die Quälerei war nun zu Ende, aber die zwei Monate waren nicht unnütz verschwunden. Ich war für eine lange Zeit aufmerksam auf mich selbst, und der Grund war gelegt zu einem inneren Ernste, der mich zwar nicht immer schützte, aber nach einem jeden Falle eine tiefere Reue, als bisher erzeugte. Nur blieb mir die ächte Quelle der lebendigen Sittlichkeit leider noch immer verborgen, obgleich eine leise Erinnerung aus meinen Knabenjahren mich dunkel daran mahnte, daß sie einmal mir näher gewesen war, und mich belebt und erfreut hatte. —

Zu meinem höchst vertrauten und mir sehr heilsamen Umgange gehörte, nachdem dieses moralische Fieber überstanden war, vorzüglich ein Privat-Docent, der etwa ein halbes Jahr später als ich in Kiel auftrat. Er ist als Verfasser von einem Paar kleiner Schriften, die zu ihrer Zeit sehr viel Aufsehen machten, bekannt geworden. Die eine dieser Schriften handelte über den Ursprung der Sprachen (sie war in dem siebenten Stücke der Beiträge zur weitern Ausbildung der Deutschen Sprache, 1797, die damals in Braunschweig herauskamen, abgedruckt). — Diese Schrift, die wenig Aufmerksamkeit erregt zu haben scheint, ist wahrhaft geistreich, und wenn sie auch ihre Aufgabe nicht in ihrer völligen Tiefe ergriffen hat, so ist doch die ganze Art, wie sie aufgefaßt ist, eigenthümlich und bedeutend. Der Verfasser leugnet entschieden, daß die Sprache erfunden sei; er zeigt, daß sie, um erfunden zu werden, ein Denken voraussetzt, welches schon ohne Sprache unmöglich wäre.

Eine zweite Schrift von ihm, die mir abhanden gekommen ist, war über Deutsche National-Theater. Sie machte ein großes Aufsehen, sie ward als ein Erzeugnis eines der vorzüglichsten Geister der damaligen

Zeit betrachtet, und wenn der Verfasser von dem Recensenten mit einer scheuen Verehrung behandelt wurde, so lag der Grund dazu in der Voraussetzung, daß es der berühmte Leisewitz wäre, der nach langen Jahren das Stillschweigen gebrochen hätte, um sich über einen wichtigen und so allgemein interessanten Gegenstand zu äußern. Und in der That, diese kleine Schrift zeichnete sich unter allen ähnlicher Art in damaliger Zeit auf eine auffallende Weise aus. Man konnte glauben, daß Lessing wieder erstanden wäre, denn Alles war auf eine wahrhaft eigenthümliche Weise behandelt; die Sprache hatte eine leichte Klarheit, die Gedanken eine geistreiche Beweglichkeit, die man damals in der sogenannten ästhetischen Literatur nicht kannte. Allgemein glaubt man, daß die Gebrüder Schlegel und Tieck die ersten waren, welche die sittliche Armseligkeit, die in den Kotzebueschen Stücken herrschte, und das Theater auf lange Zeit herabwürdigte, angegriffen haben. Der Erste war aber in der That Mackensen, der auf eine siegreiche Weise die Gemeinheit der Kotzebueschen Dramen nachwies.

Mackensen war sehr genau mit Kant's Philoso-

phie bekannt, und ein enthusiastischer Verehrer dieses Philosophen. Sein Eifer veranlaßte auch mich zu einem gründlicheren Studium dieser Philosophie. Er war ein stiller Gegner von Reinhold, und ich weiß nicht, was mich von diesem, in mancher Rücksicht verdienten Manne zurückstieß. Ich habe während meines ganzen Aufenthaltes in Kiel versäumt, seine Bekanntschaft zu machen.

Obgleich Mackensen mit vieler Leichtigkeit schrieb, so hatte er doch nicht die Gabe der Rede, und verstand es nicht, die Zuhörer anzuregen und zu fesseln. Ich besuchte seine Vorträge über die allgemeine Grammatik, die freilich noch nicht die lehrreiche und fruchtbare Ausdehnung hatte, die sie später erhielt, mich aber durch viele mir neue scharfsinnige Bemerkungen anzog. Das Auditorium war in der ersten Stunde sehr gefüllt, nahm aber plötzlich ab, sank nach wenigen Tagen bis auf vier bis fünf Zuhörer herab, und auch diese kamen sehr unordentlich. Ich begleitete ihn gewöhnlich, wenn er las, und kaum waren vierzehn Tage nach Anfang der Vorlesungen vergangen, als wir ein ganz leeres Auditorium fanden. Es war mir peinigend, einen Mann, für den ich eine sehr

große Achtung hatte, in diese Lage versetzt zu sehen. Mackensen aber schien die Sache sehr leicht zu nehmen. „Wünschen Sie," sagte er, „daß ich die Vorlesungen fortsetze, dann bleibe ich zu Hause." Ich that es gern; das Anerbieten war mir angenehm. Die Vorlesung verwandelte sich in ein tägliches regelmäßiges Gespräch, und hier erhielt ich zuerst einen Begriff von einer Wissenschaft, die sich später in einer so bedeutenden Ausdehnung ausgebildet hat, und die ohne allen Zweifel eine der wichtigsten Aufgaben der zukünftigen Geschichte enthält. Hätte ich diese Wissenschaft früher kennen gelernt, dann würde sie mich viel entschiedener in Anspruch genommen haben. So, von eigenen Aufgaben ergriffen, erregte sie nur ein vorübergehendes Interesse, hing zu genau mit der Neigung, die ich zu dem Lehrer hatte, zusammen, und verlor sich, als ich von ihm getrennt wurde. Dennoch werde ich nie die lehrreichen Stunden vergessen, die ich auf diese Weise mit ihm zubrachte; sie sind mir in mehr als einer Rücksicht sehr wichtig geworden, und ich rechne ihn ohne Bedenken zu den geistreichsten Männern, die ich kennen gelernt habe. Er würde, hätte er länger gelebt, einen bedeutenden

Ruf erlangt haben. Ich war zwar ein entschiedener Verehrer, aber keineswegs sein knechtischer Nachahmer. Seine Gedanken trugen das Gepräge der ursprünglichen freien Erzeugung; sie gehörten ihm im eigentlichen Sinne. Er starb, kurz nachdem ich Kiel verlassen hatte, im Sommer 1798, im besten Alter, angesteckt von einer epidemischen Ruhr, die so gefährlich ward, daß die Studierenden die Universität verließen und alle Vorlesungen geschlossen wurden.

Ein anderer merkwürdiger Mann, der zu meinem Umgange gehörte, war der Prediger Köster, ein höchst origineller, hypochondrischer Humorist. Er zog sich von der Gesellschaft zurück, lebte nur mit sehr wenigen Freunden, und schloß sich in den letzten Zeiten an Mackensen und mich an. Seine Laune wechselte plötzlich zwischen der finstersten Hypochondrie und der übermüthigsten Lustigkeit. Mir war die letztere fast grauenhafter, als die erstere; denn die grenzenloseste Bitterkeit, mit welcher er dann alle Menschen und Verhältnisse beurtheilte, der scharfe Witz, mit welchem er schneidend eine jede menschliche Schwäche traf, hatte etwas durchaus Vernichtendes. Sein Lachen war, wenn er von einer solchen Laune ergriffen ward,

laut, fast konvulsivisch und furchtbar. Er zeichnete sich durch eine merkwürdige lakonische Art, sich zu äußern, aus. Sein Vater, ein vermögender Kaufmann in Glückstadt, scheint mit ihm viel Aehnlichkeit gehabt zu haben, und das Verhältnis zwischen Vater und Sohn war merkwürdig. Sie schienen mit gleicher harter Verschlossenheit einander gegenüber zu stehen. Als mein Freund Garnison-Prediger wurde, schrieb er seinem Vater folgenden Brief:

„Ich bin Garnison-Prediger geworden.

Johann Köster.“

Der Vater antwortete:

„Das ist mir lieb. Johann Köster.“

Dieser Mann hatte eine ausgebreitete Belesenheit, und Alles, was er las, erhielt in seinem Geiste ein sehr eigenthümliches, meist bizarres Gepräge. Wie die Frauen mit einem sicheren Instincte die geselligen Schwächen der Männer entdecken, so besaß er einen ähnlichen Instinct zur Entdeckung einer jeden Schwäche der Schriftsteller. Und eben die vorzüglichsten wurden dann der Gegenstand seines treffenden Spottes. Ich habe nie einen Mann gekannt, der meiner, oft

enthusiastischen Bewunderung bedeutender Geister gefährlicher ward, als er.

Kant, Schiller, ja Goethe erschienen, wenn er sie in ihrer Schwäche darstellte, fast in einem lächerlichen Lichte. Es gibt keinen Menschen, auch der vorzüglichste und am reichsten begabte nicht ausgenommen, der nicht an irgend einer Schwäche leidet, die, wenn sie, richtig erkannt und scharf hervorgehoben, uns nahe gerückt wird, alle seine Vorzüge, wenigstens vorübergehend, zudeckt, wie die Hand den Glanz der Sonne zu verhüllen vermag. Die Ueberraschung, die uns ergreift, wenn wir einen Menschen, den wir verehren und bewundern, plötzlich in eine Karrikatur verwandelt sehen, und uns gestehen müssen, daß diese wirklich in ihm versteckt liegt, und nun mit scharfsinniger Wahrheit hervorgehoben wurde, hatte zwar anfänglich für mich etwas Ergötzliches: doch aber entstand ein peinigendes Gefühl, welches ich baldmöglichst loszuwerden suchte. —

Ich war in meiner Jugend ein entschiedener Enthusiast. Irgend Etwas, was mich in einer Schrift ansprach, was mir neu, lehrreich, fruchtbar schien, riß mich hin, ja machte mich blind gegen die Fehler

des Schriftstellers. Nur was mir affektirt, unwahr, geliehen und aus der zweiten Hand, dennoch mit Ansprüchen erschien, stieß mich entschieden zurück. Ich habe es während meines Umganges mit diesem bitter tadelnden Manne erlebt, wie durchaus vorübergehend sein Tadel über Menschen oder Schriften, die ich sonst liebte und schätzte, mir jederzeit war. Er verschwand, wenn mich der geliebte Mensch, die geschätzte Schrift in seiner Abwesenheit beschäftigte, und ich konnte mich dann nicht einmal auf den Tadel besinnen.

Ich war einmal Zeuge eines höchst seltsamen Auftrittes in der Kösterschen Wohnung. Ein Mann aus seiner Gemeinde hatte ein Geschäft bei ihm; wie sich nachher auswies, sollte der Prediger ihm ein Kind taufen. Der seltsame Mensch aber konnte vor lauter Komplimenten und weitschweifigen Reden gar nicht dazu kommen, seinen höchst einfachen Wunsch klar auszusprechen.

Nachdem Köster nun eine Zeitlang mit großer Aufmerksamkeit zugehört hatte, ohne herausbringen zu können, was der Mann wollte, ward er auf einmal von seiner bittern Laune ergriffen. Er fing nun an, ganz eben so zu sprechen, wie der Mann; eine Masse

von Komplimenten und Worten ohne Zusammenhang wälzten sich in großer Unordnung über einander. Die Verwirrung des Fremden steigerte sich, und ein Gespräch fing an, als wenn zwei Verrückte sich mit einander unterhielten. Endlich komplimentirte Köster den Fremden unter einem Schwall von Worten zur Thür hinaus.

„Weißt Du nun, was er will?" fragte ich den Prediger. „Von ihm habe ich es zwar nicht erfahren, aber seine Frau hat ihm in diesen Tagen ein Kind gebracht; ich habe das Wort „Taufe" gehört, und muß nun auf anderen Wegen Zeit und Stunde zu erfahren suchen. Ich kenne diesen Menschen; ein Geschäft mit ihm zu haben, ist eine wahre Qual: aber wie heute, habe ich ihn nie gesehen, wahrscheinlich hat er zu viel getrunken."

In der Nähe von Kiel lag ein Dorf, Dorfgarten genannt. In einem ziemlich großen Saale eines Bauernhauses versammelte sich die beste Gesellschaft aus der Stadt, Herren und Frauen, während sie den größeren Gasthof den Studierenden überließen. In diesem Saale saßen die Damen in einer so dichten Atmosphäre von Tabaksdampf, daß man sie kaum

erkannte. Ich machte den Vorschlag, den ganzen Saal als einen Tabakskopf zu behandeln, durch eine Abzugsröhre den Dampf durch das Dach zu leiten, und, auf diesem reitend, aus der zweiten Hand zu rauchen. Ich erinnere mich nicht, jemals Damen gesehen zu haben, die sich mit einer so großen Geduld in eine so verdichtete Atmosphäre freiwillig einhüllten. Den Sommer hindurch brachten Mackensen, Köster und ich, wenn das Wetter nur erträglich war, nach Tische in diesem Saale einige Stunden zu. Man sah uns immer beisammen, und es fehlte nicht an Menschen, die glaubten, mich wohlmeinend warnen zu müssen.

Ich sah wohl ein, daß ich in meiner damaligen Lage als Schriftsteller hervortreten müßte. Ich wählte ein Thema, welches mir geläufig war. Meine erste Deutsche Schrift: „Ueber die Mineralogie und das mineralogische Studium, 1797," erschien anonym. Sie fand eine größere Anerkennung, als sie verdiente. Es ist merkwürdig, wie ein junger Mann oft das Beste, was er besitzt, zurückhält, und sich entschließt,

etwas sehr Unbedeutendes drucken zu lassen. Wenn ich erwäge, was mich dazu bewog, das Bessere, was ich wohl zu leisten vermochte, zurück zu halten, so sehe ich wohl ein, daß mir der Muth fehlte, das Eigenthümliche auszusprechen. Durch Mackensen angeregt, hatte ich angefangen, Kant zu studiren; aber die ganze Aufgabe, die Kant sich gestellt, war mir eigentlich noch fremd, und das speculative Element, welches in mir gährte, hatte keine geschichtliche Basis, es beunruhigte mich, ohne mich zu fördern. In der That erschrecke ich fast, wenn ich den ungeschickten Gebrauch betrachte, den ich in dieser Schrift von der Philosophie machte. Die wunderlichen Bedingungen und Beschränkungen, unter welchen ich das Streben, die Natur in ihrer Einheit lebendig aufzufassen, als ein unwiderstehliches annahm, und dennoch nicht gelten ließ, weil mir Kant alle Hoffnung auf Erfolg abgeschnitten hatte, erzeugten etwas Peinliches. Aber ich glaubte nun einmal, als junger Docent unter dem Schutze der herrschenden Philosophie hervortreten zu müssen. Mackensen sprach über diese Arbeit mit freundlicher Schonung, obgleich er, wie ich nicht zweifle, die Schwächen derselben recht gut erkannte. Köster

behandelte sie durchaus schonungslos, und als die Schrift gedruckt vor mir lag, erschien sie mir selbst dürftig, leer, bedeutungslos. In der That hat auch kein Mensch jemals auf das Raisonnement geachtet. Die Schrift hat in den Handbüchern der Mineralogie einige zwanzig Jahre lang eine Stelle gefunden, und zwar als eine Art Anleitung zur Geschichte dieser Wissenschaft. Auch war vielleicht diese vorangeschickte geschichtliche Literatur der Mineralogie, obgleich auch ziemlich dürftig, bei dem damaligen Stande der Wissenschaft, nicht ganz ohne Verdienst. Nur der Schwedische Mineralog Wallerius hatte eine kurze Anleitung zur Geschichte der Mineralogie geschrieben; meine war später, und auch in einigen älteren Epochen vollständiger. Jetzt hat diese jugendliche Arbeit allen Werth verloren.

Es war in den letzten Monaten des Jahres 1796, als ich diese Schrift ausarbeitete. Der Winter war in dem Umgange mit Mackensen und Köster, und mit Vorlesungen verflossen. Ich hatte ein Paar kleine Besuche in Rendsburg abgestattet, in einem Wetter,

das zu Fußreisen mir das angenehmste war, nämlich bei klingendem Froste.

Am 8. April 1797 fand meine Promotion statt. Professor Heinze, der Decan der philosophischen Facultät, der immer sehr freundlich gegen mich gesinnt war, veranstaltete im Namen der Facultät ein glänzendes Promotionsfest. Fast alle Professoren nahmen Theil daran. Der Frühling kam heran, und ich glaubte jetzt als akademischer Lehrer und Schriftsteller in einer fremden Sprache, mich ohne Schande meinen Kopenhagener Freunden zeigen zu können.

Es ist seltsam, aber es verhält sich so. Obgleich der geringe Werth meiner Schrift mir, wenn auch noch nicht so klar, wie später, einleuchtete, so fühlte ich mich doch durch diesen Versuch, mich unter die von mir so hochverehrten Deutschen Schriftsteller zu mischen, gehoben, und glaubte das Versprechen, welches ich mir selbst gegeben, erst nachdem ich mich entschieden ausgezeichnet hätte, in Dänemark zu erscheinen, vollkommen erfüllt zu haben. Mit dem Paquetboote segelte ich ab, sah, zu meiner Beschämung sei es gesagt, zum ersten Male die merkwürdigen Kreidefelsen von Möen, die mich, indem wir sie umsegelten, durch

ihre Kühnheit in Erstaunen setzten. Ich hielt mich in Kopenhagen drei bis vier Wochen auf, und brachte diese Zeit wie in einer Art von Taumel der Erinnerung zu. Jetzt, da meine Aussichten günstiger waren, als während meines früheren Aufenthaltes in Kopenhagen, war alle Welt mit mir zufrieden. Mein Onkel hatte mir, als ich im höchsten Elende, krank und verlassen war, nach Hamburg geschrieben. Er ermahnte mich, als der verlorne Sohn zu seinem Vater, zurück zu kehren. „Die Vorsehung hat," schrieb er, „gnädig für Dich gesorgt; eine Hauslehrerstelle ist für Dich offen." — Ich schlug, dem Onkel dankend, das Anerbieten ab, und blieb in meiner hülflosen Lage; jetzt empfing er mich freundlich, und war mit mir durchaus zufrieden.

Mit den Freunden lebte ich lustig und unbefangen; selbst Professor Vahl und die Gesellschaft, die mich nach Norwegen geschickt hatte, schien eher sich selbst, da sie mich mit so geringen Hülfsmitteln ausgerüstet hatten, als mir, Vorwürfe zu machen. Ich fand meinen ältesten Bruder in voller Thätigkeit als Lehrer bei der Artillerie-Schule, und wurde zum ersten Male in die Norwegische Gesellschaft eingeführt. Sie

ward mir später wichtig, und ich werde dann ausführlicher von dieser merkwürdigen Verbindung meiner Landsleute, die eine Art nordischer Häteristen bildeten, und seit einer langen Reihe von Jahren eine, auch in der Dänischen Literatur merkwürdige, Opposition hervorriefen, ausführlicher zu reden Gelegenheit finden.

Von meiner ersten Wohnung bei einem Freunde, in der Nähe von Kopenhagen, muß ich doch Einiges erwähnen. Sie war originell genug, und stellte eine Seite des Lebens Dänischer junger Gelehrten, freilich bis zum frappantesten Extreme, dar.

J. K. H. hatte sich durch seine Schulkenntnisse, schon als er die Universität bezog, ausgezeichnet und große Erwartungen erregt. Er bezog zugleich mit dem unglücklichen N., von welchem ich in dem ersten Theile dieser Memoiren gesprochen habe, der sich als Verbrecher in Berlin einen furchtbaren Ruf erwarb, die Universität. Beide waren Juristen, Beide erregten große Hoffnungen, die nicht erfüllt wurden. H. nämlich, nachdem er seine juridische Laufbahn begonnen hatte, ward von einer für ihn unglücklichen Neigung zu literärischen Beschäftigungen ergriffen, und seine

ganze Stellung blieb eine unsichere, schwankende, oft sehr dürftige, bis zu seinem Tode. Er liebte eine fortdauernde, verwickelte und mannigfaltige Beschäftigung; die bestimmte und feste als Advokat war ihm zuwider, und er gab sie auf. Er hat sich aber später bedeutende Verdienste erworben. Er war, wenn ich nicht irre, der erste Stifter der Scandinavischen Gesellschaft, wenigstens bei der Stiftung ein sehr eifriger Beförderer und Secretair derselben, und seine Geschichte des Grafen Struensee ist noch immer ein klassisches Werk. Er hatte mich in Kiel besucht und wohnte bei mir. Dieser Besuch fand mehrere Wochen vor meiner beschlossenen Reise nach Kopenhagen statt, und er hatte mir das Versprechen abgenommen, bei ihm einzukehren. Er wohnte nicht in Kopenhagen, sondern auf der Roëskilder Landstraße in der Nähe von Friedrichsberg.

Ich ließ meine Sachen dorthin bringen, und erschrak, als ich in seine Stube trat. Eine solche schauderhafte Unordnung habe ich noch nicht erblickt. Er wohnte mit einem jüngeren juridischen Candidaten zusammen. Die alten, halb zerbrochenen Möbel, ein schadhaftes Pult, zerbrochene Stühle, ein Paar Tische,

die mit Büchern, Papieren, Tellern und Kleidungsstücken beladen waren, standen umher. Die Bücher-Repositorien waren fast leer. Bücher und Papiere lagen unter einander auf dem Boden.

Es war gegen Abend; ich stellte meine Sachen hin, besuchte Freunde in Kopenhagen, und kam erst spät wieder zurück. Ich wurde in eine Schlafstube geführt, in welcher zwei schmutzige Betten standen. Ich mußte mich mit meinem Wirth in das eine hineinlegen. Schon dieses war mir grauenhaft. Seit ich ein Knabe war, schlief ich allein. Wenn ich ausspuckte, verunreinigte ich die Papiere der Scandinavischen Gesellschaft, die chaotisch das Bette umgaben. Als ich des Morgens aufstand, ward mir zwar Thee geboten, das einzige Trinkgeräth aber bestand aus einer Tasse ohne Untersatz, aus welcher wir nach einander trinken mußten. Butter lag auf einem zerbrochenen Teller, und ward zu einem doppelten Zwecke benutzt. Zuerst wurde sie nämlich mit einem schmutzigen Messer auf das Brot gestrichen, welches wir zum Frühstück genossen; dann aber mußte ich, wie mein Wirth und der Kandidat, dieselbe Butter benutzen, um die Stiefeln damit zu putzen.

Es länger in dieser Wohnung auszuhalten, war mir freilich unmöglich; aber meinen Wirth, der ein Mann von außerordentlicher Herzensgüte war, zu beleidigen, konnte ich mich nicht entschließen. Glücklicherweise gab mir die Lage der Wohnung, fast eine halbe Meile von der Stadt, einen hinlänglichen Grund zu der Bitte, nicht länger von seiner Güte Gebrauch machen zu dürfen. Die Unordnung der Wohnung war mir schon am Abend aufgefallen, und ich ließ meine Sachen, einer Verabredung zu Folge, zu einem Freunde in Kopenhagen bringen.

Die Zeit verging schnell. Ich war glücklich, die Verhältnisse mit meinen Freunden in Kopenhagen wieder hergestellt zu sehen. Die drei oder vier letzten Tage hatte ich in großer Zerstreuung zugebracht; die Nächte in heiterer Gesellschaft mit Freunden; kaum hatte ich in dieser Zeit wenige Stunden schlafen können. Den letzten Mittag brachte ich in der Nähe des Hafens noch nach alter Art bei Professor Bang zu, der sich auf eine für mich rührende Weise über meine bessere Stellung freute.

Es war Nachmittag, ich mußte eilen, das Paquetboot zu erreichen, das mich nach Kiel zurückbringen

sollte. Ich betrachtete die Passagiere: keiner interessirte mich. Ich war im höchsten Grade ermüdet, erschöpft und schläfrig; kaum war das Schiff unter Segel gegangen, als ich in die Koye kroch und einschlief. In der Nacht erwachte ich, sah die düstere Lampe in der Kajüte brennen, hörte einige Passagiere in den Koyen schnarchen, erblickte andere Seekranke in der Dämmerung, Männer und Frauen unter einander, wie sie auf den Bänken saßen oder lagen. Ich stieg auf das Verdeck hinauf, ein starker, günstiger Wind schwellte die Segel, das Schiff durchschnitt die Wellen mit großer Eile; ich sprach ein Paar Worte mit dem Steuermanne, aber bald war ich wieder, nachdem ich frische Luft geschöpft hatte, von einer unglaublichen Schläfrigkeit ergriffen. Ich legte mich in die Koye, und schlief zum zweiten Male ein. Als ich erwachte, war es heller Tag. Alle Passagiere hatten die Kajüte verlassen, und von dem Verdecke entdeckte ich nun, zu meinem Erstaunen, in ziemlicher Nähe eine Insel links, gegen Süden. Ich rieb mir die Augen; ich vermuthete, daß wir noch immer die Seeländische Küste, aber dann rechts, haben müßten, und war nicht wenig verwundert, als ich erfuhr, daß die

Insel, die wir sahen, und schon hinter uns gelassen hatten, Femern war. Ich war also fast ununterbrochen schlafend von Kopenhagen nach Holstein gekommen.

Es war ein schöner, heller Sommertag, als wir in die majestätische und reizende Kieler Bucht einliefen. Von der Sonne beschienen, lagen die hügeligen, waldreichen, fruchtbaren Ufer auf beiden Seiten; ein fortdauernder rascher und günstiger Wind führte uns mit unglaublicher Schnelligkeit unserm Ziele immer näher, und während ich mir in heiteren Gesprächen mit der Mannschaft und den Passagieren, die mir jetzt schon unterhaltender vorkamen, die Zeit vertrieb, entdeckten wir Kiel, und um eilf Uhr des Vormittags verließen wir das Schiff.

In weniger als achtzehn Stunden hatten wir sechs und dreißig Meilen zurückgelegt. Dieses gewaltsame Heranrücken beider Städte, Kopenhagen und Kiel, verkleinerte nun die letzte Stadt auf eine höchst auffallende Weise. Häuser und Straßen schrumpften ein, und Kiel erschien mir auf eine fast unangenehme Weise verändert.

Es war das erste Mal, daß ich diese Erfahrung

auf eine so auffallende Weise machte. Sie scheint mir etwas psychologisch Merkwürdiges zu sein. Zwar wird ein Jeder es erlebt haben, wie klein ihm die Räume, in welchen er als Kind gelebt hat, und die ihm groß erschienen, vorkommen, wenn er sie nach langer Zeit wieder sieht. Allerdings ist diese Erscheinung psychisch die nämliche, die sich uns auch in späteren Jahren aufdringt, sie war mir aber damals, ihrer Entstehung nach, merkwürdiger. Eine kleine Stadt, die wir, nachdem wir lange in einer großen gelebt, zum ersten Male betreten, erscheint uns zwar als eine solche: aber unsere Empfindung hat nichts Aehnliches mit derjenigen, die uns ergreift, wenn wir in einer kleineren Stadt lange gewohnt, uns darauf eine Zeitlang in einer großen aufgehalten haben, und nun zu der ersteren zurückkehren. Der Grund, warum uns nun unter diesen Umständen Alles so auffallend verkleinert erscheint, liegt in der gewaltsamen Verkehrung aller früheren Maaßverhältnisse, die sich uns aufgedrängt haben und unser Urtheil instinctmäßig in Bewegung setzen. Dieses wird mit aller Macht der Gewohnheit bei der Beurtheilung der Maaßverhältnisse angelegt, und kann sich gegen das neue nicht erhal-

ten; daher werden die kleineren Städte, die wir auf unserer Reise von den großen durchschneiden, uns nicht diesen scharfen Gegensatz, der eine unbestimmte Menge mannigfaltiger Größenverhältnisse in sich schließt, aufdringen, und selbst solche, die gewohnt sind, Entfernungen nach dem Augenmaaße mit Sicherheit zu beurtheilen, werden auf eine auffallende Weise getäuscht, wenn sie die Länge einer Straße oder die Größe eines öffentlichen Gebäudes in einer kleinen Stadt, in welcher sie leben, mit ähnlichen Gegenständen in einer großen vergleichen wollen.

Das Universitätsgebäude in Breslau hat zwar eine sehr unbedeutende Tiefe, fällt aber durch seine bedeutende Länge auf und stellt sich aus der Ferne sehr ansehnlich dar. Als ich in Paris war, maß ich die öfters von mir besuchte Bildergalerie des Louvre nach Schritten, und fand, daß sie drei Mal länger war, als das ganze Universitätsgebäude in Breslau; ein Verhältnis, welches diejenigen Einwohner, welche die Bildergalerie in Paris kannten, gar nicht anerkennen wollten, und selbst mir schien es unglaublich, obgleich ich die Zahl der Schritte in Paris durch öftere Wiederholung mit ganz geringer Differenz bestätigt und

jedes Mal genau aufgezeichnet hatte. Diese Erfahrung, so unbedeutend, wie sie scheinen mag, ist dennoch sehr wichtig, denn sie beweist den unendlich tiefen Einfluß zur Gewohnheit gewordener Eindrücke auf die Seele. Hier, wo von Maaßverhältnissen die Rede ist, ist eine abstracte, von aller subjectiven Gewohnheit abgezogene Bestimmung zweier verschiedener Zustände möglich: wo sie aber tiefer in die Seele eingreifen, wo sie geistiger Art sind, ist die Gewalt, welche die Gewohnheit ausübt, ohne allen Zweifel bedeutender, ohne daß wir ein Maaß der Vergleichung besitzen, und daher die Täuschung nicht wahrnehmen.

Und diese Bemerkung drängte sich mir recht entschieden auf; denn es waren nicht bloß die äußeren sinnlichen Verhältnisse der Größen, deren Gegensätze sich dicht neben einander stellten, sondern auch die zwei bis dahin geistig reichsten Epochen meines Lebens, die nur durch einen tiefen Schlaf von einander getrennt waren.

Ich war in Kopenhagen eingeschlafen, und in Kiel erwacht: und da mußte es mir auffallen, wie verschieden die Zustände waren, die in der ersteren Stadt durch das Leben mit den Freunden eine reiche, kei-

mende Vergangenheit wieder belebten, verglichen mit einer zukunftschwangeren Gegenwart, die mir neue, wichtige Aufgaben, neue, nie geahnte Zweifel reichte, und Alles, was ich mit fast bewußtloser Zuversicht bis dahin geistig zu besitzen wähnte, auf eine bedenkliche Weise in Frage stellte.

Denn jetzt wird es Zeit sein, die Epoche meines Lebens darzustellen, in welcher die Macht der Speculation mich ergriff, um mich niemals wieder zu verlassen. Mir scheint ein solches Bekenntnis, eine wissenschaftliche Confession, selbst wenn sie das Gepräge der Subjectivität zugesteht, von großer Wichtigkeit. Ein jeder Philosoph sucht die persönlichen Bedingungen seiner wissenschaftlichen Darstellung so viel wie möglich zu verdrängen, damit seine wissenschaftlichen Bestimmungen einen universelleren und allgemein gültigeren Werth erhalten; er hat Recht, er ist dazu verpflichtet; alle feste wissenschaftliche Sicherheit beruht darauf, daß es ihm gelingt. Dennoch haben die persönlichen Bedingungen, unter welchen die wichtigsten Aufgaben ihm zuerst

entgegentraten, für die Wissenschaft selbst eine große Bedeutung. Das Bewußtsein von der Wichtigkeit solcher rein persönlichen, durch die Eigenthümlichkeit der Menschen, wie durch ihre Schicksale und äußeren Verhältnisse, die nicht bloß zufällig und äußerlich mit jenen verbunden sind, hervorgerufenen Art der Entwickelung, wird in unseren Tagen immer schärfer erkannt. Darin liegt das lebhafte Interesse, welches Biographieen jetzt erregen. Man glaubt selbst die tiefsinnigsten Naturen nicht vollkommen zu fassen, wenn man den Gang ihrer Entwickelung nicht zu verfolgen vermag; um so weniger, da die Stufen derselben nie rein und ungehemmt auf einander folgen. Nicht bloß, was die gesunde Entwickelung fördert, auch was sie hemmt und der ferneren Ausbildung eine schiefe, verschobene Richtung gibt, muß erforscht werden, damit man die Grenze, die Schranke, selbst der vorzüglichsten Naturen, erkennt. Es ist um so nothwendiger, weil die schiefe, krankhafte Richtung eben diejenige ist, die durch Ansteckung epidemisch zu werden pflegt, und desto gewisser und gewaltsamer, je mehr sie das ihr äußerlich aufgedrungene Gepräge der Allgemeinheit trägt.

Ohne nun vorauszusetzen, daß der geistige Einfluß, den ich als Schriftsteller und Lehrer ausgeübt habe, von großer Bedeutung sei — weiß ich doch am besten, wie wenig dasjenige, was ich gewollt habe und wie ich es wollte, anerkannt ist; und wie viel Schuld ich selbst in dieser Rücksicht trage — so glaube ich doch, daß es denjenigen, die überhaupt meine literarischen Bemühungen mit einiger Neigung und Theilnahme verfolgt haben, nicht uninteressant sein wird, zu erfahren, wie jener Umschwung in meiner ganzen Denkweise entstand, die mich von jetzt an zwang, von der Einheit, von der Totalität des Daseins ausgehend, Alles nur in Beziehung auf diese zu betrachten und ihm einen Werth beizulegen.

Schon vor meiner Reise nach Kopenhagen hatte diese Umwandlung meines Geistes angefangen. Die Wochen, die ich in Kopenhagen unter den Freunden verlebte, hatten die neue keimende Richtung wieder verdrängt. Dort übten die gegebenen Gegenstände wieder ihre alte Gewalt über mich aus. Alte Erinnerungen wurden mächtig; das vergangene Dasein fesselte mich; eine geheime Macht lag in der mütterlichen Sprache, ja verbarg sich in

den eigenthümlichen Aeußerungen, in den conventionellen Ausdrücken der Gedanken, die mir aus früheren Zeiten entgegenklangen, mit allem Zauber der „süßen Gewohnheit eines glücklichen Daseins und Lebens.“

Was ich, seit ich Kopenhagen verließ, erlebt und gedacht hatte, trat fast wie ein Traum zurück, hervorgerufen durch die reiche Gegenwart, die mich umfing. Selbst meine bestimmten wissenschaftlichen Studien forderten mich zu einer anstrengenden Beschäftigung auf, die mich von allen keimenden inneren Grübeleien abrief. Durch neue kostbare Werke in der Naturgeschichte waren die verschiedenen Bibliotheken bereichert; ich mußte sie kennen lernen. Neue Thiere fand ich in den Museen; der botanische Garten fesselte mich durch merkwürdige Pflanzen, die ich noch nicht kannte; am meisten aber, weil hier ein jeder neue Gegenstand in die Reihe des umsichtig Erkannten bestimmter hineintrat, nahmen mich die reichen Mineraliensammlungen, sowohl die öffentlichen als die privaten, in Anspruch.

Wad war aus Italien zurückgekehrt; eine bedeutende Mineraliensammlung war unter seiner Anleitung

bei der Universität im Werden; eine neue, sehr interessante, mir bis dahin unbekannte besaß **Manthey**. So anhaltend beschäftigt, beherrschten mich, wie in meiner früheren Jugend, die Gegenstände ganz, und die geistige Bedeutung, die sie einschließen, sprach mich unmittelbar an. Das Dasein in seiner Fülle war mir, wie in früherer Jugend, Sprache geworden, die Gegenstände in ihrer Mannigfaltigkeit Worte. Ich suchte keine anderen. Und wenn ich nun nach einem solchen Tage die Abende mit Rahbek, mit den Gebrüdern Mynster, mit Laub, mit Hornemann zubrachte, und das ganze alte Leben mich umfing, wie konnte ich einen Augenblick finden, der mich auf meine stille Stube in Kiel versetzte, der die Gedanken aufregte, die mich in mein innerstes Selbst zurückdrängten, und Welt, mannigfaltige Natur, ja Geschichte und Menschen, die mich umgaben, durch die Macht abstracter Begriffe erblassen ließen und fernab wiesen.

Noch nachdem ich in Kiel die Freunde begrüßt, und das Andenken an das Leben in Kopenhagen durch Erzählungen erfrischt hatte, verflossen mehrere Tage, ehe ich mich in den neuen Aufgaben, die mich beschäftigten, zurecht fand. Aber diese waren mir zu

wichtig geworden. Als der Gedankengang, der durch die Reise abgebrochen war, allmälig wieder auftauchte, fesselte er mich immer mehr, ich mußte mich ihm ergeben; die Wahrheit meines innersten Daseins war an ihn geknüpft.

Unter den ausgezeichneten Geistern, die zu meiner Zeit Holstein besuchten, gehörte F. H. Jacobi. Ich hatte nichts von ihm gelesen, aber der Ruf stellte ihn als einen der vornehmsten Geister der Zeit dar. Mackensen hatte ihn mit Reinhold irgendwo zusammen gesehen. Beide waren in ein speculatives Gespräch gerathen, und mein Freund erzählte, mit welchem entschieden speculativen Uebergewichte Jacobi erschienen war. Vielleicht hatte seine Abneigung gegen Reinhold einigen Einfluß auf seine Erzählung.

Ich muß hier eines Ereignisses gedenken, welches, obgleich später, mein persönliches Interesse für Jacobi steigerte.

Einst, als ich auf Henslers Bibliothek Bücher suchte, hielt ein großer Wagen, mit vier Pferden bespannt, vor der Thür. Er sah einem mächtigen mi=

litärischen Rüstwagen nicht unähnlich; eine Plaue deckte ihn zu. Als diese eröffnet wurde, sah ich mit Erstaunen den Wagen querdurch in zwei Hälften getheilt; beide Räume waren mit Betten angefüllt. Aus dem ersten erhob sich eine lange, schlanke Dame, die nicht mehr jung war, und mit ihr ihre Begleiterin. Sie stiegen aus dem Wagen, gingen in eine Stube hinein, die unten dicht neben dem Eingange war, fragten, ob ich im Hause bekannt sei, und als ich dieses bejahete, forderten sie mich auf, die Fürstin Galizin bei dem alten Hensler anzumelden. Diese hatte ein durchaus vornehmes, ja gebieterisches Ansehen; ihre Gesichtszüge waren geistig imponirend, und als aus der zweiten Hälfte des Wagens zugleich mit einem Bedienten ein alter Mann heraustrat, der sich durch Ansehen sowohl, wie durch Tracht als ein katholischer Geistlicher darstellte, wußte ich, daß die berühmte Freundin Jacobi's vor mir stand. Ich eilte, ihre Ankunft dem alten Hensler bekannt zu machen, und diese Anmeldung machte einen starken Eindruck auf ihn. Er schien erstaunt und bewegt, und eilte, die Dame zu empfangen.

Ich suchte die Bücher, welche ich brauchte, in der

Bibliothek auf, verließ schleunig das Haus, weil ich fürchtete, daß meine Gegenwart lästig sein könnte, und habe die Fürstin seitdem gar nicht gesehen. Ich fand diese Reise später in Katerkamps Lebensbeschreibung der Fürstin erwähnt.

Ich hatte gehört, in welchem genauen geistigen Verhältnisse sie zu Hemsterhuis stand, und obgleich ich die Schriften dieses Philosophen nicht kannte, hatte ich doch für ihn eine große Achtung, und glaubte unbefangen, daß er, der mir als ein Platoniker genannt wurde, wohl dahin gelangt war, wo ich noch hinstrebte, und die geistesverwandte Frau erschien mir als eine bedeutende, höchst würdige, ja geheimnisvolle Gestalt. Sie ist mir, wie sie mir entgegentrat, unvergeßlich geblieben, und selbst Jacobi, der diesem Kreise zugehörte, ward mir bedeutender. Es war der erste Blick, den ich, der Fremde, der Scythe, in die verborgene Geisterwelt hineinwarf, die sich in Deutschland regte, und die sich mir ahnungsvoll eröffnet hatte seit meiner frühesten Jugend.

Die Schrift von Jacobi, die mir in die Hände fiel, war die bekannte „über die Lehre des Spinoza; in Briefen an Mendelssohn.“

Diese Schrift hat nun Epoche in meinem Leben gemacht. Es war die erste, die alle schlummernden speculativen Gedanken in mir concentrirte und zum Ausbruche brachte. Was mich in Kopenhagen als ein geheimer Besitz, dessen Inhalt ich nicht kannte, als ein verborgener Schatz, der in dem tiefsten Abgrunde meines Innersten ruhte, den ich aber nicht zu heben verstand, von meinen Freunden entfremdete, die ewige, tief liegende Quelle, aus welcher alle meine Genüsse der Natur und des geschichtlichen Lebens entsprangen, was in der trüben Einsamkeit, während meines Aufenthaltes in Bergen, sich mir mehr in wüsten Anschauungen, als in bestimmten Ansichten aufdrängte, das schien hier mir entgegen zu kommen in seiner höchsten Concentration; der Schlüssel zu allen den verschlossenen Geheimnissen bot sich mir dar, und ich ergriff ihn mit leidenschaftlicher Heftigkeit. Die meisten der abstracten Begriffe, wie ich sie hier fand, waren mir fremd, und doch glaubte ich, sie vollständig zu verstehen in der Verbindung, in welcher sie laut wurden. Es war mir eine neue Welt aufgeschlossen, und dennoch glaubte ich, eine alte, mir längst bekannte zu begrüßen. Ich vertiefte mich in

diese Schrift; eine jede Zeile war mir bedeutend, und es stieg zuerst eine Ahnung in mir auf von dem Dasein einer Wissenschaft, die, was mein Innerstes tief bewegte, zum Gegenstande einer großartigen, geschichtlichen Forschung machte. Und doch war ich mit der Geschichte der Philosophie keinesweges unbekannt. Ich kannte die Meinungen Griechischer Philosophen, wie der des siebzehnten Jahrhunderts, aber als historische Notizen; sie waren mir zugleich bekannt und völlig fremd.

Jetzt zuerst stieg eine Ahnung in mir auf von einer Wissenschaft, die, indem sie die tiefste Aufgabe der vorzüglichsten Geister der geistig mächtigen Epochen der Geschichte war, zu gleicher Zeit bei einem jeden Forscher als die eigenste Aufgabe stellen mußte: daß man jederzeit eine innere Uebereinstimmung mit sich selbst finden müßte, nicht bloß mit den übrigen; daß, wer Philosoph sein wollte, nicht bloß Erlerntes, sondern zugleich geistig Erlebtes aus den eigenen innersten Erzeugnissen des Geistes aussprechen müßte.

Was man nun auch an Jacobi mit Recht tadeln mag, dieses muß man ihm rühmend zugestehen: daß er mächtiger, als irgend ein Anderer seiner Zeit, den

Keim tiefer geistiger Selbstthätigkeit in den schlummernden Gemüthern zu beleben vermochte. Man wird es begreiflich finden, daß bei der Unkunde eigentlicher speculativer Studien, von welchen eine einseitige Beschäftigung mit der Kantschen Philosophie ja viel mehr ausschloß, als zu ihnen hinführte, die Schrift Jacobi's zwar ein Streben erregen, jedoch keineswegs befriedigen konnte: aber er hatte einen mächtigen Geist genannt, und aus dem fesselnden Zauber der Vergangenheit wieder heraufbeschworen, daß er in den Kreis der Gegenwart hereinzutreten gezwungen war, daß man ihm Fragen vorlegen, er sie beantworten mußte. Er hatte an diese Geister-Erscheinung einen Schauder seltsamer Art geknüpft. Das redlichste und strengste Forschen nach Wahrheit sollte, wollten wir ihm Glauben beimessen, die allerinnerste Unwahrheit hervorrufen und ans Tageslicht fördern, und zwar auf die unwiderstehlichste Weise; es sollte keine Rettung gegen diesen mächtigen Geist geben, als indem man sich in die Unklarheit subjectiver Gefühle besinnungslos hineinstürzte. Auch ich hatte diesen Geist nennen hören, und eine grauenhafte Warnung war an seinen Namen geknüpft. Die Schrift

zeigte mir, wie ihr Verfasser, dem Insekte gleich, um die Flamme herumkreisete, immer wieder angelockt, obgleich er die Vernichtung mit der Annäherung verknüpft sah. Kaum konnte man sagen, daß es ihm gelungen war, in dem Dunkel der Gefühle, in dem kühlen Schatten verworrener Begriffe eine vorübergehende Rettung zu finden.

Aber in meiner Seele wogte und brauste eben ein Meer der mannigfaltigsten Gefühle, die aus dem unendlichen Abgrunde der geordneten Natur, wie von der, nach einer bestehenden Form ringenden Geschichte auftauchten, nach Gestalt suchten; jedoch vergebens, weil diese zerrann und eine neue suchte, die eben so wenig einen Bestand hatte. Nur diese bleibende Gestaltung, die ich um jeden Preis finden mußte, schwebte mir als das innerste Bedürfnis des kämpfenden Geistes vor. Feste, unwandelbare Sicherheit, innere, geistige Uebereinstimmung nicht mit Anderen, sondern mit mir selbst, ein unerschütterlicher Mittelpunkt, aus welchem so Leidenschaften, wie Gedanken und Gefühle, Denken, Wollen und Dasein hervorgehend, die Besinnung behielten, und zu welchem sie immer wieder den einmal erkannten Rückweg finden würden:

war jetzt das Ziel, wohin der bewegte Geist mit allen Kräften strebte.

Unter allen Männern der Zeit hatte aber Lessing seit Jahren schon durch die große Klarheit seines Geistes, durch die Sicherheit, mit welcher er einen jeden Gegenstand beherrschte und durchschaute, durch die klare Ordnung seiner Darstellung mich am meisten angezogen. Wenn Goethe mir als die frischeste, unmittelbarste Natur seiner Zeit erschien, in welcher eine ursprüngliche Sicherheit das Tiefste mit Leichtigkeit bewegte und gestaltete, so war Lessing mir der klarste Repräsentant der Besonnenheit seiner Zeit. Goethe gewährte mir einen unergründlichen Genuß, der unmittelbar war und keine Vermittelung bedurfte. Wenn ich Lessing las, war eben die Schärfe eines vermittelnden Bewußtseins, wenn es auch nicht zum Abschlusse kam, mir das Anziehendste. Wenn wir innerlich erschüttert, selbst durch diejenigen geistigen Genüsse, die uns die mächtigsten und anmuthigsten schienen, nicht befriedigt, uns in uns selbst besinnen, und einen ewig ruhenden Standpunkt suchen, dann sind wir zwar zunächst an uns selbst gewiesen: aber, uns in uns selbst zu orientiren, bedürfen wir eines Vor-

bildes; die Hoffnung, daß uns ein solcher bedenklicher Versuch gelingen werde, wird mächtig belebt, wenn wir erkennen, daß er einem Anderen, den wir hochachten, gelungen sei. So war mir Lessing in meiner bedenklichen geistigen Lage die wichtigste Autorität geworden. Er aber fürchtete sich nicht vor diesem mächtigen Geiste, der dem Jacobi zugleich tiefe Achtung und an Abscheu grenzende Furcht erregte. Spinoza ward mir jetzt unter allen Sterblichen der wichtigste; denn Lessing war, wie die Schrift besagte, Spinozist.

Doch ehe ich mein Studium von Spinoza's Ethik darstelle, muß ich eine andere dichterische Welt berühren, die mir damals aufgegangen war.

Etwa ein halbes Jahr nach meiner Ankunft in Kiel forderte Professor Hegewisch mich auf, einen vollständigen Auszug aus Barton's Abhandlung über die bezaubernde Kraft der Klapperschlangen für das Nordamerikanische Magazin, welches er in Verbindung mit Ebeling herausgab, auszuarbeiten. Diese Abhandlung hatte Ebeling eben aus Nordamerika, als ein ganz neues Produkt, erhalten. Ich konnte zwar mit Mühe mir einen naturwissenschaftlichen Aufsatz, dessen mir bekannte technische Ausdrücke mir durch-

halfen, verständlich machen; aber eine Abhandlung, die eine lebendige Darstellung der Lebensweise der Thiere und der Gegend, in welcher sie sich aufhielten, darstellte, zu verstehen, dazu reichten offenbar meine dürftigen Kenntnisse der Englischen Sprache nicht hin. Ich schämte mich, dieses zu gestehen, bat ihn aber, weil ich behauptete, daß meine Vorlesungen meine Zeit in Anspruch nähmen, mir vier bis fünf Wochen Zeit zu gönnen.

Jetzt nun ging ich an die bedenkliche Arbeit, einen Aufsatz aus einer Sprache, die ich so gut wie gar nicht verstand, in eine andere, die ich keineswegs mit Sicherheit zu behandeln wußte, zu übersetzen. Die Arbeit kam wirklich zu Stande, und der Aufsatz, von Freunden durchgesehen, und corrigirt, ist in dem erwähnten Magazin abgedruckt. Ich wollte indessen das Studium der Englischen Sprache nicht aufgeben. **Vicar of Wakefild** und **sentimental Journey**, mir in Deutschen Uebersetzungen vollkommen bekannt, wurden zuerst und mit immer größerer Leichtigkeit durchgelesen. Young's Nachtgedanken hatten in meinem Vaterlande einen so großen Ruf, meine Vorstellungen von diesem Dichter waren aus unvollkom-

menen Uebersetzungen so unklar, daß ich mit großer Begierde den Versuch, diesen Dichter in der Ursprache kennen zu lernen, anstellte. Es kostete mich einige Mühe, und ohne die Hülfe eines Freundes würde es mir kaum in so kurzer Zeit, als ich darauf verwendete, gelungen sein. Zwar spürte ich eine große Lust, Tristram Shandy zu lesen; denn diese Schrift des Yorick war mir als eine höchst eigenthümliche, deren tiefer Sinn schwer zu fassen, und deren humoristische Laune den meisten Lesern unzugänglich war; oft genug genannt. Aber das Ziel, welches ich ungeduldig zu erreichen strebte, war: Shakespeare zu lesen und wo möglich zu fassen. Schon in meiner Kindheit hatte ich ihn als einen zwar monströsen, gigantischen, aber zu gleicher Zeit tiefen und höchst bedeutenden Geist nennen hören. Man kannte ihn in Deutschland nur aus Wielands und Eschenburgs Uebersetzungen. Daß ich zuerst nach Hamlet griff, wird ein Jeder begreifen, wenn er sich erinnert, was mir Goethe und sein Wilhelm Meister waren. Die Mühe, die es mir kostete, dieses großartige Drama durchzuarbeiten, machte mich mit einer jeden Stelle genau bekannt, und welchen Eindruck Hamlet auf mich machen mußte, ist

leicht einzusehen. Ist doch diese Gestalt eine wahrhaft prophetische, ja, ich möchte sagen, ergriffen von einem inneren Kampfe, scheint sie mehr Deutsch, als Englisch, mehr aus der gegenwärtigen Zeit, als aus der früheren, wo sie entstand, entsprungen zu sein.

War es eine Ahnung dieser prophetischen Bedeutung, die den Shakespeare dazu brachte, Hamlet und seinen genauesten Freund als frühere Wittenbergsche Studenten darzustellen? Ein jeder geistig bewegte junge Mann in Deutschland sah sich, wie Hamlet, unwiderstehlich von einer inneren Aufgabe ergriffen, die sein ganzes Leben in Anspruch nahm, und als deren Opfer nicht Wenige gefallen sind; daher ward Hamlet auch zuerst in Deutschland verstanden; und ich vertiefte mich, wie so viele Andere, in diese inneren Kämpfe, als hätte ich sie selber erlebt.

Ich hatte in Hamburg Schröder als Lear gesehen, es war das zweite Stück, was ich las, Macbeth das dritte; von den historischen Stücken aber nur Heinrich den Vierten und Richard den Dritten.

Wenn ich nun, was mich ergriff, mit wenigen Worten bezeichnen soll, so wird dieses den Lesern am ersten klar aus der Art, wie ich Shakespeare neben

Goethe, der mich schon in fast bewußtlosen Knabenjahren beschäftigt hatte, auffaßte.

Ich habe es so oft erlebt, daß man selbst da, wo ich als Dichter hervortrat, und bestimmte Persönlichkeiten unter ganz bestimmten Verhältnissen sich äußern ließ, dennoch diese Aeußerungen, als wären sie in einer rein philosophischen Betrachtung ausgesprochen, aufgenommen und beurtheilt hat; daß aus der öffentlichen Kritik, selbst der vorzüglichsten Geister, der Sinn für einen absichtlich gewählten eigenthümlichen Standpunkt, so ganz in der Allgemeinheit leerer Abstractionen verschwunden ist, als wäre er nie dagewesen.

Diese Erfahrung macht es nothwendig, eine Bemerkung hier zu machen, die freilich eben so trivial wie überflüßig scheint; diese nämlich: daß hier keinesweges von einer objectiven Beurtheilung der zwei größten Dichter der neueren Zeit die Rede ist, sondern nur von dem Eindrucke, den Beide auf mich machten; so wie der Eine aus der reichen Erinnerung einer vergangenen Zeit mächtig hervortrat, und selbst durch die Vergleichung mir bedeutender ward, während der Andere mir eine neue Welt eröffnete. Es kömmt mir bei dieser Darstellung ein Fragment zu

statten, welches zwar vor mehreren Jahren verloren ging, mir aber doch öfters wieder in die Hände fiel, und daher dem Inhalte nach im Gedächtnisse geblieben ist.

Beide, das erkannte ich wohl, schlossen grundlose Tiefen des menschlichen Gemüths auf; war ich doch schon selbst seit Jahren in diejenige hineingezogen, die mir Goethe eröffnete, ohne einen Grund finden zu können. Aber die Gegenstände, welche die Gemüther innerlich in Bewegung setzten, hatten bei Shakespeare ein ganz anderes Verhältnis zur Persönlichkeit, als bei Goethe. Bei dem Letzteren war es mehr der Zwiespalt einer Seele, die sich von der Welt verlassen fühlte, oder das Fragment derselben, welches ihm geblieben war, in eine engere, freilich unendlich reiche Persönlichkeit hineinzog und ausbildete; selbst in Götz von Berlichingen und Egmont schien mir dieses der Fall zu sein. Aber eben diese engere Umgrenzung gab dem Ganzen eine anmuthigere Form, ein leichter Ueberschauliches und Abgeschlossenes, und es lag ohne allen Zweifel in dieser Ansicht die Ueberraschung, mit welcher ich das bekannte Urtheil von Novalis über Goethe zuerst vernahm. Denn nichts überrascht uns so sehr,

wie eine plötzliche Bestätigung dessen, was wir lange, wenn auch nicht klar, mit uns herumgetragen haben. Bei Shakespeare hingegen bewegte sich immer eine große, mächtige, sichtbare und unsichtbare Welt in und mit den Personen; alle schienen zu leben, zu denken, zu handeln aus einem gewaltsam bewegten Volke, so wie zugleich aus einer tiefen Geisterwelt, aus welcher sie herauftauchten, so daß dadurch das in einem größeren Ganzen verborgene Geheimnis der Leidenschaften den Personen ein großartiges Gepräge aufdrückte.

Eine jede Stimmung, in welche mich solche geistige Aufregung versetzte, hatte etwas Gewaltsames, was mich innerlich erschütterte, und es ist mir begreiflich, wie ich den Freunden so erschien, als lebte ich in einer beständigen Spannung, die mich aufreiben müßte. Mehrere mochten diese heftige Bewegung selbst als eine durch äußere Reizmittel hervorgerufene, Einige wohl sogar als eine affectirte beurtheilen. Es war, möchte ich behaupten, etwas Vulkanisches in meinem Wesen, wenn dieses Wort da gebraucht werden kann, wo die hervorbrechende Flamme so gewaltsam, wie sie erschien, doch mehr anzog, als zurückstieß, mehr erwärmte, als verbrannte, mehr anregte,

als aufregte. — Wenn dieses Urtheil über meine eigene Jugend dem Leser zu günstig scheinen sollte, und Mehreren vielleicht einem unschicklichen Selbstruhme zu ähnlich, so darf man nicht vergessen, daß hier von nichts Erworbenem die Rede ist, vielmehr von einer hohen Gunst der Natur, das heißt, mit einfacheren und einfältigeren Worten: von einer göttlichen Gnade, die mich fortdauernd und fast bis in mein hohes Alter hinein begleitete, und selbst nach den heftigsten inneren Kämpfen immer von Neuem mit Zuversicht erfüllte und erheiterte. Ich kann mich auf die Art, wie ich den Freunden erschien, von denen noch mehrere leben, berufen. Ich konnte damals, wenn ich dem Arzt, selbst völlig gesund, meinen Puls hinreichte, als ein Fieberkranker erscheinen, aber eben deswegen, weil diese heftige Aeußerung zur Eigenthümlichkeit meiner Natur gehörte, enthielt sie nichts Aufreibendes, und ich befand mich niemals gesunder, ja niemals glücklicher, als wenn ich in einer Aufregung lebte, die den Freunden gewaltsam, ja vielleicht gefährlich erschien, während sie doch nur die völlig ungezwungene, ja unwiderstehliche Aeußerung einer gesunden Natur war. Eben deswegen arbeitete ich immer am besten

nüchtern, und ein jedes Reizmittel, z. B. reizende Speisen, Weine, ein aufregendes Gespräch, eine Rede, in welcher ich, was mich innerlich bewegte, wie unwillkürlich preisgab, erschöpften mich immer auf einige Zeit und hemmten die geistige Production.

Was nun einer solchen Natur Shakespeare werden mußte, ist leicht einzusehen; allerdings waren die Personen seiner Dramen tief im Innern bewegte Gemüther, die das Innerste, Verborgenste aufschlossen; aber was sie in Bewegung setzte, war nichts Vereinzelndes, die Leidenschaften selbst, die sich enthüllten, waren mit der Geschichte des Volkes, waren durch die Geheimnisse der Geisterwelt geschwängert; und wenn Goethe mich reizte, den Geheimnissen der Welt in den stillen Tiefen des ringenden Bewußtseins nachzuforschen, so forderte mich Shakespeare auf, diesen Kampf als einen solchen zu betrachten, den ich mit den kämpfenden Völkern in der Geschichte, ja mit den unsichtbaren Geistern, die in der Natur verschlossen ruhen, theilen mußte, um sie in ihrer tiefsten Bedeutung zu fassen. Diese beiden großen Dichter, die mich mit der ganzen Gewalt des mächtigen Genius an sich gezogen hatten, fachten aber den bedenk-

lichen Kampf im Innern an, versöhnten ihn nicht. Und so, indem ein inneres, geistiges Leben, in welchem die Wirklichkeit aufging, mich gefangen hielt, schienen mir zwar die Gefahren des Kampfes selbst einen unwiderstehlichen Reiz zu haben, aber immer heftiger ward die Sehnsucht nach dem Frieden. Und oft genug rief ich mit Falstaff: „ich wollt', es wäre Abendzeit und Alles wäre aus."

In einer solchen Zeit nun drang sich mir Spinoza auf. Das Exemplar der Opera postuma, welches in so langer, einsamer Zeit mich mit der größten Anstrengung beschäftigte, war mir mehrere Jahre hindurch theuer und bedeutend, ich konnte es fast nie ohne innere Wehmuth betrachten; denn es rief mir Stunden zurück, die ich zu den wichtigsten meines Lebens rechnen muß. Es war das Bedürfnis, bei der Trennung von einem theuern Freunde ihm ein großes Opfer zu bringen, welches mich bewog, ihm dieses Exemplar zu schenken. Indem ich es weggab, dachte ich, wie dies dem Menschen so oft geschieht, nur aus mir hinaus, und es fiel mir nicht ein, daß er, wie genau er mich auch kennen mochte, doch unmöglich die Größe des Opfers, welches ich ihm zu

bringen vermeinte, schätzen konnte. — Das Erste, was ich las, war der Tractatus de intellectus emendatione et de via, qua optime in veram rerum cognitionem dirigitur. Der Titel zog mich an. Hier, dachte ich, wirst du finden, was Spinoza selbst zur Ausbildung seines Systems bewog; ein solcher persönlicher Anknüpfungspunkt war mir durchaus nothwendig; der Sprung von einem tief bewegten, reichen Leben bis zu dem in der bloßen Demonstration eingefangenen, würde sonst ein salto mortale der gefährlichsten Art gewesen sein. Mußte doch selbst die absolute Abstraction sich den Weg bahnen durch eine Phänomenologie.

Was Spinoza in Bewegung setzte, was ihn, indem er das Leben betrachtete, quälte und ängstigte, das konnte mir nicht fremd sein. Als ich mich in Bergen einsam und verlassen fühlte, von der Natur, die sich meinen Forschungen verschloß, von den Freunden, die sich zurückgezogen zu haben schienen, und von mir selbst; als ich mich von dem bunten Gewühle unzusammenhangender Kenntnisse, schwankender Zuneigungen und wechselnder Leidenschaften zurückzog: da suchte auch ich einen Ruhepunkt, in welchem

das ganze Dasein seinen unveränderlichen Stand und ewig durchsichtigen Mittelpunkt fände. Die tiefste Speculation war mir fremd, ich wies sie ab. Was mir bis dahin erschien, als wäre es ein Abgesondertes, von allem Uebrigen Getrenntes, als enthielt es eine Aufgabe, dem eigentlichsten frischesten Leben fremd, ein bloßes Spiel des Scharfsinnes, — trat jetzt als eine bedeutende Wissenschaft hervor. Ich selbst ward aufgefordert, als Lehrer die Jugend auf den sogenannten Nutzen der Wissenschaft aufmerksam zu machen: aber dieser hatte mit dem ursprünglichen Triebe, der das Erkennen in Bewegung setzte, nichts gemein. Diese Quelle brach aus einer geheimeren Tiefe hervor, die mir zu erforschen vor Allem wichtig schien. Allerdings hatte schon die Zeit sich in den besseren ihrer Geister von diesem geringeren Standpunkte des Nutzens abgewandt. Ich dünkte mir etwas damit, selbst in meinen Vorträgen den sogenannten Nutzen des Erkennens nur als ein Untergeordnetes darzustellen; der wahre Werth des Erkennens liege, so lehrte ich, in ihm selber: und dennoch, was gab uns denn nun dieses in sich geschlossene selbständige Erkennen, so wie es, von den Quellen des Handelns und Da=

seins abgetrennt, in hohler Vornehmheit dastand? — Der Formalismus der Schule, was war er, dem warmen Leben gegenüber? Das hatte mich, ich kann sagen, von meinen Knabenjahren an gequält. Dieses Zerrissensein in den innersten Tiefen des Daseins war mir das Entsetzlichste, was ich denken konnte, und keiner in der Welt war weniger als ich fähig, die rein absolute Trennung einer theoretischen und praktischen Vernunft aus Ueberzeugung anzunehmen.

Zweierlei, sagt Kant, ergreift mich jederzeit vor Allem: es ist das Sternengewölbe über und das Sittengesetz in mir. Aber jenes erkenne ich nur in mathematisch strengen Gesetzen der Bewegung, gefesselt und gefangen, es bleibt vom Leben getrennt; dieses, die Quelle lebendigen Handelns, hat sich in dem Innersten des Daseins verborgen, und ist der Erfahrung eben so unzugänglich, wie das Innere der Natur. Die Natur erkennen wir nicht, sondern nur ihre Erscheinungen; ob wir die Realität des Sittengesetzes durch unsere Handlungen ausdrücken, das wissen wir nicht. Was wir durch das Erkennen wissen, ist ein Unwahres; das Wahre sollen wir durch unsere Handlungen darstellen; aber keine Erfahrung vermag uns

über die eigentliche Quelle unserer Handlungen zu belehren. Die sichere sinnliche Kunde gibt dem Menschen eine Unwahrheit, und wir wissen, daß sie eine solche ist, und trösten uns darüber, weil wir alle auf eine gleiche Weise betrogen werden. Eine Stimme der Wahrheit ertönt, aber wir bleiben dennoch über diese in fortdauernder Unkunde.

Es war offenbar die klare Einsicht, daß jenes Zerreißen, durch welches Erkennen und Leben, aus derselben Quelle entsprungen, schmerzhaft und auf immer von einander getrennt wurden, mich von der Kantischen Philosophie entfremdete.

Wie ganz anders trat mir die innere Bewegung einer Seele entgegen, die in ihrer Sehnsucht nach geistiger Ruhe sich der eigenen Forschung ernsthaft zuwendet, wie sie bei Spinoza erscheint. Nachdem er nämlich den Werth aller äußeren Güter untersucht und ihre Wichtigkeit erkannt hat, sagt er:

„Als ich also sah, wie diese Güter mich nicht allein hindern würden, wenn ich einem neuen Werke nachstrebte, sondern diesem sogar entgegengesetzt seien, so daß ich von jenem oder diesem nothwendig abstehen müßte, drang sich mir die Untersuchung auf,

welches mir am nützlichsten sei, weil, wie es schien, ich in Begriff stände, ein sicheres Gut (das sinnliche) einem unsicheren aufzuopfern. Aber nachdem ich über dieses Verhältnis hinlänglich nachgedacht hatte, entdeckte ich bald, daß, was ich hinter mich zu werfen, mich entschließen müßte, indem ich mich einem neuen Werke zuwandte, wie mir die Erfahrung gezeigt hatte, ein Gut wäre, welches seiner Natur nach ein ungewisses genannt werden müßte, das aber, was ich suchte, war zwar auch ein ungewisses, aber nicht seiner Natur nach; denn ich wollte ja eben ein bleibendes Gut; nur der Erfolg meines Strebens war unsicher.

Indem ich nun immer tiefer nachsann, ward es mir immer klarer, daß ich doch mich entschließen müßte, sichere Uebel einem unsicheren Gute zu opfern; ich sah mich nämlich von einer großen Gefahr ergriffen, so daß ich gezwungen wurde, einem jeden Mittel, selbst dem unsichern, mit allen Kräften nachzuspüren. Wie ein Kranker, der an einem tödtlichen Uebel leidet, indem er den sichern Tod vor sich sieht, seine ganze Hoffnung selbst in das unsichere Heilmittel setzt. Aber Alles, was der Mensch gewöhnlich benutzt, gibt nicht

allein kein Mittel, um unser wahres Dasein zu erhalten, sondern dieses wird gehemmt, und jene Mittel sind oft Ursache des Unterganges derer, die sie besitzen, und immer die Ursache des Unterganges derer, die von ihnen beherrscht werden."

Ich verglich diese Einleitung zur Ethik mit der Einleitung zu Kants Kritik der reinen Vernunft, und der Gegensatz zwischen einem Schulthema und einer aus allen Quellen des Daseins hervorstrebenden Speculation ward mir klar. Ich habe ja wohl auch von meiner frühesten Kindheit an gehört, daß das Erkennen mit dem Gewissen und die Demonstration mit der Erbauung nichts zu theilen habe, obgleich ich noch in meinen alten Tagen diese triviale Ermahnung als eine Belehrung habe hinnehmen müssen. Ich aber bewahrte das deutlichste Bewußtsein davon, daß man alle Tiefe des Lebens in sich bewahren müsse, selbst wenn man den Formalismus desselben als festen Denkprozeß aufs schärfste aufzufassen und darzustellen suchte, daß dieser, von jenem getrennt, alle Bedeutung verlöre, so daß nur das Leere sich im Leeren abspiegele. Hier nun trat mir ein Mann entgegen, der — eben ein Mann im kühnsten Sinne des Wortes —

sich, von den Fesseln des Daseins ergriffen, um jeden Preis befreien wollte, und zwar nicht theilweise, sondern ganz und durchaus. Zwar war er entschlossen, Alles hinter sich zu lassen, was ihn an das sinnliche Leben fesselte, um im sichern, unwandelbaren Centrum des Daseins Ruhe, Frieden und Freiheit zu finden: aber dieser kühne Entschluß war ihm nicht ein Schulthema, sondern eine innere Aufgabe des Lebens selber; nicht bloß eine Lehre, sondern ein Kampf des Lebens; eine reinigende Gesinnung, ja in seinem Sinne, immitten der strengsten Form, ein fortdauernder Reinigungsprozeß. Jetzt erst ward ich durch den Titel seiner Lehre überrascht, er nannte sie nicht Metaphysik oder Logik, sondern Ethik; sie sollte nicht bloß der Ausdruck einer Lehre, sondern der einer Gesinnung sein, und war es. Man hat ihn, sagte ich mir, „Determinist“ genannt, und hier trat er mir entgegen als derjenige, der mit der größten geistigen Kühnheit den Mittelpunkt der Freiheit suchte. Er wolle, behaupteten Andere, die geringfügigsten Schattenbilder der Erscheinung als Theilnehmer eines göttlichen Daseins aufstellen, und ich las mit Erstaunen, wie er, diese verscheuchend, nur in der durchsichtigen

Klarheit der Einheit Gottes, sicheres Erkennen und zugleich Ruhe des Daseins zu finden strebte; und dieser Mann stand durch die Schärfe seiner Darstellung, durch die Strenge seiner Demonstration seit Jahrhunderten als ein zwar verfolgter und verkannter, aber als ein unüberwundener da. Eben, was den Jacobi zurückschreckte, die entschiedene Kühnheit seines Unternehmens, zog mich unwiderstehlich an. Es wurde mir klar, daß das Geschrei nach Freiheit, welches um mich herum alle Zungen in Bewegung setzte, so wie es inmitten der nie aufzulösenden Widersprüche der erscheinenden Geschichte laut ward und eine Lösung suchte, sinnlos, ja albern zu nennen wäre. Nur derjenige, der sich selber auf eine ewige Weise Genüge leistet, ist frei. Gelingt es dir, an seinem Leben Theil zu nehmen, dann erst magst du auch selbst frei sein, wie er.

Ich begriff, daß ein Geist, wie Lessing, nothwendig Spinozist werden mußte. Alle früheren religiösen Erinnerungen waren verschwunden; ich hatte rein vergessen, daß Lessing als Verfasser der Erziehung des Menschengeschlechts mir eben deswegen so lieb war, weil hinter seiner Darstellung eine göttliche Offenba-

rung im Christlichen Sinne noch stattfand. Mit einer Begierde, die fast an Leidenschaft grenzte, die durch die religiöse Furcht, die sich noch im Hintergrunde meiner Seele erhielt, mich nur noch mehr reizte, ging ich an die Arbeit; die Furcht selbst diente als Stachel einer kühnen, geistigen Lust, die mich ergriff.

Mehrere Wochen hindurch ward ich den Freunden unzugänglich; wie ein Träumender erschien ich auf dem Katheder; ich wollte unter jeder Bedingung die Aufgabe lösen, die sich Spinoza gestellt hatte. Ich wollte sie lösen durch ihn, aber wie er; sie sollte meine eigene werden, wie sie die seinige war. Ich hatte mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen. Die ächt speculative Sprache war mir fremd, aber zum ersten Male trat mir die philosophische Consequenz, die sich in sich selber zu fassen suchte, und aus sich selbst verstanden sein will, mit ihrer ganzen Gewalt entgegen. Ich sah es ein, daß ich die Ausdrücke aus der Schrift selbst deuten müßte, aus der Art, wie sie benutzt wurden. Ich entsagte allen äußeren Hülfsmitteln; ich begriff, wie dieselben Ausdrücke, aus einer anderen Gedankenreihe herausgerissen, mich bei dem Studium des Spinoza nur irreleiten

würden: ihn hatte ich und den eignen ringenden Geist; diese beiden sollten ineinander aufgehen und Eins werden, alles Andere war für mich nicht da.

Ich gestehe es, ich denke mit einer Art von Schauder an diese Zeit, an die wunderbare, geistige Einsamkeit, in welcher ich lebte, an die rastlose Anstrengung, die mich ergriff, und bei Tage und in der Nacht kaum einen Augenblick ruhen ließ. Es gab Augenblicke, wo mir Alles dunkel schien, und ich fast die Hoffnung aufgab, diesen mächtigen Geist zu fassen; dann eben, wenn ich der Verzweifelung nahe war, trat plötzlich ein Licht hervor, und was mir früher unverständlich schien und jeden Fortschritt hemmte, lag in lebendiger Klarheit fördernd vor mir da. Ich las immer rückwärts, indem ich fortschritt, ich schlug einen jeden citirten Paragraphen gewissenhaft nach, selbst wenn ich mit seinem Inhalte völlig bekannt zu sein glaubte. Es war mir eine Gewissenssache geworden, durchzudringen, und nichts Schwankendes, nichts Unklares zu dulden. Rang ich doch, wie Spinoza selbst, nach absoluter Klarheit und Bestimmtheit. Ich fühlte jetzt zum ersten Male in meinem Leben, daß eine geistige Macht schon lange ge-

fesselt in meinem Bewußtsein geschlummert hatte, daß es diese war, die sich in meinem geistigen Träumen bewegte, und jetzt erwachte, um sich frei zu äußern. Gesteht man mir irgend ein eigenthümliches, speculatives Talent zu, so muß ich gestehen, daß es Spinoza war, der es zuerst erweckte. Wie ich Alles, was ich that, gewaltsam ergriff, so auch dieses mir so wichtige und ernsthafte Studium, und während ich unaufhaltsam, wie Spinoza, die Lösung der Aufgabe als eine geistige Lebenssache betrachtete, merkte ich nicht, wie der frühere lebendige Reichthum, der mich in Bewegung gesetzt hatte, verloren ging und zu verschwinden drohte.

Es kann nicht meine Absicht sein, hier eine ausführliche Darstellung der Bedeutung des speculativen Werthes des Spinozismus zu geben; nur den Eindruck, den Spinoza auf mich machte, sei es mir erlaubt, hier kurz darzustellen.

Daß Gott ein ewiges, unveränderliches Wesen, daß in ihm keine Perfectibilität denkbar sei, da er die Vollkommenheit selbst, das sich absolut selbst Genügende sein muß, daß daher keine Prädicate, die von einem endlichen und beschränkten Wesen gelten, auf

ihn ihre Anwendung finden können, war mir vollkommen einleuchtend; eben so, daß es nur Einen Gott, also nur Eine wahrhafte Substanz gebe. Alle **Modi** also, insofern sie sich zu göttlichen Attributen steigern, müssen sich, wie ihrer Perception, so ihrer Existenz nach, insofern sie substantiell sind, in der einen Substanz auflösen; dann aber auch an dem absolut sich selbst Genügenden Theil nehmen und ewig sein, wie er. Ein endliches Wesen, als ein particuläres, im Gegensatze zu einem anderen, hat keine Realität für Gott, also überhaupt keine. Daher kann von keinem particulären Willen die Rede sein, und Alles, was der Mensch als ein vereinzeltes Wesen will, hat als solches keine Bedeutung; der allgemeine Wille aber, der göttliche, vermag nicht als ein solcher sich zu manifestiren; denn er ist nicht ein Wille, der sein Ziel sucht, vielmehr es auf ewige Weise gefunden hat; strenger also gesagt, nicht gefunden, sondern seiner innigsten Bedeutung nach mit seinem Gegenstande eins ist. Der menschliche Wille aber ist ein solcher nur deswegen, weil er von seinem Gegenstande getrennt ist; dann aber ist er jederzeit ein particulärer, das heißt: ein solcher, der sein Complement findet in

einem andern Willen, und so fort in das Unendliche. — Ich, der ich auf die mannigfaltigste Weise innerlich bewegt war, fand mich wunderbar überrascht, als mir klar ward, was ich eigentlich die Spinozistische Gesinnung nennen müßte. Dieses nämlich: daß das geistige Erkennen eben darin seinen Werth hat, daß es den Willen, je tiefer es in das Substanzielle der Dinge eindringt, desto umfassender, nicht als einen particulären Willen allein, sondern als das Gemeinschaftliche Mehrerer, in dem Begriffe der Einheit der Perception aufnehmen wird; daß dieser sich immer erweiternde Wille, insofern er wieder ein Particuläres findet, nicht ruhen kann, bis er von jedem Entgegengesetzten, also von jeder Affection befreit ist; dann wird er in der göttlichen Selbstgenügsamkeit ausruhen, aber auch als Wille verschwinden. Der Mensch ist erst frei, wenn er in der absoluten Selbstbefriedigung des Wesens selbst aufgeht, wenn seine particuläre Perception in der Einheit der göttlichen verschwindet, d. h.: wenn er aufhört, ein wollender zu sein. Alles daher, was uns als sinnliche Wesen in Bewegung setzt, Freude und Trauer, Wünsche und Hoffnungen, ja ein jedes beschränkte Erkennen, wie ein jedes verein=

zelte Wollen, in welchem wir thörichterweise unsere Freiheit suchen, legt nur ein Zeugnis unserer Knechtschaft ab.

Diese erhabene Lehre, die bei Spinoza ganz ihn durchdringende Gesinnung geworden war, ergriff mich, als es mir gelungen war, sie zu durchschauen, auf's Allertiefste. Ich sah es ein, wie eine Vielheit bestimmter Wesen theilnehmen könnte an der Unendlichkeit des Göttlichen, und ewig sein, wie er, wenn sie als Gedankenbestimmungen Gottes, die als solche zugleich Existenz und Wirklichkeit haben, betrachtet werden; diese Gedankenbestimmung eines ewigen und unendlichen Wesens aber ist, wie ihre Totalität, bestimmt, nicht durch ein anderes, sondern durch sich selbst, das heißt: als das Ganze in dieser bestimmten Form, ein actu Unendliches, ein infinitum vi naturae suae. Die Schärfe der Demonstration, der Methode, war nichts Anderes, als der adäquate Ausdruck der Festigkeit und Klarheit der zur Gesinnung gesteigerten festen Ueberzeugung. Wie Gedanke und Existenz im göttlichen Wesen, so waren Lehre und Gesinnung bei Spinoza so vollkommen eins, daß es ein vergebliches Bemühen wäre, sie in der Trennung

zu fassen. Die Immanenz Gottes in der Natur, als solche erkannt, und durch das Erkennen verwirklicht, selbst bis zur höheren Natur (natura naturans) gesteigert, sprach nichts Anderes aus, als diese Einheit.

So lange ich mich bestrebte, diese wahrhaft erhabene Lehre zu fassen, war ich in beständiger Spannung; ich hatte und kannte keinen anderen Wunsch, als den, das Ganze geistig zu umfassen und mir eigen zu machen. Und als es mir nun gelungen war, als ich vermochte, mit eben so vieler Klarheit von dem fünften Theile: de libertate humana, rückwärts zu lesen, wie von vorne anfangend bis zu Ende; als ich überzeugt war, Spinoza ganz verstanden zu haben, bemerkte ich erst, wie viel ich verloren hatte. Die ganze lebendige Natur, das ganze bunte Leben schien mir erblaßt und ergraut; hinter mir lagen alle Wünsche und Hoffnungen, denn ich mußte mir es gestehen, daß sie als solche eine Unwahrheit enthielten, und ihre wahre Bedeutung nur dann erlangten, wenn sie sie schlechthin verloren hatten. Diese absolute Uneigennützigkeit vernichtete, so schien es mir, etwas Heiliges und Theures, was ich um jeden Preis erhalten müßte. So war ich freilich in einen scheinbar ähnlichen Zu-

stand gerathen, wie Jacobi, aber dennoch in einen durchaus verschiedenen; ich war von der Ueberzeugung durchdrungen, daß ich Etwas gewonnen hätte, dem ich nie wieder zu entsagen vermochte, ja, nicht wollte; es lag so wenig eine Verzweiflung in der momentanen Entsagung alles dessen, was mich früher durchdrang und beschäftigte, daß vielmehr das vorübergehende Erschrecken sich plötzlich in eine innere, hoffnungsvolle Freude verkehrte, als hätte ich den tiefen elastischen Boden aller freien geistigen Thätigkeit gefunden.

Man muß bedenken, daß alle geistige Verhältnisse, die sich an mich herangedrängt hatten, keine Ahnung von wahrer Speculation enthielten, daß Kant selbst den Menschen hinstellte, einem Frosche gleich, der den Kopf zwar ausstreckt und das starre Auge erhebt in die unendliche Atmosphäre eines höheren Daseins: aber ohne irgend Etwas zu erkennen, in den Sumpf sinnlicher Kategorieen, als in die eigentliche Heimat, schnell wieder eintaucht. Das δος μοὶ πȣ στω, wie es auf dem Titel der Jacobischen Schrift als Motto steht, drückt bekanntlich nicht eine Hoffnung, sondern die absolute Hoffnungslosigkeit aus. Den festen Bo-

den, den Jacobi durch Spinoza hätte erhalten können, stieß er mit Schauder von sich, und ein bloßes Gefühl, was nie zum klaren Bewußtsein heranreifen konnte, sollte ihm das aufgegebene Erkennen, welches, wie er meinte, nothwendig zum Atheismus führen müßte, ersetzen. Für mich hatten diese Worte einen ganz anderen Sinn. Ich suchte für das Göttliche, was ich zwar für immer gewonnen hatte, den Gott meiner Kindheit; ja, so wenig hatte mich Spinoza zum Atheisten gemacht, daß das, was sich in mir bewegte, keinesweges ein erstarrtes, in sich abgeschlossenes, in Demonstrationen gefesseltes Bewußtsein war, daß vielmehr eben dieses Ganze, in sich Geschlossene innerlich zu pulsiren anfing und lebendig ward, und zwar so, daß diese Pulse wie ein Odem des lebendigen Gottes bis ins unendlich Kleinste der Natur und Geschichte schlugen. Freilich rief auch ich aus: „Zeig' mir die Stelle außerhalb, damit ich von dieser aus das Ganze in lebendige Bewegung gesetzt erkenne." Ich hatte sie nicht gefunden, aber ich wußte, daß sie da war, ja ich hielt mich für überzeugt, daß sie dem ernsten Forscher zugänglich sein müsse. —

So hatte ich das Fegefeuer des Erkennens zwar nicht überstanden, ich durchschritt es, aber nicht als einer, der in diesem einheimisch war; die lange für mich verschwundene Beatrice hatte mir den Virgil gesandt, und wie mannigfaltig meine Verirrungen sein mochten, erkannte ich dennoch, daß der Himmel meiner Kindheit zwar düster und umwölkt gewesen war, so daß kein Sonnenstrahl durchbrach, aber daß er in seiner ewigen Klarheit hinter den Wolken ruhte, und daß diese sich einst zerstreuen würden.

Es war eine seltsame Zeit der geistigen Erwartung, in der ich damals lebte; es war mir fortan unmöglich, mich mit sinnlichen Gegenständen in ihrer Vereinzelung so zu beschäftigen, daß die Kunde derselben, wenn auch noch so genau, mich auf irgend eine Weise befriedigte. Den Standpunkt, nach welchem eine geistesschwangere Combination mich schon früh hinzuweisen schien, den ich ahnete, ja als die schwellende Knospe in allem Erkennen auffaßte, suchte ich jetzt mit großer Ungeduld.

Indessen hatten sich meine äußeren Verhältnisse sehr freundlich gestellt. Ich gehörte der besseren Gesellschaft in Kiel zu, und obgleich das Studium des

Spinoza mich wochenlang fast von allem Umgange entfernt hatte, so trat ich dennoch so innerlich heiter in die Gesellschaft hinein, daß ich wahrscheinlich eben dadurch mir die Zuneigung erwarb. Der Umgang in einer kleinern Universitätsstadt hat immer etwas Heiteres und geistig Belebendes. Der Gelehrte, hat er irgend einen Ruf erlangt, lebt dennoch nur theilweise da, wo er sich aufhält. Die wissenschaftlichen Verbindungen sowohl, als die geistige Bildung geben der Unterhaltung einen lebendigen und mannigfaltigen Stoff, und selbst die gleichgültigeren Verhältnisse der Umgebung werden geistreicher aufgefaßt und beurtheilt. Ja, der Einfluß breitet sich auch in den Kreisen aus, die nicht ausschließlich den Gelehrten zugehören.

Ich hatte kurz nach meiner Ankunft in Kiel die Bekanntschaft eines Predigers, Holst, gemacht. Er war ein kenntnisreicher Mineralog und Besitzer einer Sammlung, die für die Vorträge wenigstens lehrreicher und vollständiger war, als die sehr vernachläßigte Universitäts-Sammlung. Ich war freilich der Aufseher derselben, aber wußte wenig damit anzufangen. Eine unermeßliche Masse von Quarzen, Schwefelkiese, Eisenoxyde, Bleiglanze, Blenden, geschliffene

Steine, Terra sigillata, füllten von Staub bedeckte Schubladen, und einzelne, sogar seltene Fossilien waren in diesem Plunder so versteckt, daß die Ungeduld beim Aufsuchen derselben oft den höchsten Grad erreichen mußte.

Die Sammlung des Predigers Holst dagegen war von solchem Ueberflusse durchaus gereinigt und lehrreich; ich verdankte es seiner Güte, daß ich einen Vortrag über die Mineralogie abgesondert halten konnte, der bei den allerdings nur Wenigen, die sich daran Theil zu nehmen entschlossen, großen Beifall fand. In der Holst'schen Familie war ich nun durch dieses wissenschaftliche Bündnis wie zu Hause, und wurde durch sie in andere Familien der Beamten und angesehenen Bürger eingeführt. In das Cramersche Haus kam ich öfter. Professor Niemann war eine heitere, unbefangene und gesellige Persönlichkeit, der durch sein Studium der Statistik, mit der Geschichte und Politik in mancherlei Berührung kam. Seine Ansichten waren im ächten Sinne liberal, und wiesen eine jede geistige Beschränktheit ab.

Einer der angenehmsten Familienkreise war der des Etatsrathes Trendelenburg, der als Jurist, wie

Cramer, einen bedeutenden Ruf hatte. Es war mir jederzeit erfreulich, seine freundliche und gegen mich mütterlich gesinnte Frau zu sehen, und seine heitere und angenehm lebhafte Tochter war die Braut eines älteren, schon angestellten Freundes Jahn.

So erweiterte sich mein Umgang immer mehr. Eine Menge Damen, verheirathete und unverheirathete, vereinigten sich, um bei mir Vorträge über Naturgeschichte zu hören. Es bildeten sich zwei Kreise; denn die Adeligen zeigten damals noch eine große Neigung, sich zu isoliren; doch gehörte zu diesem adeligen Kreise, der sich bei einer Gräfin H. versammelte, auch die Doktorin Hensler, die Schwiegertochter des Archiaters. Der zweite Kreis versammelte sich in dem Trendelenburgischen Hause. Ich war, so zu sagen, Mode geworden, und gefiel mir nicht wenig in dieser Umgebung. Meine finanziellen Verhältnisse besserten sich bei dieser Unternehmung, und daß ich in einem solchen Kreise von Damen einen Gegenstand der Neigung finden mußte, war wohl natürlich. —

Es war eine sehr glückliche Zeit, und sie schwebt mir in der Erinnerung noch als eine solche vor. In

dieser Zeit begriff ich zuerst, wie glücklich ein Universitätslehrer ist, wenn er die Prüfungen überstanden hat, die gefordert werden. Wenn es ihm vollkommen Ernst ist mit seiner Wissenschaft, dann ist er der unabhängigste und freieste Mensch in der Welt. Er muß sehr unverständig sein, oder sehr beschränkt, oder sehr unwissend, wenn er über seine Amtsthätigkeit irgend eine ihm gefährliche Controlle hervorruft; und obgleich es zugestanden werden muß, daß doch manche Unfähige sich auf einer Stelle erhalten, wo sie auf eine sehr beschwerliche Weise hemmend werden: so sind die Vortheile, die aus der geistigen Freiheit der Universitätslehrer entspringen, so überwiegend, daß die ganze Bedeutung dieser wichtigen Institute verschwinden würde, wenn man sie innerhalb der Grenzen der Wissenschaft auf irgend eine Weise zu beschränken suchte. Ich fühlte dieses Glück im höchsten Maaße. Meine Vorträge über die Naturgeschichte, wenn gleich sie ihre großen Mängel hatten, die ich recht wohl erkannte, wurden noch immer mit Beifall besucht. Die Mängel entsprangen aus der doppelten Richtung, die mich beschäftigte. Die Fülle der Gegenstände strebte nach Einheit, und die vergeblichen Versuche, diese zu

finden, mußten, wie auch die oben erwähnte erste Deutsche mislungene Schrift erweist, sehr dürftig erscheinen. Für eine wissenschaftliche Ansicht aus dem Standpunkte der Einheit hatte ich einen festen Boden gefunden, und war mir dessen wohl bewußt; aber zwischen diesem Boden, wie ihn Spinoza gegeben hatte, und der Fülle der Erscheinungen, die mir die Natur und Geschichte darboten, war noch ein Abgrund befestigt, den ich nicht zu überwältigen vermochte. Eben jetzt forderte ich entschiedener, als je, daß alles, was lediglich als Erscheinung vor mir lag, sein verborgenes geistiges Wesen enthüllen sollte. Das Resultat einer abstracten Demonstration war von dem Reichthume des Lebens noch immer schlechthin getrennt, und der Weg von diesem zu jenem nicht zu finden. Aber die Hoffnung war da, und zu einer, freilich unmerklichen Entwickelung war der Grund gelegt. Ich hatte Kant, seit ich Spinoza kannte, fast ganz aus dem Gesichte verloren, und es gehörte ein langjähriges Studium dazu, ehe ich ihn wieder finden konnte, und ihm in seiner Art Gerechtigkeit widerfahren ließ. Ich hatte nun wieder ein Geheimnis, wie früher in Kopenhagen. Ich sah wohl ein, daß ich

dem Mackensen meine Spinozistischen Studien nicht mittheilen konnte. Er war mit Kant, durch ihn, geistig entwickelt: mir war dieser Philosoph als ein Fremdartiges aufgedrungen; es war mir schon durch den ganzen Gang meiner früheren Bildung unmöglich, Natur und Geschichte als eine bloße Erscheinung in seinem Sinne zu betrachten.

So stand ich, obgleich lebhaft an der Gesellschaft theilnehmend und mit ihr lebend, dennoch innerlich allein da, und befand mich eben glücklich in dieser Einsamkeit. Sie bewahrte einen Schatz, den ich sorgsam zu pflegen suchte. Es war mir, als müßte ich ihn, einem Embryo gleich, der noch in seiner Umhüllung ruhte, vor einer jeden äußern Berührung schützen, als könne er nur so gedeihen; ja ich lauerte neugierig auf die kaum erkennbaren Pulsschläge, auf die dunkeln Lebensäußerungen, als wäre der verborgene Schatz eine von mir sich trennende Geburt, die ein eigenes Leben führte und aus sich zu entwickeln anfing. So war ich recht eigentlich schwanger und guter Hoffnung, und das Räthsel, welches sich in meinem Innersten zu enthüllen strebte, war ein förderndes, beglückendes, drückte mich nie. Daher war

ich fröhlich und guter Dinge, und während ich lustig mich in allen Verhältnissen bewegte, bald in der Mitte der Studierenden, noch Student, dann unter den Professoren den besonnenen, wenn gleich jugendlichen Lehrer darstellte, ließ ich mich unbefangen gehen.

Die anmutige Gegend zog mich nicht wenig an; die einsamen Spaziergänge beschäftigten mich wieder; die Wälder nahmen mich in ihren Schatten auf. Bei Eckernförde traf ich einen Buchenwald, so mächtig, so saftig grün, so heimlich dunkel, vom Meere umflossen, von Hügeln umgrenzt, daß Siälland mit seinem ganzen Zauber, und meine früheste Jugend mit allen ihren Träumen vor mir standen und wieder auflebten. Ich verlor mich in den Ebenen, und nur Eins war mir in Holstein zuwider, und verleidete mir nicht selten das Fußwandern: das waren die Hecken, zwischen welchen man wandern mußte, die in Holstein sogenannten Redder. Man geht, zwischen diesen eingeschlossen, oft meilenweit, ohne irgend eine Aussicht; die Wege, von den großen Hecken beschattet, sind unergründlich, und trocknen selbst nach heiterm Wetter fast nie aus. Nur wenn man eine Anhöhe erreicht, und die durchaus fruchtbare, reiche

Gegend überschaut, treten die üppigen Aecker, von den lebendigen Hecken umschlossen, wie eine Reihe aneinander grenzender Gärten höchst anmuthig hervor. Der derbe Holsteinische Bauer gefiel mir sehr; nur mußte ich immer von Neuem bedauern, daß es mir unmöglich war, mir die Plattdeutsche Sprache eigen zu machen. Wenn man sich dem Volke nicht in seinem eigenen Idiom verständlich zu machen weiß, so bleibt man ihm immer fremd, man lernt es nie vollkommen kennen. Aber die tüchtige Art, mit welcher es sich darstellt, sprach mich sehr an. Die eigenthümliche Bauart der Bauernhäuser ist mir eben so in angenehmer Erinnerung geblieben. Die Viehdielen mit ihrer ganzen Einrichtung zeugten von der bedeutenden Viehzucht, und obgleich die Ochsen und Kühe mit der Bauernfamilie zusammen wohnen, so sind doch die Wohnstuben heiter, freundlich, und bei dem wohlhabenden Bauer im höchsten Grade reinlich.

Wenn man durch das große Thor in die dunkle Viehdiele hineinsieht, das Vieh und die Pferde auf beiden Seiten, während der Rauch von dem Küchenheerde im Hintergrunde unter dem Dache fortschleicht, das zum Räuchern dient, und sich durch das große

Thor hinausdrängt, entdeckt man um den Küchenheerd herum die hell polirten Kupfer= und Messinggeräthe in großem Ueberflusse. Alles war mir neu, und obgleich ich schon länger in Holstein gelebt hatte, so war mein Aufenthalt in Hamburg doch im Winter, und meine Lage war da und in Rendsburg zu gedrückt, als daß ich mit freier Umsicht die Umgebung auffassen und genießen konnte.

Von solchen Wanderungen kehrte ich immer wie neu gestärkt nach Kiel zurück; die Stadt trat mir dann so lustig entgegen, die Häuser lächelten mich freundlich an, und meine geselligen, wie wissenschaftlichen Verhältnisse erschienen mir heiter und hoffnungsvoll. Und dennoch war mein Leben in Kiel so ganz anders, als das in Kopenhagen. Dort wuchs ich mit dem Volke, mit den Freunden, mit der Literatur des Landes auf; Alles, was sich um mich herum bewegte, gehörte mir zu, war von meinem Leben nicht zu trennen. In Kiel war ein fremdes Volk, hörte ich eine fremde Sprache, umgaben mich fremde Verhältnisse, ja, was ich in Deutschland suchte, schien mir hier nicht entgegen zu kommen; der mächtige Kampf der Geister fand hier, nach meiner damaligen Ansicht,

keinen ächten Repräsentanten. Ich sehnte mich tiefer in das Land hinein, und so sehr Mackensen besonders meine Achtung besaß, so fühlte ich doch immer mehr, daß ich zwar unter den Menschen, aber im tiefern Sinne nicht mit ihnen lebte. Ich glaubte mich in Kopenhagen im Innersten von meinen Freunden getrennt, aber die Trennung war aus dem gemeinschaftlichen Boden entsprungen. Hier bildete die Trennung das Ursprüngliche, und so heiter und unbefangen ich mich in die Gesellschaft hinein zu leben suchte, so verschwand dieses Gefühl der Entfremdung doch nie.

Mehrere von den jungen Leuten meines Umganges gehörten zu den Familienkreisen, in welchen ich lebte. Mehrere aus der Provinz waren in diese Kreise aufgenommen; auch hier traten Erzählungen hervor, die das frühere Universitätsleben, so wie das gegenwärtige, in seiner Eigenthümlichkeit darstellten. Streitigkeiten hatten zwischen dem akademischen Senat und den Studierenden stattgefunden. Die Studenten waren, erzählte man, hier, wie auf anderen Deutschen Universitäten, aus der Stadt ausgewandert, hatten sich in der Nähe gelagert, um so trotzig in ihrer Op=

position zu verharren. Unter den burschikosen Persönlichkeiten, die sich auszeichneten, war besonders eine, deren Name mir entfallen ist. Dieser Studierende hatte schon einige Jahre vor meiner Ankunft Kiel verlassen, war aber der Gegenstand mancherlei Erzählungen. Unter diesen machte eine einen bleibenden Eindruck auf mich.

N. studierte in Halle. Eine Gesellschaft junger Studenten wünschte einige Zeit während der Messe in Leipzig jubelnd zu verleben, vermochte aber die nöthige Summe nicht aufzubringen. N., der ein großes Ansehen unter seinen Mitstudierenden genoß, überredete sie, eine Summe zusammen zu bringen, und ihm zu überlassen. Sie würde, behauptete er, in seinen Händen Zinsen tragen. Er hatte das Aussehen eines Mannes von fast mittleren Jahren; er besaß jene oberflächlichen Kenntnisse, die hinlänglich sind, um in der Gesellschaft Glück, und Muth und Geschick, um sie geltend zu machen. In Leipzig erschien er nun als ein Hofrath, wußte Bekanntschaften einzuleiten, die ihm eine Einladung zu einem großen Diner verschafften, aus Gelehrten, Buchhändlern und reichen Kaufleuten bestehend. Hier nahm er seinen

Platz neben einem juridischen Professor, und hatte sich hinlänglich präparirt, um in den Augen seines Nachbars für einen gewandten Juristen zu gelten. Er sprach laut, beherrschte wenigstens unter den nächsten Tischgenossen das Gespräch, und wußte ein Interesse für seine Person zu erregen.

Während er dasaß, ward sachte an die Thür geklopft; der Hofrath allein hatte es bemerkt, und rief: herein! Ein schüchterner junger Mann in einem dürftigen Anzuge trat herein, nannte sich einen armen Studenten, und bat sich ein Viaticum aus. Der Hofrath fuhr ihn heftig an, stellte ihm vor, wie unschicklich es wäre, hier als Bettler zu erscheinen. „Was habt Ihr studiert?" fragte er gebieterisch. „Jura," antwortete der Student furchtsam. „Was meinen Sie," flüsterte der Hofrath seinem Nachbar zu: „wollen wir dem jungen Manne auf den Zahn fühlen?" Der Professor nickte Beifall. Er wählte irgend einen Theil aus dem Corpus juris. Der Student schien damit bekannt zu sein; seine Fragen gingen auf das Speziellere, und der Student beantwortete Alles, und erregte schon Aufmerksamkeit. Verschiedene Meinungen berühmter Juristen über diese

Stellen wurden berührt; der Student war mit Allem vertraut. Als nun der Examinator immer tiefer in das Einzelne einzugehen anfing, bat ihn der Professor, aufzuhören. „Es wäre," sagte er, „unmöglich, aus dem Stegreif solche Fragen zu beantworten." — „Nun," antwortete der Hofrath, indem er bei dieser Gelegenheit selbst seinen Nachbar durch seine genauen Kenntnisse in Erstaunen setzte: „wir wollen doch sehen, ob es uns nicht gelingt, den jungen Mann in Verlegenheit zu setzen;" — aber es schien nicht möglich. „Wie," rief der Hofrath nun voller Bewunderung aus, „und ein solcher junger Mann, mit Kenntnissen, die einen Universitätslehrer auszeichnen würden, steht hier in eine Lage versetzt, die ihn zum Betteln zwingt?" Mit einem Messer an das Glas schlagend, nahm er die Aufmerksamkeit der ganzen Gesellschaft in Anspruch, und erzählte in einer begeisternden Rede das Ereignis. „Was können wir thun?" sagte er: „von einem bloßen Reisegelde kann hier nicht die Rede sein; die Gesellschaft ehrt sich selbst, wenn sie eine Summe zusammenbringt, die hinlänglich ist, um den jungen Mann in den Stand zu setzen, seine so glücklich begonnenen Studien sorgen-

frei vollenden zu können." Er nahm einen Teller, und warf eine bedeutende Summe, Alles, was er bei sich trug, darauf. Er hatte wirklich die Gesellschaft begeistert. Was zusammenkam, war mehr als hinlänglich, die geheime Absicht zu erreichen. Er hatte gewußt, die Versammlung so zu betäuben, daß die nahe liegende Vermuthung einer stattgefundenen Uebereinkunft gar nicht aufkommen konnte.

War nun in diesem ersten Streiche eine betrügerische Gesinnung, die der verbrecherischen nur zu nahe liegt, nicht zu verkennen: so zeigt, was ich ferner von ihm erzählen hörte, eine so entschiedene innere Bosheit, eine solche Lust an den Qualen anderer Menschen, daß in dieser Rücksicht die Erzählung mir psychologisch nur zu wichtig geworden ist; ja, ich würde den ersten Streich nicht erwähnt haben, wenn nicht dieses Geistreiche der Betrügerei, welches noch unsern Beifall gleichsam unwillkürlich erschleicht, durch die nahe Verbindung mit dem Satanischen, welches unsern Zorn, ja unsern Abscheu erregt, so nahe läge, und eben dadurch mir auf eine erschütternde Weise lehrreich erschien.

Cramer nämlich erzählte mir folgenden Streich

des N., der eine Untersuchung von Seiten des Senats veranlaßte. N. machte, als er von Halle nach Kiel zurückkam die Bekanntschaft eines armen, fleißigen jungen Mannes, der in der hülflosesten Lage mit einer großen, ja für die Gesundheit schädlichen Entsagung den angestrengtesten Fleiß verband, so daß er die Theilnahme der Wenigen, die ihn kannten, im höchsten Grade in Anspruch nahm. Eingeschlossen in seine kleine Kammer, so wie früher erzogen in den dürftigsten Verhältnissen, war er mit der äußeren Welt fast unbekannt. Solche Menschen sind, völlig waffenlos, das Opfer eines jeden Betrügers, und sind nur gerettet, weil die Schlechtigkeit selten irgend einen Grund findet, einem leidenden Dasein der Art nahe zu treten. N. aber erkor sich diesen armen Menschen zum Gegenstande eines wahrhaft teuflischen Spieles. Er verstand es, sich ihm als einen Mann von Bedeutung darzustellen, der besonders durch seine Verbindung mit den berühmtesten Buchhändlern einem jungen, fleißigen Manne auf mancherlei Weise hülfreich werden könnte. „Es ist,“ sagte er ihm zuletzt, nachdem er sein Vertrauen im höchsten Grade erworben hatte, „ein großer Wunsch des Publikums,

eine Deutsche Uebersetzung des Corpus juris zu erhalten. Die Buchhandlung — wie Sie wissen, eine der bedeutendsten, ist bereit, diesem Wunsche entgegen zu kommen, und Sie sind, wie ich glaube, der rechte Mann dazu. Könnten Sie sich entschließen, dieses mühsame Werk zu übernehmen, so würden Sie ein kleines Capital erwerben, welches Sie in den Stand setzte, eine Reihe von Jahren sorgenfrei zu leben, und sich zugleich einen Ruf zu erwerben, durch welchen Ihre Zukunft sicher gestellt wird."

Der arme junge Mann, der die größeren Verhältnisse der Literatur gar nicht kannte, war leicht zu überreden. An mühselige Arbeiten gewöhnt, schreckte ihn diese riesenhafte Unternehmung nicht ab; er hatte für sich nicht allein, sondern auch für seine dürftigen Eltern zu sorgen. Er betrachtete den N. als einen Engel, ihm vom Himmel gesandt, und erbot sich, die Uebersetzung zu übernehmen. Der furchtbare Betrüger ließ sein Opfer einige Wochen hindurch in der ungewissen Hoffnung schmachten. In dieser Zeit ließ er sich nicht sehen; jetzt aber kam er triumphirend mit einem Briefe, den er nach einer langen Correspondenz endlich erhalten zu haben vorgab. Die Buch-

handlung hatte den ihr gemachten Vorschlag angenommen, sie forderte nur eine Probe der Uebersetzung, und würde in dem Falle, daß diese gut ausfiel, und den Beifall berühmter Rechtsgelehrten erhielt, die man zu Rathe ziehen wollte, ein ansehnliches Honorar geben. —

Der junge Mann schwebte zwischen Hoffnung und Furcht. Aber er entschloß sich, eine solche Probe zu liefern. Nach einiger Zeit, die er ganz der Arbeit geopfert hatte, ward ein bedeutendes Manuscript dem N. überliefert. Abermals verflossen mehrere Wochen, und man kann sich denken, in welcher unruhigen Spannung sie von dem Betrogenen durchlebt wurden. Endlich erschien N. mit dem fröhlichsten Gesicht. Der Uebersetzer hatte die Probe bestanden, die zu Rathe gezogenen Rechtsgelehrten hatten ihre Zufriedenheit geäußert. — „Gehen Sie an die Arbeit," sagte N.: „das versprochene Honorar ist Ihnen gewiß." —

Der Student arbeitete Tag und Nacht, er gönnte sich keine Ruhe, er schlief kaum. So ließ der grausame Mensch den Armen mühselig arbeiten, die Uebersetzung schritt rasch vor, immer wurde ein Honorar

erwartet, immer verstand es der schonungslose Peiniger, Entschuldigungen vorzubringen, Gründe des Aufschubs anzuführen, die Hoffnung einer nahen bedeutenden Zahlung von Neuem zu beleben. Fast ein Jahr soll so vergangen sein, ehe der Student irgend einen Verdacht schöpfte. N. hatte es verstanden, ihm allerlei Scheingründe anzuführen, warum die Buchhandlung nicht wünschte, mit ihm in unmittelbare Beziehung zu treten, warum die Sache geheim bleiben müsse. „Man darf nicht wissen," sagte er, „daß der Uebersetzer ein namenloser, armer Student sei; die anerkannten Vorzüge der Arbeit werden auf einen berühmten Namen schließen lassen, und hat die Uebersetzung erst einen Ruf erworben, dann ist Ihr Glück auf immer gemacht." Erst nach Verlauf eines Jahres stiegen dunkle Zweifel in der Seele des Betrogenen auf. Er wagte es, sich, unter dem Versprechen der tiefsten Verschwiegenheit, dem Professor Cramer anzuvertrauen. Dieser wußte nicht, worüber er am meisten erstaunen sollte, über die Bosheit des Betrügers, oder über die unbegreifliche Einfalt eines sonst kenntnisreichen jungen Mannes. Cramer nahm dem Studenten das Versprechen ab, sich nichts mer-

ken zu lassen. Zum Ueberfluß ward an die genannte Buchhandlung geschrieben. Den Inhalt der Antwort anzuführen, ist wohl unnöthig. Die Sache wurde bei dem akademischen Senate klagbar; man fand das ganze Manuscript, die mühselige Arbeit sorgenvoller Tage und Nächte, bei N., der keine solche Untersuchung erwartete.

Irre ich nicht, so wurde dieser verurtheilt, dem Studenten eine Entschädigung auszuzahlen. Wenn ich aber die schauderhafte Bosheit dieses Menschen erwog, der sich entschließen konnte, jahrelang mit den Hoffnungen eines jungen Mannes ein frevelhaftes Spiel zu treiben: so trat mir hier die grauenhafte Ueberzeugung von etwas Satanischem in dem Menschen mit zerschmetternder Klarheit entgegen. Wenn die Menschen sich unter einander zerfleischen, wenn Bluthochzeiten und Revolutionsgräuel in der Geschichte Abscheu erregen: dann zwar ist man empört; aber die stille, raffinirte Tücke, die jahrelang mit dem Schicksale eines Menschen spielt, wie der Tieger mit seiner Beute, scheint mir in concentrirter Persönlichkeit die positive Bosheit, die im Menschen ruht, fast grauenhafter und bedenklicher zu enthüllen,

als jene empörenden Auftritte, welche die Geschichte aufgezeichnet hat. Diese uneigennützige Freude an der Qual hat mich später von einem Schriftsteller entfernt, dessen große Vorzüge, allgemein anerkannt, auch von mir geschätzt wurden. Die ausführliche Darstellung des Boccaz in seinem Decamerone von den Qualen der armen Helene, die nackt auf ein Dach hingelockt wurde, und dort, der brennenden Sonne ausgesetzt, fast zur Mumie verdorrt, eben so die Klagen der Fiammetta, durchbohrten mich, als ich sie las, mit dem peinigenden Gefühle, daß der lieblose Verfasser eine Lust an den dargestellten Qualen fand. So oft man nun Gelegenheit findet, eine ähnliche Lieblosigkeit in der Welt zu erfahren, so knüpft sich doch die Erinnerung leicht an bestimmte Fälle, und wohl eben an solche am reinsten, die uns nicht unmittelbar berühren, und so will ich gestehen, daß die Erzählung von dem N. als eine wirkliche Begebenheit, so wie die genannten Dichtungen des Boccaz, mir einen bleibenden Eindruck hinterlassen haben, der sich mir immer wieder aufdrängt.

Man erlaube mir, noch einer Persönlichkeit zu erwähnen, die, obgleich fast belustigender Art, mich dennoch schmerzhaft berührte. Professor N. trug die Aesthetik vor. Sein Lieblingsvortrag war die Geschichte der neueren Deutschen Poesie, irre ich nicht, von Bodmer an. Sulzer und Eschenburg lagen den Vorträgen zum Grunde, doch befaßte er sich im Ganzen wenig mit der Theorie. Der Dichter ward genannt, seine Lebensverhältnisse und Schriften kurz berührt, und dann eilte der Professor zu dem, was ihm die Hauptsache zu sein schien: ergreifende Stellen nämlich aus den Dichtern mit großem Pathos zu declamiren. Er selbst war eine etwas dürftige Gestalt; er schraubte sich, ehe seine Declamation anfing, so sichtbar in die Höhe, die Affectation lag so klar am Tage, daß das Ganze, der Gegenstand mochte sein, welcher er wollte, unvermeidlich komisch ward. Zuweilen gab er selbst eine öffentliche declamatorische Unterhaltung, zu welcher die ansehnlichsten Familien der Stadt eingeladen wurden.

Ich vermeide alle solche declamatorische Darstellungen. So sehr ich die Gabe des guten Vorlesens zu schätzen weiß, und ja Gelegenheit gehabt habe, es so

oft, aber nie oft genug zu bewundern, weil der Alles übertreffende Meister mein Freund ist, so ergreift mich dennoch immer ein schmerzhaftes Mitleid, wenn Jemand zu declamiren anfängt. Ich sitze mit einer wahren Angst da, ich muß die Augen niederschlagen, ich fühle mich mit dem unglücklichen Declamator beschämt, und bin nicht selten im höchsten Grade erstaunt, wenn ich aus dieser schmerzhaften Empfindung erwache, und nun erfahre, daß die Declamation allgemeinen Beifall gefunden hat, und der Declamator als ein beglückter Sieger von der ganzen Versammlung begrüßt wird. Jedes Mal aber schwebt mir dann ein Auftritt vor, den ich in Kiel erlebte.

Professor N. war in seinen Vorträgen mit Klopstock beschäftigt; seine Zuhörer erzählten, wie er eben aus dem Messias die ergreifendsten Stellen produciren würde. Kaiphas sollte reden, böse Geister sollten ihren glühenden Haß gegen den Erlöser laut ertönen lassen, und ihre eigenen Qualen mit ergreifenden Reden verkünden. Ein Paar junge Freunde schleppten mich als Hospitanten in das Auditorium. Es war ein Gartensaal, die Bäume säuselten vor den Fenstern, einige obere Fenster waren eröffnet, die Sonne schien

durch die grünen Blätter, die Vögel sangen, das Auditorium war nicht ohne Absicht gewählt worden. Das Katheder war vor eine Thüre gestellt, so daß der Professor, aus dieser Thüre heraustretend, plötzlich vor seinen Zuhörern dastand. Einige ruhige, einleitende Worte wurden gesprochen, die Declamation fing an. Sie ward immer heftiger, dann verstummte er plötzlich, einige schauderhafte Töne wurden hervorgestoßen, er schwieg wieder, dann ergoß er sich in eine Flut erhabener Reden; die Brust schien zu kochen, die Augen rollten, die Arme bewegten sich wunderlich und gewaltsam umher, man konnte sich nichts Lächerlicheres denken. Alle Zuhörer bissen sich die Lippen zusammen, um mit gewaltsamer Anstrengung das Lachen zu unterdrücken. Ich war mit wahrer Angst Zeuge dieser Scene. Ein Maler war im Garten beschäftigt, ein Lusthaus anzustreichen; er hörte diese wunderlichen Töne aus der Ferne, schlich mit seinem Pinsel an das niedrige Fenster, und blickte voll Erstaunen, ja fast mit Schrecken nach dem Katheder hin, auf welchem sich der Professor wie ein Rasender gebärdete. Dieser Anblick wirkte wie ein elektrischer Schlag, und alle Zuhörer brachen, wie aus

Einem Munde, in ein schallendes Gelächter aus. — Der Professor schwebte eben auf dem höchsten Gipfel des declamatorischen Pathos: aber diese Wirkung seiner Declamation kam so unerwartet, daß er auf einmal erblaßte, stotterte, verstummte, die paar Stufen hinunterstieg, und hinter der Thüre verschwand.

Ich muß, zur Ehre der Studierenden, sagen, daß es keinen Einzigen gab, der nicht die tiefste Reue fühlte. Es ward beschlossen, daß man ihm schriftlich und auf die schonendste Weise, die Veranlassung zu diesem Auftritte mittheilen solle; aber mein Widerwille gegen alle Declamationen ähnlicher Art wuchs durch diesen Auftritt entschieden.

Ein Schriftsteller, der mich in dieser Zeit mehr, wie billig, beschäftigte, war Rousseau, den ich zwar früher kannte, der mich aber, als ich die Heloise, den Emil und die beiden bekannten politischen Schriften, dann seine Confessionen, mit wahrer Leidenschaft hinter einander las, wie durch ein entgegengesetztes Extrem gegen die starre Ruhe des großartigen Spinoza in: „Staat, Erziehung und die sich selbst betrach-

tende Persönlichkeit," in eine bizarre Vereinzelung hineinzog, aus welcher ich mich dennoch, nach einer kurzen kranken Zeit, wieder zu retten suchte.

Wichtiger war mir die Bekanntschaft eines jungen Mannes, der einen großen Einfluß auf mich ausübte, und mich zuerst in die lebendig bewegte Mitte des geistig strebenden Deutschlands versetzte: es war Rist, ein Enkel des bekannten geistlichen Liederdichters Johann Rist. Er kam von Jena zurück, wo er Fichte gehört hatte.

Ich gehörte von jetzt an einem Kreise von jungen Männern zu, die mehr oder weniger Fichte anhingen, aber doch auf eine völlig selbständige Weise. Zwar lernte ich nur Rist persönlich kennen, begrüßte, für jetzt nur vorübergehend, den als Philosophen berühmt gewordenen Berger, trat erst später mit Thaden und mit dem älteren, durch seine Schriften bekannt gewordenen Hülsen in persönliche Verbindung, so wie mit dem jetzigen Bürgermeister in Bremen, Schmidt. Gries, der berühmte Uebersetzer, den ich in Jena später kennen lernte, gehörte zu diesem Kreise, so wie der allgemein bekannte Philosoph Herbart, den ich nie persönlich kennen lernte.

Auf den Universitäten in Deutschland bildete sich eine Vereinigung von geistig bewegten tüchtigen Männern, die auf eine kräftige Weise, von großen Entschlüssen durchdrungen, sich für ein bedeutendes Leben auszubilden suchten. Der edle Greis Hensler äußerte sich einst über diesen Gegenstand auf eine Weise, die mir unvergeßlich geblieben ist. „Wie wichtig," sagte er, „müssen die Deutschen Universitäten uns erscheinen, wenn wir sehen, wie aus ihrer Mitte die kühnen Männer hervorgehen, die, mit klarer Uebersicht der Verhältnisse, und von großen Ideen geleitet, der versunkenen Vergangenheit, der unverständigen Gewalt, oft mit Erfolg entgegen zu treten wagen. Schon werden viele Fürsten in Deutschland und kleine Höfe durch sie geleitet und veredelt." Freilich hatte eine ähnliche Ansicht der Deutschen Universität sich mir schon längst aufgedrängt: aber rührend war es mir, von dem gelehrten Greise, der sich sonst immer über naturwissenschaftliche Gegenstände mit mir zu unterhalten pflegte, diese Anerkennung eines jugendlich frischen Lebens zu vernehmen.

Die frühere Sturm- und Drang-Periode, die allerdings auch ein edleres Streben in sich schloß,

hatte doch, ihrer herben Form nach, etwas dem rohen Burschenleben Verwandtes. Während dieser Zeit trat die Jugend in einer starken Opposition gegen die socialen Verhältnisse hervor. Ein unklares Ideal schwebte dem Jünglinge als das innerste Wesen seines Daseins vor. Aber indem er es für unerreichbar erklärte, vernichtete er in der That sein eigenes Dasein, indem er es als ein nicht darzustellendes aufzufassen suchte. So in einem inneren Widerspruche mit sich selbst und der Gesellschaft entstand ein Cynismus des Betragens, der, obgleich er einen andern Ursprung hatte, dennoch dem des gewöhnlichen Studentenlebens verwandt war, und sich auch wohl gelegentlich mit ihm verbinden mochte. Das unerreichbare Ideal nahm nach der Verschiedenheit der Gesinnung einen doppelten Charakter an, kam aber nie über die Verneinung der Wirklichkeit hinaus. Es war einerseits der Trotz, der in allen bestimmten Einrichtungen des Staates und der Geselligkeit ein Unwürdiges erblickte, dem man sich nicht unterwerfen dürfe, während dasjenige, was an die Stelle treten sollte, dennoch ein völlig Gestaltloses blieb; andererseits eine weichliche Sentimentalität, der man sich ergab, indem man das nie

zu verwirklichende Ideal wie ein dunkles Traumbild, bald erweitert, als menschliche Glückseligkeit umfaßte, bald enger, als Gegenstand der Liebe zu erkennen wähnte. Es war natürlich, daß dieser Widerspruch sich nicht zu erhalten vermochte. Der Trotzige mußte sich der Gesellschaft fügen, und die Opposition verwandelte sich nicht selten in eine spießbürgerliche Nachgiebigkeit. Der Sentimentale übertrug zwar sein Traumbild auf irgend ein Mädchen, aber Amt und Ehe vernichteten schnell genug alle Ideale der Jugend. Indessen darf man keinesweges glauben, daß dadurch, daß der Widerspruch unaufgelöst in so vielen Gemüthern vernichtet ward, er selbst aufgehört hatte, seine Lösung zu suchen. Er war kein willkürlicher, vielmehr mußte man ihn einen geschichtlich nothwendigen nennen. Er entstand, indem der religiöse Mittelpunkt aus dem Leben verschwunden war, indem der Glaube sich von den Elementen der allgemeinen Cultur getrennt hatte, und selbst durch diese Trennung in verschiedenen Richtungen zerfiel: so daß er theils in der unbestimmten Sentimentalität der Brüdergemeinde, theils in dem harten Trotze der Pietisten, theils in der starren Orthodoxie der Schriftgelehrten auseinan-

verfiel, nirgends aber die wahre Wirklichkeit, die nur in der Einheit dieser auseinandergefallenen Momente lebendig wird, darzustellen vermochte. Aber der auch von der Religion ausgeschiedene Staat stellte sich in denselben Momenten der Trennung dar; die starre Form der überlieferten Rechtsverhältnisse ward, wie die Orthodoxie, festgehalten, obgleich sie den Verhältnissen des sich unaufhaltsam entwickelnden Lebens nicht entsprach. In allen Richtungen des Staates äußerte sich eine Sehnsucht nach einer inneren Uebereinstimmung aller Lebensmomente, und sie suchte bald ihre Verwirklichung dadurch herbeizuführen, daß sie eine wohlwollende Gesinnung in den Gemüthern nährte, die auf eine allgemeine Glückseligkeit hinstreben sollte, bald mit wachsender Ungeduld eine Veränderung hemmender Institutionen forderte. In Deutschland entsagte diese Bewegung niemals ihrem ideellen Charakter. Man kann behaupten, daß Goethe derjenige war, der diese getrennten Momente der Opposition zuerst vereinigte, indem er sie mit großer Genialität in ihren Extremen ausbildete, die sentimentale Richtung durch Werther, die trotzige in Götz darstellte. In der That hatten diese Extreme in ihrem tragischen

Untergange schon die entgegengesetzten Elemente in sich aufgenommen, und wenn Goethe durch die Anmuth und Tiefe seiner Darstellung eines Daseins, welches noch in einem Kampfe mit der Wirklichkeit begriffen, dennoch eine geordnete Entwickelung desselben anerkannte, so war Schiller dazu berufen, der ideellen Seite einen wesentlichen Inhalt zu geben. Es ist merkwürdig, daß Goethe mit großem Zorne die Richtung betrachtete, die durch eine wilde Opposition gegen alle geselligen Verhältnisse in Schillers Räubern sich geltend machte; Goethe ging wirklich von der Sentimentalität aus, nicht als von einem Ursprünglichen, sondern als von einem Fremdartigen, welches er abzuweisen hatte, oder vielmehr, welches durch eine reiche, in sich sichere Naturwirklichkeit assimilirt werden sollte. Bei Schiller war dagegen die Sentimentalität das Ursprüngliche; er hatte den wilden Trotz, als ein Fremdartiges, sich anzueignen gewußt, und aus der Gleichsetzung beider entstand jenes moderne sittliche Ritterthum, welches den edleren Theil der akademischen Jugend tiefer noch, als die Goethesche reiche Naturpoesie ergriff.

Die modernen Staaten haben bestimmte Stadien

zu durchlaufen, die man Entwickelungsstufen nennen kann, indem sie auf organische Weise verbunden, in und mit einander sind, und sich wechselseitig fördern. Es sind lebendige Assimilationsprozesse, die sich unter einander bedingen; der Staat hat mit einer sinnlichen Wirklichkeit zu kämpfen, die sich theils als seine eigene geschichtliche Vergangenheit darstellt, theils als eine sich gleichbleibende, nie in sich zu verändernde Natur. Der letzteren muß er sich hingeben, wenn er sie beherrschen will; die erstere muß sich ihm fügen, denn sie enthält die Momente seiner inneren Entwickelung. Ergreift sich der Staat in dem Bewußtsein seiner eigenthümlichen Herrschaft über die Natur und seiner gesunden geschichtlichen Entwickelung, so hat er auch eine eigene, seiner Lebensfunction entsprechende Cultur. Das materielle Interesse stellt die gesunde Assimilationsstufe dar; der Staat, als solcher, ist zugleich ein Volk, eine Nation; es bildet sich ein Nationalgefühl, welches alle Bürger durchdringt, ein gemeinschaftlicher Lebenshauch, der sie leitet, formirt, so daß eine jede Persönlichkeit sich durch ihn befreit, nicht gehemmt fühlt.

Daß eine solche Cultur ein gesundes Leben erlangt

hat, daß sie sich in einer in sich geschlossenen Form gefunden hat, erkennt sie nur durch eine nationale Poesie. Es gibt kein wahres Volk ohne diese; ihr aber fehlt die tiefste Bedeutung, wenn sie nicht aus einem nationalen Leben entsprungen ist. Aber eben so gewiß ist es, daß keine Philosophie ohne Poesie eine sichere Form erhalten kann. Wie diese die getrennten Momente des sinnlichen Daseins zur lebendigen organischen Einheit steigert, in welcher das Geschiedene erst eine volksthümliche Wirklichkeit erhält, so ist die Philosophie die höhere Einheit der Poesie und des sinnlichen Daseins selber.

In Deutschland, wie es sich in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts gestaltete, war Schiller der eigentlich populäre Dichter (freilich nur der Gebildeten). Goethe's tiefer, dichterischer Natursinn war den Meisten, selbst unter seinen Verehrern, ein Geheimnis. Es war in der That eine nationale Poesie, die mit Schiller sich regte, und sie verwirklichte sich in den edelsten Gemüthern durch ein sittlich nationales Ritterthum, welches nicht bloß in einem leeren, halsstarrigen Trotze sich festhielt, vielmehr zur entschiedenen That sich aufgefordert und reif fand. Der phi-

losophisch starke, sich selbst fassende Ausdruck dieser That war Fichte, der sich zu Schiller verhielt, wie Schelling zu Goethe. Jenes Verhältnis von Schiller zu Fichte, wie es sich Jahre lang erhielt, und eine immer bedeutendere nationale, wenn gleich innere, Epoche bildete, die in die inneren großen Ereignisse tiefer eingriff, als man glaubt, wird uns später beschäftigen. Durch Rist und die mit ihm verbündeten Freunde trat die erste Morgenröthe der Vereinigung der Speculation mit der Poesie mir entgegen.

Als Fichte hervortrat, schrie man über die abstruse Grübelei, die den jungen Mann von aller Wirklichkeit entfernte, die ihn verlockte, sich mit leeren metaphysischen Spitzfindigkeiten zu beschäftigen, ihn einem innern, nie zu schlichtenden Zwiespalte, ja wohl sogar dem Wahnsinne preisgab. Und dennoch ist es gewiß, daß eben aus der Fichteschen Schule junge Männer hervorgingen, die mit einem wahrhaft praktischen Sinne eine große Begeisterung verbanden. Der Begriff persönlicher Unabhängigkeit ward jetzt nicht so aufgefaßt, als solle man sich von der Welt trennen, und in leerer Thatenlosigkeit klagend verharren; die Freiheit erkannten die jungen Männer in der,

aus der Selbstbestimmung hervorgehenden That; diese aber verwirklichte sich nicht dadurch, daß sie sich über bestehende Verhältnisse in leeren Klagen äußerte; dadurch vielmehr, daß sie das Gegebene anerkannte, aber auch zu beherrschen wußte.

Fichte hat wenige Philosophen gebildet, aber viele tüchtig gesinnte Menschen. Als ein solcher erschien mir nun Rist, und daß die großen Entschlüsse, die ihn durchdrangen, aus einem ganz andern Boden entsprangen, daß sie durch ganz andere Verhältnisse genährt wurden, als diejenigen, die, wenn sie auch mehr in die Ferne traten, so wie sie in Kopenhagen entstanden waren, doch noch immer mich in Bewegung setzten, gab ihnen einen ganz eigenthümlichen Reiz.

Jetzt erst, schien es mir, verließ ich das Schiff, welches ohne sichern Grund auf einem stets bewegten Meere herumgeworfen wurde, und landete in Deutschland. Wenn Spinoza wie ein alttestamentarischer Prophet mir das Christenthum des Erkennens in dunkeln Weissagungen verkündete, so fühlte ich jetzt, daß eine neue irdische Heimat, nach welcher ich mich schon frühzeitig hingezogen fühlte, aus welcher ich eigentlich hervorzuwachsen bestimmt war, sich mir geheimnisvoll

und stille zubereitete. — Diese jugendliche Freundschaft, die mir gleichsam ein neues Vaterland eröffnete, die mir für Alles, was ich wollte, neue Ausdrücke gab, ist mir viel wichtiger geworden, als mein noch lebender Freund selbst wissen oder ahnen kann.

So lieb mir mancher meiner jungen Freunde, so theuer, ja wichtig mir selbst Köster und Mackensen waren, so fehlte mir noch Derjenige, der mein ganzes Dasein in Anspruch nähme, und mit Allem, was sich Besseres und Edleres in mir regte, von innen heraus auf einen anderen Boden versetzte. Rist besaß fast Alles, möchte ich sagen, was mir fehlte; wenn ich fast fortdauernd aufgeregt und innerlich bewegt war, so erschien er ruhig und gehalten. Es fehlte mir zu der Zeit, als ich seine Bekanntschaft machte, nicht an Einnahme, aber dennoch immer an Geld, wenn ich es am nöthigsten brauchte. Mancherlei Gegenstände lockten mich; eine nicht selten leidenschaftliche Theilnahme an der vorübergehenden Noth der Freunde verleitete mich zu unnöthigen Ausgaben. Die Einnahme, über welche Rist disponiren konnte, war kaum größer, als die meinige, aber dennoch konnte er immer über die nöthigen Summen gebieten, und

wenn die Verhältnisse es forderten, mit Anstand sie opfern. Sein ganzes Aeußere erregte Theilnahme und Achtung, und ich fand mich durch seine Zuneigung, durch seine Freundschaft zugleich beglückt und geehrt.

Es war die Zeit, in welcher Goethe und Schiller das bedeutende Bündnis schlossen, welches für die Deutsche Literatur so wichtig ward. Die Horen traten damals hervor, und die vorherrschende Anmuth der Sprache, das Geistreiche der Behandlung wichtiger Gegenstände, die große, allgemein entschiedene Autorität der Herausgeber nahm die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch, und erweckte bei der besseren Jugend eine Theilnahme und eine Hoffnung, wie sie keine Zeitschrift seit langer Zeit erregt hatte. Schillers Aufsätze in den Horen über Anmuth und Würde, über das Sentimentale und Naive ꝛc., Goethe's Unterhaltungen der Ausgewanderten und das berühmte Mährchen, Wilhelm von Humboldts Untersuchungen wurden mit großem Interesse gelesen, selbständig aufgefaßt, und gaben Veranlassung zu mancherlei neuen Ansichten, die theils in Uebereinstimmung, theils selbst in entschiedenem Gegensatze gegen das uns sonst Mit-

getheilte und Verehrte, entstanden waren und ausgeführt wurden. Eine jede geistig bedeutende Epoche meines Lebens hat in der Erinnerung eine bestimmte Physiognomie, diese stellt dann in ungetheilter Einheit das ganze Dasein mit seiner inneren und äußeren Umgebung dar. Die Epoche, die ich mit Rist verlebte, die neue Welt, die er mir eröffnete, erscheint mir nun durchaus heiter und anmuhtig, wie ein schöner, wolkenloser, sonniger Frühlingstag. Obgleich in unserer allseitigen Richtung die Politik uns nicht fremd blieb, so hatte sie doch nur ein secundäres Interesse für uns, und was wir gemeinschaftlich suchten, und hoffnungsvoll von der Zukunft erwarteten, hatte eine tiefere geistige Bedeutung. Nebst den Horen war uns Schillers Musenalmanach bedeutend und wichtig. Die Xenien lernte ich damals zuerst kennen, wenigstens damals zuerst ihrem umfassenden Inhalte nach verstehen, und der innere Kampf, der in der Deutschen Literatur stattfand, und nach allen Richtungen der Wissenschaft und Kunst eine neue Zeit vorbereitete, ward mir jetzt erst völlig klar. Ich sah ein altes, in hergebrachten Formen Erstarrtes sich mir abschälen, vertrocknet und verwelkt hinfallen, um einer

neuen Gestaltung Platz zu machen; und es war mir eine wichtige Aufgabe, mich in diesen neuen Verhältnissen geistig zu orientiren, und zu erfahren, ob die Aufgaben, die mich beschäftigten, und die sich von meiner frühesten Kindheit an in der Einsamkeit ausgebildet hatten, auf irgend eine Weise einen selbständigen Platz in dieser neuen Geburt der Zeit erhalten konnten.

Damals lernte ich Jean Paul kennen, und zwar „die unsichtbare Loge" und „Hesperus." Ein allseitig erregtes Gemüth mußte durch diese Schriften hingerissen werden. Dieses willkürliche Antippen an die mannigfaltigsten Verhältnisse des Lebens und Erkennens, um ihnen eine eben so willkürliche Bedeutung in zufällig herbeigeführten und schnell verschwindenden Zuständen des Lebens zu geben, sprach den jungen Mann an, der ebenfalls allenthalben ein Bedeutungsvolles, Ahnungsvolles zu suchen geneigt war. Seine Gedichte gewährten daher immer einen scheinbar geistigen Genuß, wenn auch niemals eine Befriedigung, da die Mittel, welche er benutzte, einem jeden mit den Wissenschaften beschäftigten und in mancherlei menschliche Verhältnisse verstrickten Jünglinge zu

Gebote standen. So ward dieser fast unvermeidlich zur Nachahmung gelockt, und nicht Jünglinge allein, sondern auch gebildetere Frauen gefielen sich in einer Jean=Paulisirenden Correspondenz.

Ich ergriff diese Anregung, wie eine jede, mit großer Heftigkeit, aber sie dauerte nur kurze Zeit; befriedigen konnte sie mich durchaus nicht. Denn wenn auch dieses willkürliche Zusammenwürfeln von momentanen Ansichten und barocken Witzen zuweilen zu einem tieferen Gedanken führte, so trug doch dieser selbst das Hinfällige seiner Entstehung an sich, und konnte nirgends Wurzel fassen. So fiel mir besonders im Hesperus auf, wie Emanuel und Clotilde, das Erhabene, wie das Schöne, so durchaus gespensterhaft erschien. Emanuel mußte, um erhaben zu sein, das einsame Gebirge besteigen, von Gipfel zu Gipfel schreiten, nicht einmal das helle Auge in den sternenklaren Himmel, vielmehr die Nase in den Nebel hineinstecken, um so ein Unbestimmtes, nebelhaft Zerfließendes mehr zu riechen, als zu schauen. Die Schönheit aber hüllte sich in einen so zarten Körper ein, daß er durch die leiseste Berührung zerfloß und das ganze Dasein in einem Seufzer verhauchte.

Die mir so wichtige, eben in dieser Zeit erfolgende Epoche meiner geistigen Bildung rief mich bald von dieser gaukelnden Traumwelt ab, ja erzeugte eine einseitige Feindseligkeit gegen einen Dichter, der, so reich begabt, in seiner abgeschlossenen Eigenthümlichkeit doch eine nicht geringe Bedeutung hatte.

Rist verließ Kiel, um eine Stelle anzunehmen, die ihm bei seiner allseitigen wissenschaftlichen Bildung, bei seiner edeln Gesinnung und Achtung gebietenden Persönlichkeit große Aussichten eröffnen mußte. Er ward Privatsecretair bei dem Finanzminister Grafen von Schimmelmann. Ich verlor bei seiner Entfernung viel, ja fühlte mich sehr einsam in Kiel.

In dieser Zeit nun ward ich plötzlich nach Rendsburg berufen. Mein Vater war gefährlich krank, und ich mußte eilen, wenn ich ihn noch lebend treffen wollte. Meine verbesserte Stellung in der Welt war die letzte Freude, die er in seinem trüben Leben genoß. Wenn ich dieses betrachte, erfüllt mich jedes Mal ein unendlicher Schmerz. Es war eine in jeder Art edle und bedeutende Natur, die, in sich zerbrochen, von

inneren Widersprüchen zerrissen, wie von äußeren, hemmenden Verhältnissen erdrückt, nie zur Reife gelangen konnte. Er lebte zuletzt nur für seine Kinder. Mein ältester Bruder hatte als Lehrer bei der Artillerieschule und Vorsteher des Artillerie-Laboratoriums, irre ich nicht, schon damals Hauptmann, eine bedeutende Stellung. Als ich meinem Vater mein Doctor-Diplom und kurz darauf meine erste Deutsche Schrift übersandte, vergaß er den eigenen Kummer, und mitten in seinem Elende fühlte er sich heiter und glücklich. Er hatte meine demüthigende Stellung in Rendsburg schwer mit mir getragen; nie hörte ich Vorwürfe; die zarte Schonung, mit welcher er mich behandelte, die stille Art, mit welcher er den eigenen Kummer trug und in sich verschloß, die rührende Liebe, mit welcher er einen jeden, auch noch so unbedeutenden Umstand benutzte, um mich zu ermuntern, bleiben mir unvergeßlich.

Das gemeinschaftliche Elend verbindet Gemüther, so innig an einander geknüpft, wie Vater und Sohn, ist in ihnen nicht alles Bessere erloschen, tiefer, als das Glück. Alles, was mir in Kiel Glückliches begegnete, erhielt seinen größten Werth, wenn ich daran

dachte, was es ihm sein würde, und viele Jahre nachher, wenn mir eine Auszeichnung zu Theil ward, mischte sich in meine Freude ein stiller Gram, weil ich sie nicht mit ihm zu theilen vermochte. Ja noch immer, wenn ich an ihn denke, wirft sein zerbrochenes Dasein einen dunkeln Schatten über mein eigenes Leben.

Ich fand meinen Vater in den letzten Zügen; er kannte mich nicht mehr. Wenige Stunden nach meiner Ankunft vernahm ich seinen letzten Athemzug, und schloß ihm die Augen zu. Das ungeheure Räthsel des Daseins schwebte vor mir. Er starb ohne den letzten Trost, der gerufene Prediger kam zu spät; er hatte sich schon entfernt, als ich ankam. Da trat in der Erinnerung mir die sterbende Mutter entgegen, und wie sie, durch eine lange, prüfende Krankheit gereinigt, im Tode verklärt und segnend, wie gesegnet verschied. Meinem armen Vater war es anders bestimmt, der unaufgelöste Widerspruch verfolgte ihn bis zu dem letzten Momente; er sollte sterben, ohne die Lösung zu finden: aber mich tröstete die Ueberzeugung, daß sie dennoch da ist, meine Liebe verfolgte ihn jenseit des Grabes, und sie trug die Gewißheit

in sich, daß in einem Gemüthe, wie das seinige, die Widersprüche des Lebens mit den Todesschmerzen verschwinden.

Kaum hatte mein Vater die Augen geschlossen, als die militairischen Gerichtspersonen erschienen. Uns, den Kindern, gehörte freilich nichts; den Gläubigern Alles. Die Offiziere gingen keinesweges zart mit uns um; auch konnte ich leider nicht verhindern, daß ein Compagnie-Chirurgus, der das Vertrauen meines Vaters genossen, und die alte Magd Manches bei Seite schafften. Es geschah ohne mein Wissen, und während ich, von dem Tode meines Vaters ergriffen, an seinem Sterbelager saß. Als nun die Offiziere hereintraten, welche den Auftrag hatten, Alles zu versiegeln, mußte ich mich freilich ermannen. Sie ließen den Verdacht, als wenn Manches auf die Seite gebracht wäre, auf eine fast beleidigende Weise laut werden, ja sie waren unverschämt genug, mich zu fragen, wo ich die Uhr, die ich trug, erhalten hätte. Diese Frage wurde mir gestellt, als die Leiche meines Vaters noch warm war. — Die plumpe Gemeinheit des Lebens, so dicht an das Sterbelager meines Vaters gerückt, empörte mich in meinem Innersten. Was

ich sprach, weiß ich nicht: aber es schien, als wären die Herren betroffen, und es gelang mir, das Wenige, was der Magd vermacht war, als Lohn eines treuen Dienstes von ihrer früheren Jugend an (das Brautbette meiner Eltern und einige Kleinigkeiten), für sie zu retten.

Ich verließ Bruder, Schwester und die alte Magd, die trauernden Reste der nun ganz zerfallenen Familie, in der trostlosesten Lage.

Die alte Magd ward in das Haus der verheiratheten jüngsten Schwester aufgenommen. Die ältere Schwester übernahm die Aufsicht über die Wirthschaft eines angesehenen Mannes, dessen Frau gestorben war; mein Bruder blieb allein in Rendsburg zurück.

Ich kam tief erschüttert nach Kiel. Aber das Leben behauptet sein Recht, und die Keime der Entwickelung entfalten sich innerlich frisch; die Schmerzen der Theilnahme vermögen sie nicht zu unterdrücken. —

Ich fand bei meiner Zurückkunft „Schellings Ideen zu einer Philosophie der Natur.“ Die Einleitung zu

dieser Schrift hat mein ganzes Dasein elastisch gehoben; es war der entschiedene Wendepunkt in meinem Leben. Spinoza war ein Jude, und er hatte auch für mich in geistigem Sinne eine alttestamentarische Bedeutung. Er zeigte mir den in sich verborgenen Gott, dessen ewig unwandelbares Gesetz einen unmittelbaren Gehorsam forderte. Ich erwartete, daß Gott sich gegen mich aufschließen sollte, ich zweifelte nicht, und lebte in ahnungsvoller Hoffnung. Jetzt war es mir, als vernähme ich den ersten bedeutenden Pulsschlag in der ruhenden Einheit, als regte sich ein göttlich Lebendiges, die ersten Worte der zukünftigen Weihe hoffnungsvoll auszusprechen. Es herrschte eine Frische in dieser Einleitung, eine stille, in sich sichere Begeisterung, die sich in Worten zu ergießen verschmäht, die auch damals elektrisch wirkte, und die Gegner, die sich waffneten, mit Angst erfüllte, weil es ihnen klar ward, daß ein Kampf bevorstehe, gegen welchen sie nicht gerüstet waren.

Ich las diese Schrift, ich kann sagen, mit Leidenschaft. Auch „die Weltseele" erhielt ich als literarische Neuigkeit, und die tiefste Hoffnung meines ganzen Lebens, die Natur in ihrer Mannigfaltigkeit

geistig aufzufassen, ergriff mich, und bestimmte meine Thätigkeit für mein ganzes Leben.

Ich hatte zwar öfter daran gedacht, wie nothwendig mir das Reisen wäre. Dänemark zeichnet sich verhältnismäßig, man kann sagen, ganz besonders unter allen Europäischen Völkern aus, durch die bedeutenden Summen, die angewandt werden, um junge Gelehrte und Künstler mit Reisestipendien zu versehen. Diese werden nur solchen jungen Männern zugetheilt, die ihren akademischen Cursus vollendet und sich ausgezeichnet haben. Die jungen reisenden Gelehrten fingen gewöhnlich mit Deutschland an, durchreisten dann Italien, Frankreich und England. Viele meiner Freunde waren auf diese Weise nach Kiel gekommen, wo sie sich freilich nur wenige Tage aufzuhalten pflegten. Unter diesen auch D. H. Mynster. Es war natürlich, daß der Wunsch, ein Reisestipendium zu erhalten, wenn ich meinen Freunden zu ihren Reisen Glück wünschte, mich lebhaft ergriff. Alles rief mich nach dem Innern von Deutschland hin, meine geistige Ausbildung konnte nur da, wo die größten Probleme die Geister in Bewegung setzten, Befriedigung finden. Ich fühlte und erkannte dieses wohl,

aber ich hatte keine Aussichten. Jetzt aber drängte sich mir die Nothwendigkeit, weiter zu reisen, gewaltsam auf. Es ist eine Bemerkung, die man wohl oft machen kann: daß eine erkannte Nothwendigkeit, entspringt sie auf eine lebendige Weise aus dem Innersten der Seele, dem stillen Wunsche eine Intensität mittheilt, welche die Erfüllung desselben in sich enthält; es entsteht eine Begeisterung, die selbst über die äußeren Verhältnisse eine Gewalt ausübt und sie beherrscht. Der geschärfte Blick entdeckt günstige Umstände, die man früher übersah, man weiß sie mit Zuversicht zu benutzen, und es gelingt uns dann, was uns früher unmöglich schien.

Der ächte Christ hat Recht, wenn er dann in der Art, wie inneres Bedürfnis und äußere Verhältnisse, die nicht in unserer Gewalt stehen, sich wechselseitig verständigen, eine göttliche Fügung erkennt. Ja wenn diese Einheit des scheinbar Getrennten und Auseinanderliegenden, als Erfüllung eines ächten Gebetes, hervortritt, dann haben wir offenbar einen tieferen Standpunkt des wahren Erkennens erlangt, und bewegen uns in und mit dem göttlichen Geiste, der alle Verhältnisse der Geschichte lenkt und beherrscht.

Ich wollte wünschen, daß ich von mir selber hätte sagen können, daß meine Zuversicht aus einer so tiefen und reinen Quelle entsprungen wäre: das war leider nicht der Fall, und dennoch hatte die Freudigkeit, die mich durchdrang, die Sicherheit, die mir plötzlich entgegentrat, etwas wahrhaft Religiöses. Ich wußte, daß mir Alles gelingen würde, in dem Augenblicke, als ich den Weg erkannte, den ich einschlagen müßte.

Hensler, der mir so wohl wollte, stand mit den Großen des Landes in genauer Verbindung, besonders mit der Familie des Ministers Grafen Bernstorf. Mittelbar durch diese wohl auch mit Schimmelmann, der, als Director der Fonds ad pios usus, die bedeutendsten Reisestipendien vertheilte. Ich eilte zu meinem Wohlthäter. Zwar wagte ich es nicht, ihn mit meinen speculativen Studien bekannt zu machen. Ich fürchtete, von ihm nicht verstanden zu werden, wenn ich auf einmal eine geistige Richtung ihm entdeckte, die mich von dem Wege abzulenken schien, auf welchem er mich fortschreiten zu sehen wünschte: aber auch so waren die Gründe, die ich für eine Reise anführen konnte, überzeugend genug.

Ich trat nicht zu ihm hinein mit der Furcht eines Bittenden, der eben, wenn er seine Bitte vortragen will, gewöhnlich von den größten Zweifeln geängstiget und gequält wird; ich sprach lebhaft, ja begeistert. Hensler lächelte. „Ich wundere mich,“ sagte er, „daß Sie nicht früher einen Wunsch geäußert haben, der so nahe liegt; ich habe lange daran gedacht, ja ich habe Ihretwegen an Graf Bernstorf geschrieben, erwarte die Antwort und zweifele nicht an einem günstigen Erfolge meiner Bemühungen für Sie.“

Meine Freude war grenzenlos. Es ist unmöglich, daß ein junger Mensch, wenn die widerstrebende Welt sich ihm plötzlich zu fügen scheint, wenn die drückenden Verhältnisse verschwinden, und ihm Alles, was sonst ihn hemmte, freundlich entgegenkömmt, und er von einer plötzlichen Rührung ergriffen wird, nicht erkennen sollte, daß eine höhere Leitung ihn unterstützt. Eine jede tiefe Freude ist nothwendig religiöser Art, es liegt in ihr die tröstende Ueberzeugung, daß das, was wir wollen, mit dem göttlichen Willen übereinstimmt; es ist die innerste, sonst von den widerstrebenden äußeren Verhältnissen gefesselte heiligste Persönlichkeit, die sich entfesselt fühlt, die aus ihrer

reinen Heimat mit allen ewigen Schätzen des Daseins ahnend hervortritt. Ich erkannte, wie mein Innerstes aufjauchzte, mit einem Jubel, der keine Schwierigkeit kannte und keinen Zweifel duldete.

Es war ein schöner Frühling; ich sah mich schon auf Reisen; ich war überzeugt, daß ich nach wenigen Wochen meine Reise antreten würde. In der That waren auch nur einige Tage verschwunden, als Hensler mich rufen ließ, mich versicherte, daß Graf Schimmelmann mich in Kopenhagen zu sehen wünschte, und mich aufforderte, sogleich dorthin abzureisen. Der herrliche Greis erschien selbst mit einer rührenden Freude, er sprach die Hoffnungen aus, die er von mir hegte; ich war tief gerührt.

Ich will kurz sein. Ich trat meine Reise nach Kopenhagen bald an; was ich schon längst vermuthet hatte, bestätigte sich. Daß einer meiner treuesten Freunde, daß Rist geachtet und geliebt im Schimmelmannschen Hause lebte, hatte meine Angelegenheit beschleunigt, und ich trat jetzt zum ersten Male in ein nahes, ja in ein vertrautes Verhältnis zu einem Großen des Landes.

Der Finanzminister Graf Schimmelmann war ein

höchst ausgezeichneter, merkwürdiger Mann. Sein Aeußeres fiel auf, es stellte sich für den ersten Augenblick nicht günstig dar. Er war eine etwas dürftige Gestalt, er schielte stark und benahm sich etwas schüchtern, ja linkisch. Man vergaß Alles, wenn man ihn näher kennen lernte. Er war viele Jahre hindurch Finanzminister gewesen, und hatte die wichtigsten Angelegenheiten des Staates bis dahin mit Umsicht und Glück geleitet; er drang selbst in alle Verhältnisse hinein, arbeitete mit gewissenhafter Treue oft bis in die Nacht, und gönnte sich keine Ruhe. Und dieser Mann hatte in solchen Verhältnissen das rein Menschliche, wie einen unverwüstlichen Schatz, in sich bewahrt und aufgehoben. Ja, man konnte den alten Finanzminister ein reines Kind im edelsten Sinne nennen. In einer späteren unglücklicheren Zeit hat man ihm viel vorgeworfen. Ich besitze die Kenntnisse nicht, die nothwendig sind, ihn zu vertheidigen: aber die plötzlich hervortretenden, Alles zerstörenden Verhältnisse, die wie durch einen unglücklichen Zauber das Land aus einem langen Frieden in einen unheilvollen Krieg stürzten, aus Wohlstand in plötzliche Armuth, daß auf einmal alle Quellen versiegten und

alle Mittel völlig unzureichend wurden, konnten wohl den Fähigsten in Verwirrung bringen.

Aber Eins verdankt Dänemark diesem Manne, und darf es nie vergessen. Nie gab es einen Großen, der tiefer von der Ueberzeugung durchdrungen war, daß, wenn der Staatsmann billig seine ganze Thätigkeit der Ordnung drängender gegenwärtiger Verhältnisse opfern muß, dennoch der eigentliche Werth seiner Bemühungen, dasjenige, wodurch die geordneten Verhältnisse selbst sich zu einer lebendigen Entwickelung steigern, die Zukunft des Staates ein Geistiges sei. Auf jede geistige Aeußerung lauerte er, wo ihm ein geistig Bedeutendes in irgend einer Richtung entgegentrat, bewillkommte er es mit Freuden, zog es an sich und suchte ihm einen freien Platz in dem Gedränge der Staatsverhältnisse zu verschaffen, daß es, frei aufathmend und gefördert, sich auszubilden und zu entwickeln vermochte. Kaum lebte in der Zeit seiner ungestörten Wirksamkeit irgend ein bedeutender Mann, der nicht in einer Epoche seines Lebens sich durch seinen wohlthätigen Einfluß gefördert fand.

Als ich nach Kopenhagen kam, ward ich durch

Rist in sein Haus eingeführt. Dieser Freund war eben in Begriff, eine andere Stellung anzunehmen. Graf Bernstorf wünschte ihn für die Diplomatie zu gewinnen. Er schickte sich an, als Legationssecretair nach Petersburg zu reisen.

Schimmelmann war ein geborner Dichter, obgleich die Verhältnisse, in welchen er lebte, ihm nie erlaubt hatten, als solcher hervorzutreten. Er besaß ausgebreitete Kenntnisse; auch die Speculation war ihm nicht fremd, und was ich dem alten, väterlich gesinnten Hensler verbergen zu müssen glaubte, konnte ich unbefangen dem Finanzminister mittheilen.

Nach seiner reizenden Villa „Seelust" (Söelyst), eine Meile von Kopenhagen, wanderte ich öfters zu Fuße hinaus, ein kleines Bündel auf dem Rücken tragend, blieb dann einige Tage da, und, mir selbst den Tag hindurch überlassen, genoß ich die Erinnerung meiner Kindheit und frühen Jugend in den Buchenwäldern und am Meeresstrande. Der späte Mittag versammelte die Familie, wenn der Minister aus der Stadt zurückkam. Leichte, doch immer bedeutende Gespräche erheiterten das Mahl; wenige eingeladene Gäste nahmen an diesem Theil. Auch Nachmittags

arbeitete der Graf; aber wenn nun der Abend kam, fing das vertrauliche Gespräch an.

Wenn die auch gegen mich freundlich gesinnte Gräfin, wenn die Nichte und die Pflegetochter, die im Hause erzogen wurden, sich zurückgezogen hatten, ward das Gespräch immer reichhaltiger und für mich belehrender. Wenn der Minister ohne allen Zweifel an anderen Abenden im Gespräche mit ernsthaften, geschäftskundigen Männern sich über Gegenstände unterhielt, die dem Staate wichtig und heilsam sein mochten: so verschmähte er es doch nicht, an meinen naturwissenschaftlichen, philosophischen und dichterischen Träumen lebhaft Theil zu nehmen. Ja, er selbst ließ dann seiner Phantasie freien Lauf, und wie einem solchen bedeutenden Manne die Geschichte und das menschliche Leben überhaupt erschien, welche wunderbare Räthsel es ihm verbarg, und wie er ihre Lösung suchte, ward dem glücklichen Jünglinge, der sich durch ein solches Vertraüen geehrt und gehoben fühlte, unbefangen mitgetheilt.

Ein Staatsmann wird unter ähnlichen Verhältnissen bestimmte Vorschläge mittheilen; ein in einer entschiedenen Richtung gebildeter Gelehrter wird eine

Abhandlung über einen ganz bestimmten Gegenstand vortragen; ein Dichter sein neuestes Werk vorlesen — ich vermochte ihm nichts Anderes zu geben, als mein innerlich bewegtes, gährendes Selbst, und wie dieses nach Aufklärung rang, nach Licht strebte, und von nichts, als von unreifen Versuchen, ja meist von mislungenen zu sprechen wußte. Aber eben dieses schien ihm anziehend zu sein; seiner langen Erfahrung ungeachtet, schien er noch immer, selbst in den wenigen Stunden, die er der ruhigen Selbstbetrachtung widmen konnte, nach Licht und Klarheit zu ringen. — Nicht selten war die Mitternachtsstunde längst verschwunden, wenn er mich verließ.

Ein solches Verhältnis zu einem so mächtigen Manne mußte die Aufmerksamkeit der Freunde und Verwandten auf sich ziehen.

Der noch vor Kurzem verlassene, ja wohl von Verwandten und Bekannten aufgegebene junge Mann erschien nun unerwartet in einer so günstigen Stellung. Man verwunderte sich allenthalben, der Neid ward hier und da laut, besonders ward auf eine gehässige Weise die Bemerkung gemacht, daß es mir wohl nie, als bloßem jungem Dänen, gelungen wäre, einen so

mächtigen Fürsprecher zu erhalten: daß man, um dieses Glück zu erlangen, von Holstein aus von den Deutschen empfohlen sein müsse.

Einst ging ich morgens früh, mein kleines Bündel auf dem Rücken, nach Seelust; ich mußte an dem Friedrichs-Hospital vorbeigehen, und Professor Bang blickte zum Fenster heraus. „Wo gehst Du hin?" fragte er mich. „Nach Seelust," antwortete ich; „ich werde einige Tage bei Graf Schimmelmann zubringen." — „Und so darfst Du bei dem Minister erscheinen?" fragte er verwundert. — Ich antwortete: „Wie ich hingekommen bin, erfährt der Minister wahrscheinlich gar nicht. Die Stube, die ich schon einmal bewohnt habe, ist mir bekannt. Der Bediente schließt sie mir auf, und da kleide ich mich um. Vormittags sieht mich Niemand." Der gute Onkel konnte sein Erstaunen, aber auch seine Freude über meine glückliche Stellung nicht verbergen.

So hatte sich nun Alles unerwartet günstig gefügt. Kaum war ich drei Wochen in Kopenhagen, als ich, hinreichend mit Geld versehen, die größere Reise antreten konnte. Der Botaniker Hornemann sollte mich begleiten.

Ich reiste durch Seeland, um in Fühnen die dort an einen Prediger Zeuthen verheirathete Schwester zu besuchen. Sie war seit Kurzem verheirathet; ich hatte sie seit ihrem neunten Jahre, als sie das väterliche Haus verließ, nicht wieder gesehen, und besuchte sie im Sommer 1840 wieder. Die ganze Veränderung ihrer Lage in dieser langen Zeit bestand darin, daß sie mit ihrem Manne nach einer besseren Pfarre, wenige Meilen von der ersten entfernt, hinzog.

In Fühnen traf mich mein Reisegefährte Hornemann. Ich lernte die reizenden südlichen Küsten dieser Insel kennen, und das kleine, nur durch eine Fähre von ihr getrennte Thorsing, eine der anmuthigsten Inseln, die ich jemals sah. Von einem hohen Punkte, fast in der Mitte der Insel, sieht man ganz nahe das Städtchen Svendborg und die waldreichen, fruchtbaren Höhen von Fühnen nach der Ostsee; man übersieht Langeland, und in der Ferne die Westküste von Seeland; kleinere Inseln, näher und ferner, kommen zum Vorscheine. Thorsing selbst ist eins der fruchtbarsten Länder in Dänemark; die Bauern sind wohlhabend, die Dörfer von reichen Aeckern umgeben. Man hat auf dieser Insel mit großem Glücke den

Seetang als Dünger benutzt, und der Herzog von Holstein-Beck hat in einer eigenen Schrift die sorgfältige Landwirthschaft der Insel beschrieben. Der Eigenthümer, Graf Juul, bewohnt ein altes Gebäude, Waldemar-Schloß, dicht neben einer schönen Waldung, nahe an der Ostsee. Gegen Norden und Süden erblickt man Waldungen auf hervorspringenden Landzungen, die, an heiteren Tagen gehoben, über die Wasserfläche hinaustreten und sich in dieser abspiegeln. Es ist eine der angenehmsten und heitersten Gegenden, die ich jemals sah; es ruht eine ländliche Stille, eine idyllische Ruhe über Dorf und Acker, Wald und Meer, die einen Jeden zum längeren Verweilen unwiderstehlich einladet. Der Eindruck, den diese Insel auf mich machte, ist nie verschwunden. Oft träumte ich mich als den glücklichen Besitzer derselben, ruhig und von der Welt zurückgezogen, und schilderte das Glück eines solchen Besitzes so lebhaft, daß Oehlenschläger die Furcht äußerte, ich möchte verrückt werden, und mich zuletzt durch eine fixe Idee als Herrn von Thorsing betrachten. In der That ist selbst in den späteren Jahren dieser Traum oft wiedergekehrt, und meine Phantasie hat es gewagt, ohne

alle andere Förmlichkeiten, allein durch ihren souverainen Willen den Grafen Juul aus seinem Besitze zu vertreiben.

Wir ruderten nach der eine Meile von Thorsing gegen Süden entfernten Insel Strynöe. Mein Freund und Reisegefährte Hornemann wollte hier einen Verwandten, den Prediger Bred'sdorf, besuchen. Seine Frau hatte einst die Theilnahme der Hauptstadt in Anspruch genommen. Sie war die hinterlassene Braut des Dichters Samsöe, der eben, als seine Tragödie „Dyveke“ die Bewunderung der ganzen Stadt erregte, starb. Ich lernte diese, durch Bildung und liebenswürdige Anmuth ausgezeichnete Frau, deren tragisches Schicksal vier bis fünf Jahre früher mich selbst zu einem poetischen Versuche veranlaßt hatte, hier zuerst kennen, wo sie auf einer entfernten Insel, zwar an der Seite eines braven und gebildeten Mannes, sonst aber nur von Bauern umgeben, wie mir schien, in trauriger Einsamkeit lebte.

Zu einer größeren, zwei Meilen entfernten Insel, Aeröe, ward nun mit dem Freunde, der auch hier Verwandte besuchen wollte, hingerudert; aber es war nicht leicht, von hier wieder fort zu kommen. Die

Insel hat keinen großen Verkehr mit dem Festlande; wir mußten gegen unsern Willen einige Tage bei den Verwandten verweilen, und verließen sie mit einer Gelegenheit, die doch etwas Bedenkliches hatte, um die Ueberfahrt nach Heiligenhafen in Holstein, eine Entfernung, irre ich nicht, von etwa acht Meilen, zu machen. Es war eine Jacht, bestimmt, eine Anzahl Pferde nach Holstein zu bringen; diese, in zwei Reihen, die Köpfe gegen einander gestellt, nahmen den ganzen Raum des Schiffes ein, und die Schiffsleute konnten von dem Hintertheile bis zu dem Vordertheile nur gelangen, indem sie auf dem Rande des Schiffes balancirten und sich an die Rücken der Pferde lehnten. Uns blieben kaum einige Schritte von der niedrigen Cajüte zur Bewegung übrig. Ein conträrer Wind, oder gar ein Sturm, würde uns mit dieser Reisegesellschaft in eine sehr bedenkliche Lage versetzt haben. Zum Glück war das Wetter heiter, der Wind günstig, und wir landeten nach zehn bis zwölf Stunden in Heiligenhafen. Wir eilten nach Kiel, nachdem ich mich so, auf eine etwas abenteuerliche Weise, von dem Meeresgestade, in dessen Nähe ich bis jetzt mein ganzes Leben zugebracht hatte, trennte.

Ich blieb nur ein Paar Tage in Kiel, und schied nicht ohne Wehmuth von den Gönnern und Freunden, die ich dort gefunden hatte, von einer Stadt, in welcher glückliche Verhältnisse mich aus einer gefährlichen Lage herausgerissen und mir eine hoffnungsvolle Zukunft eröffnet hatten.

Wir kamen nach Hamburg, und ich dachte an die trüben Tage, die ich dort verlebt hatte. L. und Madsen erfuhren mit theilnehmender Freude die günstige Veränderung meiner Stellung, und mir trat nun die Erfüllung des uralten, meine ganze Jugend durchdringenden Wunsches entgegen.

Mit welcher Erwartung setzte ich die Reise von Hamburg, eingesperrt in einen unbequemen Postwagen, durch die traurige Haide fort!

Ueber Holstein.

Man erlaube mir, ehe ich diesen Band schließe, einige Bemerkungen über das Land, in welchem ich nun zwei Jahre verlebt hatte.

In Dänemark lebte ich selbst aus den Verhältnissen heraus, sie gehörten zu meinem Dasein, sie ließen sich von dem Gange meiner Bildung nicht trennen. In Holstein würde ich mich vielleicht, hätte ich mich länger da aufgehalten, in die Verhältnisse hineingelebt haben. Während der kurzen Zeit, welche ich dort zubrachte, traten mir zwar angenehme Verhältnisse und bedeutende Menschen entgegen, und ich muß die engere Umgebung durchaus eine heitere und fördernde nennen: aber die Provinz selbst im Ganzen mit ihrer Eigenthümlichkeit blieb mir fremd, erschien mir als ein Gegenstand der Betrachtung, nicht als ein Erlebtes.

Holstein war damals der Mittelpunkt einer Literatur, die nicht ohne bedeutenden Einfluß auf ganz Deutschland blieb. Das jugendliche Bündnis zwischen Voß, den Gebrüdern Stolberg, Boye, Hensler d. j. und Hölty bestand fast durchaus aus Nordländern. Die Strahlen des mächtigen Lessingschen Geistes waren, während seines Aufenthaltes in Hamburg, auch in Holstein eingedrungen; der originelle Claudius lebte in Wandsbeck; mit Boye zugleich hielt sich der alte berühmte Niebuhr in Meldorf auf,

jener Reisende, der, von einer wissenschaftlich bedeutenden Expedition zurückkehrend, mit Recht als ein noch nicht erreichtes Muster in seiner Art betrachtet ward. In Eutin lebte Voß, der strenge, rücksichtslos gebietende Rector, nicht bloß in seiner Schule, sondern in der That in der ganzen Provinz. Im Hintergrunde, allgemein verehrt, Klopstock, hier, fast, wie später in ganz Deutschland, Goethe.

Auch berühmte Reisende erschienen hier: Lavater und Jacobi hielten sich einige Zeit in Holstein auf, eben so Lafayette. Ich sah Dumouriez in Kiel. So trat eine bedeutende literarische Thätigkeit in Holstein hervor, und drang einflußreich in ganz Deutschland hinein; so drängte sich die politische Bewegung in Europa, und durch bedeutende Persönlichkeiten hier näher an mich heran, als in meinem mehr entfernten Vaterlande.

Der Holsteinische Bauer gefiel mir wohl. In dem westlichen Theile von Holstein war er freier Gutsbesitzer. Von Kiel aus besuchte ich die Marschgegenden, aus welchen ich ja herstamme.

Ein charakteristisches Ereignis muß ich hier noch kurz erwähnen. Ein angehender Advokat, dessen Be-

kanntschaft ich in der ersten Zeit meines Aufenthaltes in Kiel gemacht hatte, wollte mich in der Nähe von Wilster mit einem reichen Marschbauern, der, wie er behauptete, über mehr als hunderttausend Mark zu gebieten hatte, bekannt machen. Ich trat in die Stube hinein; im Hintergrunde saß ein dicker Bauer, den Kopf mit einem dreieckigen Hute bedeckt. Ich ward genannt und ihm vorgestellt. Er lüftete den Hut, setzte ihn wieder auf, nickte mir einen gravitätischen Gruß zu und bot mir ein Glas Wein an. Als ich nach einigem Sträuben das dargebotene Glas annahm, sah er mich mit einem wohlwollenden und mitleidigen Lächeln an, das durch die Bemerkung, die er machte, hinlänglich erläutert ward: „He hät wol lang keen Win drunken,“ sagte er, indem er mir das Glas reichte. Ein solches abgeschlossen stolzes Selbstvertrauen charakterisirt nun eigentlich den Holsteinischen Bauer, und bildet einen wunderbaren Gegensatz gegen die freundliche und heitere Freimüthigkeit des Norwegischen Bauern, der sich in seiner völligen Selbständigkeit doch auch Etwas zu sein dünkt. In Holstein trat der Gegensatz zwischen der liberalen Gesinnung der Mittelklasse und der Aristokratie schärfer

hervor. Die geistige Bildung veranlaßte zwar eine Annäherung zwischen Adel und Bürger, aber ein verdachtvolles Aufpassen herrschte bei dem ersteren, ein abschließender Stolz bei dem letzteren vor; eine Versöhnung fand keinesweges statt. Der Eindruck, den dieses Verhältnis auf mich machte, hat eine, freilich bis zum Extreme getriebene, Darstellung gefunden in der unglücklichen, ja mir schauderhaften Schrift von Voß gegen Stolberg. Hier sah man, wie selbst die innigste geistige Verbindung die jahrelang herrschende lauernde Erbitterung nicht zu verdrängen vermochte, bis das Tagebuch der aus einem finstern Verdachte entstandenen Beobachtungen von dem einen Greise vor den Augen des ganzen Publikums, dem andern am Rande des Grabes überreicht wurde.

Auch der religiöse Gegensatz bildete sich eben so herbe aus. Die Religiosität eines Theils des Holsteinischen Adels hatte einen etwas schroffen Charakter. Ihm gegenüber entwickelte sich ein trockener Rationalismus; Stolberg ward aus dieser widerwärtigen Klemme, mit einem Herzen voll Liebe, gewaltsam in den Katholicismus hineingetrieben. Dem aufgeklärten Professor Müller, als Seminar-Director, gegen-

über, ward ein gewisser **Hermes**, ein Verwandter des bekannten aus der Wöllnerschen Schule, nach Kiel berufen, damit auch hier zwei Extreme sich feindselig berühren konnten.

Alle diese Verhältnisse haben sich im Verlaufe der Zeit viel milder gestaltet.

Ueberhaupt schien mir eine kalte, einseitig richtende Reflection, die an Anmuth eben so viel verlor, wie sie an Bestimmtheit zunahm, etwas Vorherrschendes unter den Gebildeten, ja unter den Frauen: und dennoch mußte ich mir es gestehen, daß eine wirklich tiefe Gemüthlichkeit mir so oft entgegentrat, daß ich sie eine herrschende nennen mußte. Sie äußerte sich durch eine unveränderliche Anhänglichkeit und Treue gegen Freunde, so wie auch durch eine herzliche Theilnahme an fremder Noth. Nur durften die Antipathieen nicht erweckt werden. Eben so muß es zugestanden werden, daß man, wie gegen Andere, so auch strenge gegen sich selbst war, und so entstand jene gewissenhafte Schärfe der Untersuchung, jene, wenn auch beschränkte, Gründlichkeit, die doch auch ihr entschiedenes Verdienst hatte.

Wenn nun dieses Urtheil über Holstein hart, ja

ungerecht erscheint, so darf man nicht vergessen, daß es sich durchaus für ein subjectives ausgibt, daß es den Eindruck wiedergibt, der in der Seele eines Jünglings entstand, nachdem er unter Verwandten und Freunden, die seine Träume, wenn auch nicht billigten, doch duldeten, seine Jugendjahre verlebt hatte; der nicht selten durch die Härte und Strenge sich von einem gerechten Vorwurfe getroffen fühlte, den er durch Tadel zu beseitigen suchte. — So wenig erfreulich erschien mir Holstein im Ganzen: in meiner Nähe gestaltete sich Alles viel freundlicher, und auf einer Universität, wo so viele scharf ausgeprägte Eigenthümlichkeiten sich in ihrer Art zu behaupten suchen, wird die Nothwendigkeit einer wechselseitigen Duldung bald fühlbar.

Druck von Graß, Barth und Comp. in Breslau.